P. o. germ. 2001 f (6

Die deutschen Volksbücher

Gesammelt

und in ihrer ursprünglichen Echtheit wiederhergestellt

von

Karl Simrock.

Mit Holzschnitten.

Sechster Band.

Frankfurt a. M.

Druck und Verlag von Heinr. Ludw. Brönner.

1847.

J2o 18285

H E k

ERZIEHER AKADEMIE
DER
ADOLF-HITLER-SCHULEN

Bayerische
Staatsbibliothek
München

(2802)

Inhalt.

	Seite
Melusina	1
Margraf Walther	119
Gismunda	153
Der arme Heinrich	171
Der Schwanenritter	205
Flos und Blankflos	279
Zauberer Virgilius	323
Bruder Rausch	387
Ahasverus	417

Melusina.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Wie Herr Johann von Portenach seinem Caplan befahl, dieß Buch zu schreiben.

Vor Zeiten war ein Graf von Poitiers in Frankreich, welcher auch Herr zu Portenach hieß, mit Namen Johannes, der begehrte von seinem Caplan, ihm einen Auszug aus den Chroniken seiner Vorfahren zu machen, wie und durch Wen das Schloß und die Stadt Lusignan in Frankreich angefangen, gebaut und gestiftet worden sei, desgleichen, aus welchem Geschlecht er und seine Väter wären. Daraus sollte er ein Buch in Reimen machen. Dieser fand zu Portenach Bücher in französischer Sprache, die aus dem Lateinischen übersetzt waren: daraus zog er folgenden deutschen Inhalt:

Zur Zeit Ottos, Königs in Frankreich, war zu Poitiers ein Graf Emmerich, ein sehr gelehrter und sinnreicher Herr, der besonders in der Astronomie sehr erfahren war, so daß er von dem Lauf der Gestirne und zukünftigen Dingen viel zu sagen wußte. Er war auch an Gütern sehr reich, und vergnügte sich oft an der Jagd. Doch hatte er nur einen Sohn, Bertram, und eine einzige Tochter, Blaniserte, die hatte er sehr lieb. Nun waren in dem Lande zu Poitiers viele große Wälder und Holzungen, darunter ein Wald, Kürbsforst genannt: in demselben wohnte ein Graf von Forst, der war zwar arm und hatte viele Kinder, dabei aber ein vernünftiger, weiser und redlicher Herr, der sehr bescheidentlich nach guter Ordnung

lebte und sich und seine Kinder mit Wenigem ehrlich hinbrachte, daher er auch von Jedermann geehrt und wohlgehalten ward. Dieser Graf von Forst war auch vom Stamm und Geschlecht des vorgenannten Grafen von Poitiers, nämlich dessen Mutterbruder, und führte sein Schild und Wappen. Mithin gieng dem Grafen Emmerich von Poitiers seines Oheims, des Grafen von Forst, Armut und seine vielen Kinder sehr zu Herzen, war deswegen auf Mittel und Wege bedacht, wie er ihm in etwa zu Hülfe kommen und einen Theil seiner Kinder abnehmen könnte, damit er die übrigen beßer aussteuern und versorgen möchte.

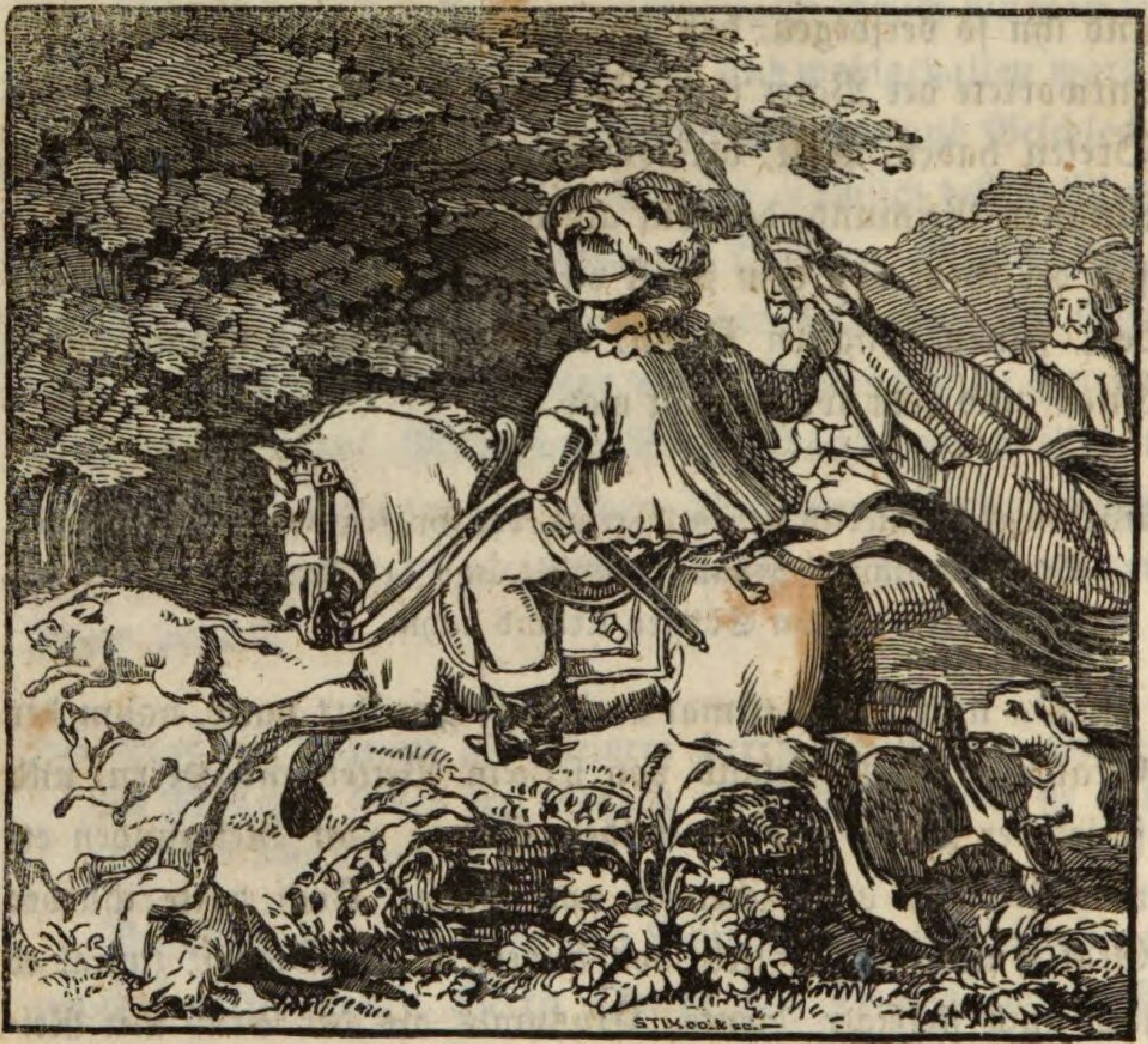
Der Graf von Poitiers giebt seinem Herrn Oheim, dem Grafen von Forst und seinen drei Söhnen ein Gastmal, wobei sie miteinander sehr vergnügt sind.

Demnach ließ der Graf von Poitiers ein großes Gastmal zurichten, und seinen Herrn Oheim, den Grafen von Forst, dazu einladen, wie er Solches zu thun sich mit seinen Lehns-Mannen zuvor berathen hatte. Zu diesem Gastmal kam denn auch der Graf von Forst mit dreien seiner Söhne in weidlicher Zucht und Ordnung. Da nun der Graf von Poitiers den Grafen von Forst und seine Söhne, wie es sich gebührte und angeborne Liebe mit sich brachte, vetterlich ehrte, so betrachtete er die Jünglinge, des Grafen von Forst Söhne, gar genau, und warf auf den jüngsten Reimund eine große Liebe. Deshalb sprach er zu seinem Oheim dem Grafen von Forst also: Lieber Herr Oheim, ich sehe wohl, daß ihr mit Kindern sehr beladen seid: darum begehre ich von euch, daß ihr mir eurer Söhne einen gebt: den will ich erziehen wie mein eignes Kind,

und ihn so versorgen, daß ihr mir ganz vertrauen mögt. Da antwortete der Vater ihm: Ja, welchen Ihr hier unter diesen Dreien haben wollt, der soll Euer sein. Da verlangte er den jüngsten Reimund, der ihm am besten gefiel. Dessen bedankte sich der Graf von dem Forst vielmals, und gab ihm Reimunden, seinen jüngsten Sohn, der auch zumal ein gar adliger Knab und sehr wohlgestalt war.

Wie Graf Emmerich seines Oheims, des Grafen von Forst, jüngsten Sohn, Reimund genannt, behielt und der Graf von Forst mit den andern zweien Söhnen Urlaub nahm.

Da nun das Gastmal drei Tage gewährt hatte, nahm der Graf vom Forst Urlaub von seinem Vetter und Herrn, und schied der Vater und die beiden Söhne von Reimunden etwas betrübt, desgleichen er von ihnen. Doch hatte ihn der Graf Emmerich gar lieb, vor andern seiner Diener, zumal er ihm auch fleißiger diente. Einsmals als der Graf mit Reimunden und seinen Leuten, seiner Gewohnheit nach, auf der Jagd war, und ein von den Hunden aufgetriebenes aufstoßendes wildes Schwein niederlegen wollte, eilte es vor den Hunden hin, hieb viele derselben zu Schanden, zog die ganze Jagdgesellschaft nach sich in den Wald, welcher Columbier hieß, und verursachte, daß Graf Emmerich sich beim Mondschein im Walde verirrte und von allen seinen Dienern verlor, daß ihrer Keiner wuste wo er hingekommen war, ausgenommen Reimund, der war bei ihm. Da sprach Reimund zu ihm: Herr Vetter! wir sind nun in der Nacht von allen unsern Leuten gekommen und haben die Hunde verloren; daher wäre es rathsam, daß wir uns nach einer Herberge umsähen,



wo wir diese Nacht über bleiben könnten. Worauf der Graf zur Antwort gab: Du räthst wohl, zumal der Himmel gestirnt ist, und der Mond sehr hell scheint. Also fiengen sie an quer durch das Holz zu reiten, und fanden zuletzt, nach vieler Beschwerde, einen schönen Weg. Da sprach Reimund: Herr, ich versehe mich, daß dieser Weg gen Poitiers gehe: wir wollen eilen, vielleicht finden wir unsere Leute, die ihn beßer kennen, so kommen wir nicht zu spät, man läßt uns zu Poitiers noch ein. Da sprach der Graf: Es mag sein; ich folge gern deinem Rath.

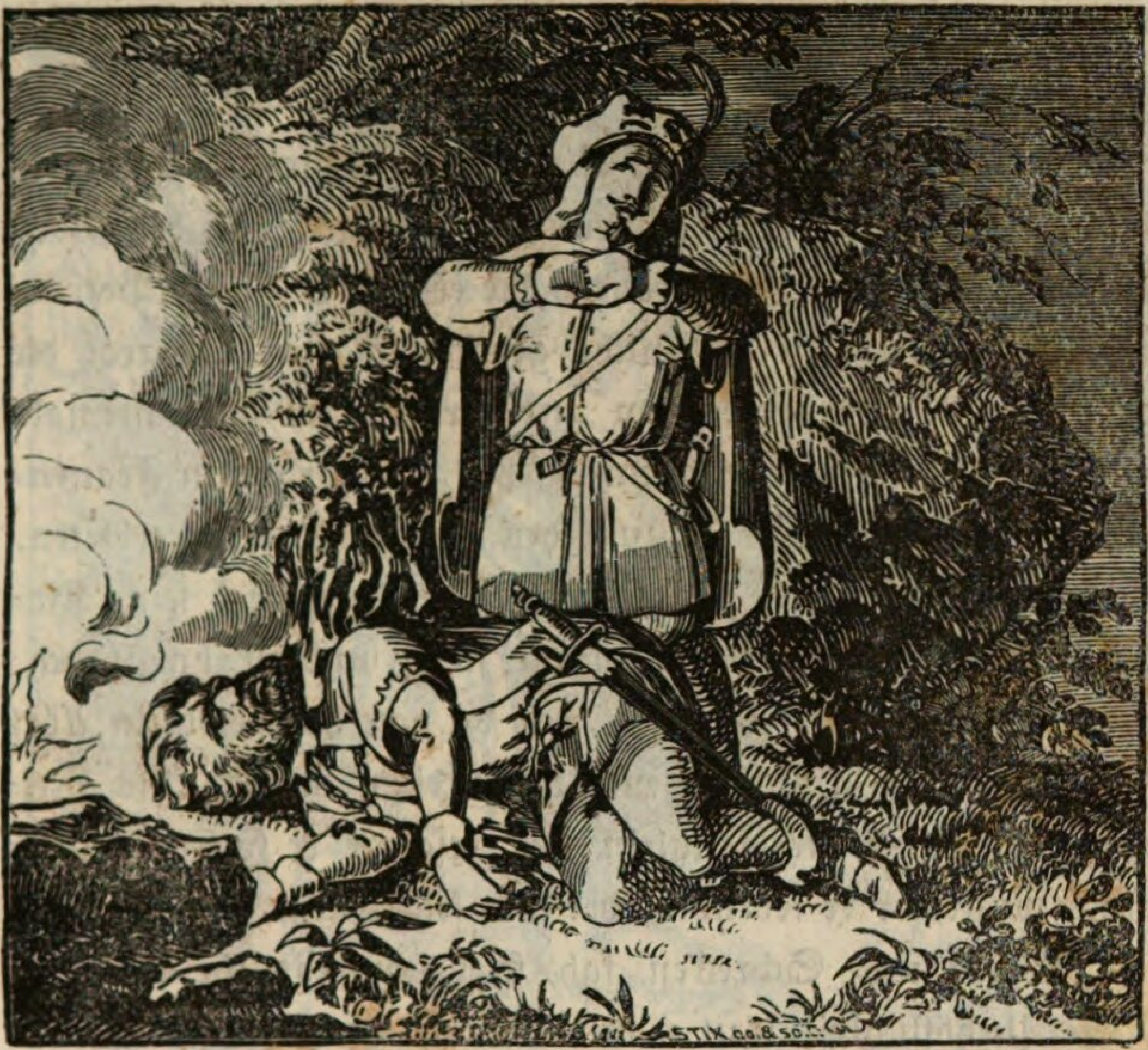
Wie Graf Emmerich groß Wunder sah am Gestirn und es Reimunden sagte.

Wie sie nun ritten und der Graf des Gestirnes und der Planeten, seiner großen Wissenschaft nach, zu achten begann, sah er unter andern Sternen einen Stern und als er den ersah, erseufzte er gar tief und sprach: O Gott, wie sind deine Wunder so groß und mannigfaltig, oder wie mag doch die Natur einen Mann hervorbringen, der durch seine Bosheit und Missethat zu großen zeitlichen Ehren erhöht werden soll, da es doch unziemlich ist, daß jemand durch Uebelthat aufkomme und geehrt werde. Er sprach ferner: Reimund, lieber Vetter, komm her, ich will dir große Wunder und seltsame Abenteuer weisen, dergleichen du noch nie vernommen hast. Reimund fragte was es denn wäre? da antwortete Graf Emmerich und sprach: da sehe ich, daß zu dieser Stunde Einer seinen Herrn tödtet, und darauf ein so gewaltiger, mächtiger Herr wird, als keiner seiner Freunde gewesen ist. Hierauf schwieg Reimund still, sie ritten mit einander fort, und fanden ein Feuer, das die Hirten in dem Holze gelaßen hatten. Da stiegen sie von den Pferden, suchten Holz zusammen, und legten es auf das Feuer um sich zu wärmen, weil es sehr kalt war. Indem sie sich bei dem Feuer wärmten, hörten sie durch das Holz etwas hervorbrechen, Reimund ergriff schnell sein Schwert, desgleichen der Graf seinen Spieß und konnten damit nicht geschwind genug sein, denn es kam dorther ein großes Schwein, klappte mit den Zähnen und schäumte gar feindlich. Reimund schrie seinen Herrn an und sprach: O Herr, erhaltet euer Leben, und steigt schnell auf einen Baum. Der Graf aber that es nicht, sondern sprach: Solches ist mir nie wider=

fahren, und soll mir auch, so Gott will, niemals vorgeworfen werden, daß ich um ein Schwein schändlich geflohen wäre. Dieses war dem Reimund sehr leid. Der Graf zuckte den Spieß, lief das Schwein an und gab ihm einen Stich; das Schwein aber schlug den Stich ab und warf den Grafen zu Boden. Hierauf nahm Reimund seines Herrn Spieß, wollte das Schwein niederlegen, fehlte aber, und stieß damit in seines Herrn und Vettern Leib, zog ihn aber gleich wieder heraus und fällte das Schwein: damit kehrte er sich um, lief zu seinem Herrn und Vetter; den fand er in Todesnöthen liegen, und verscheiden.

Wie Reimund seines Herrn und Vetter Unfall klagte, und daß er ihn so jämmerlich getödtet hatte.

Als nun Reimund das große Unglück sah, das ihm zugestoßen war, fieng er ein sehr jämmerliches und bittres Klagen an, raufte sich die Haare aus, und sprach: o Glück! wie hast du mich so gar mit Elend, Herzeleid und allem Misgeschick beladen. Niemand sollte sich allzusehr auf dich verlaßen, weil du großen Jammer und Leid zufügen kannst, wem du es gönnest. Du kannst aus dem Armen einen Reichen, und aus dem Reichen einen Armen machen, dem einen hilfst du auf, dem andern nieder, einem bist du süße, dem andern bitter. Ach Glück! wessen hast du mich armen jungen Thoren geziehen? Hast du mich doch an Leib und Seele, an Ehre und Gut verderbt, und mich in große Noth, Elend und Arbeit gebracht. Wollte Gott, daß ich nun auch sterben sollte und mit meinem liebsten Herrn und Vetter begraben werden, da ich des zeitlichen Trostes völlig beraubt bin und sein muß. Denn so lange



ich lebe, mag ich aus dem Argwohn nicht kommen, als ob ich den Stich an meinem allerliebsten Herrn und Vetter mit Willen gethan und ihn ermordet hätte. So erbarm es Gott im Himmel, daß ich je geboren ward, und verflucht sei die Stunde, in der ich empfangen wurde. Solches Klagen trieb Reimund länger als eine Stunde. Reimund setzte sich wieder auf sein Ross und ritt in großem Jammer, Leid und Betrübniss, wand seine Hände mit großem Geschrei und erbärmlicher Klage, und ließ sein Pferd gehen ohne Führung und Lenkung, daß er den Zaum nicht anrührte vor großer Qual, die er im Herzen trug.

Wie Reimund irre ritt in großer Klage und zu dem Durstbrunnen kam, wo ihn Melusina fand und tröstete.

In solcher jämmerlicher Klage kam Reimund zu einem kühlen Brunnen, der Durstbrunnen genannt. Bei demselben stunden drei schöne Jungfrauen, die er vor Leid und Betrübniss ganz übersehen und nicht geachtet hatte. Da trat die schönste und jüngste zu ihm und sprach: Ich habe niemals einen so unartigen Edelmann gesehen, der vor einem Frauenbild hinritte, ohne mit ihr zu reden oder ihr Ehre zu erbieten. Reimund antwortete hierauf nichts, sondern trieb seine Klagen fort, bis sie ihn beim Zaume fieng, und zu ihm sprach: Sicher, du beweisest gar nicht, daß du von hochgelobtem Adel seist, da du so stillschweigend vorbeireiten willst. Als Reimund dieses schöne Fräulein sah, erschrak er so sehr, daß er nicht wuste, ob er lebendig oder todt sei. Wenn sie nun gleich sein Leiden und Schrecken sah, so beschuldigte sie ihn doch großer Unhöflichkeit, weil er mit ihr nicht geredet hätte. Zuletzt brachte sie es doch so weit, daß er vom Pferde sprang und also sprach: Ach allerschönste Jungfrau, ich bitte euer Gnaden sehr, mir meine Unhöflichkeit zu verzeihen, und zum Besten auszulegen. Das Fräulein antwortete gütiglich und sprach: Ach Reimund, lieber Freund, deine Noth und Klage ist mir in Treuen leid. Als er hörte, daß sie ihn mit Namen nannte, verwunderte er sich sehr und sprach: Ach! edle Jungfrau, mich kann nicht genug verwundern, daß ihr meinen Namen wißt, denn mich dünkt nicht, daß ich euch kenne. Nun seh ich aber wohl ein unsäglich schön Angesicht, wohlgezierten Leib und züchtige Gestalt, daß mir mein Herz sagt, ich solle in meinem Leid einen Trost und Linderung meines Kummers von euch em-

pfangen. Die Jungfrau sprach: Reimund, ich weiß deine Noth und Klage, und das Unglück, das dir zu dieser Stunde an deinem Herrn und Vetter geschehen ist, den du mit dem wilden Schwein getödtet hast, was doch wider deinen Willen geschehen ist, und wenn du meiner Lehre folgen willst, so soll dir an Gut, Ehre, Glück und Geld nimmermehr gebrechen, sondern sollst glücklicher, mächtiger und reicher werden als Einer deiner Freunde gewesen ist. Ingleichen sagte sie zu ihm: Lieber Reimund! was dir dein Herr und Vetter geweissagt hat, das muß auch an dir vollbracht werden, mit der Hülfe Gottes, der Alles vermag. Wie nun Reimund hörte, daß

sie Gottes gedachte, so gewann er einen besondern Trost und gedachte bei sich: Nun mag ich etwas Trostes haben, daß die Jungfrau kein Gespenst, auch keine Heidin, sondern von christlichem Blut und nicht ungläubig sei, und sprach zu ihr: Ach! schönes Fräulein, ich will mein Herz und Gemüth nach euerm Willen richten; aber ich kann und mag es nicht laßen mit Euerm Urlaub zu fragen, wie es kommt, daß ihr meinen Namen wißt, und auch das große Unglück, das mich betroffen hat, euch nicht verborgen ist, da ich euch doch weder vor noch bei dem Unfall sah, der mir widerfahren ist. Sie tröstete ihn und sprach: Reimund, verzage nicht; dein Glück und Heil muß sich erheben wie dir dein Herr und Vetter vorausgesagt hat, und nach Gott bin ich die, durch welche du dieß Alles erlangen magst. Zweifle auch nicht, sondern glaube, daß ich eine gute Christin sei, weil ich alles halte und glaube, was ein Christ glauben soll: nämlich daß Gott von einer keuschen Jungfrau geboren sei, für uns arme Sünder gelitten habe, als wahrer Gott und Mensch auferstanden und gen Himmel gefahren sei. Ueberhaupt konnte sie ihm alle Artikel des christlichen Glaubens nach der Ordnung sagen, und sprach zu ihm: Reimund, du wirst weise werden, und zu solchen Ehren kommen, daß keiner deines Geschlechtes je höher kam noch kommen wird. Reimund begann aus ihren Worten großen Trost zu schöpfen, und war bald wieder zu seinen Sinnen und zu seiner Farbe gekommen; er antwortete hierauf: Ach allerschönstes und liebstes Fräulein, ich bin bereit, alles das was ihr mir rathet, nach meinem Vermögen zu thun und zu erfüllen. Die Jungfrau sprach: Reimund, du sollst mir erst bei Gott und seinem Leichnam schwören, daß du mich zu einem eheli-

chen Gemahl nehmen, und an keinem Samstag nach mir fragen oder nach mir suchen willst, weder selbst noch durch andere, mich den ganzen Tag unbekümmert laßen, wo ich sei, was ich thue, oder schaffe. Dagegen will ich dir schwören und geloben, daß ich all mein Leben und auch an jenem Tage an kein Ende kommen will, das dir schädlich oder unziemlich wäre. Dieses alles schwur ihr Reimund zu; ob er es ihr aber gehalten hat oder nicht, wird man hernach hören. Die Jungfrau sprach zu ihm: Reimund, wenn du mir nicht leistest oder hältst was du mir gelobt und geschworen hast, so sollst du mich verlieren und nimmer wieder sehen, hernach aber deine Kinder und Erben kein Glück weiter haben, auch an Land und Leuten, Ehr und Gut abnehmen. Reimund schwur ihr zum andernmale, daß er sich hierin nimmermehr vergehen, sondern seine gelobte Treue redlich an ihr halten wollte; hielt es aber dennoch nicht, mithin verlor er seine schöne und geliebte Frau, wie es bald zu hören sein wird. Zuletzt sprach die Jungfrau zu Reimund: Nun sollst du nach Poitiers reiten, und wenn man dich fragt wo dein Herr sei, antworten, ich hab ihn in dem Walde verloren. Darauf wird man ihn suchen und zuletzt auch finden, und wird ihn mit großer Klage gen Poitier's fahren und mit weidlicher Betrübniſs begraben. Besonders wird die Gräfin und ihre Kinder großen Jammer und Herzeleid haben; da sollst du sie trösten und ihnen freundlich dienen. Darnach so er bestattet ist, werden die Edeln alle kommen, und seinen Sohn für ihren Lehnsherrn erkennen, und die Lehn empfahen wollen. Da sollst du ihn bitten, daß er um die getreuen Dienste, die du dem verstorbenen Grafen gethan hast, dir eine Gabe geben wolle, hier an dieser Statt und bei dem

Brunnen wo wir jetzo sind, nämlich so viel Erdreichs als du mit einer Hirschhaut umfangen mögest. Solches wird er dir nicht versagen; doch sollst du gedenken, daß dir darüber noch desselben Tages gut versiegelte Briefe mit Anführung des Tages und Jahres gegeben werden. Wenn du das hast, magst du dich noch eine Weile aufhalten, und dann hinweggehen. Alsbald wird dir ein Mann begegnen, der eine Hirschhaut feil trägt: den laß nicht weggehen, sondern kaufe sie, sie koste was sie wolle. Aus dieser Haut laß dir einen schmalen Riemen schneiden, so dünn als möglich, immer rings um die Haut, und laß dir dann deine Gabe überweisen, und ziehe den Riemen herum, soviel er faßen und begreifen will. Dann zeigte sie ihm, wie er den Riemen ziehen sollte, und hieß ihn dann hinwegreiten und an einem bestimmten Tag wieder zu ihr an diese Statt kommen.

Reimund nahm von der Jungfrau Melusina Urlaub und ritt nach Poitiers.

Reimund empfahl sich seiner geliebten Melusina zum geneigten Andenken, versprach ihr Alles, was sie ihm zu thun gerathen hatte, zu leisten und ritt nach Poitiers. Da er nun des Morgens früh zu Poitiers ankam, sprachen sie alle: Reimund, wie geht es zu, daß du ohne deinen Herrn kommst? Reimund antwortete ihnen, und sprach: Fürwahr, ich habe ihn seit gestern Abend nicht gesehen, denn er entritt mir im Walde, den Jägern nach, und so hab ich ihn verloren. Man fragte ihn also nicht weiter, denn Niemand konnte auf den Gedanken kommen, daß Reimund an des Grafen Emmerichs Abwesenheit Schuld wäre, wiewohl er hernach sehr schwermüthig war, und sehr oft seufzte, jedoch so wie ihm seine Verlobte gerathen hatte.

Nun kamen des Grafen Diener alle von der Jagd, der eine vor, der andre nach, bis auf zweie; keiner von ihnen aber konnte sagen oder wißen, an welchem Orte der Graf am Abend gewesen oder geblieben wäre. Mithin erhob sich ein großes Klagen bei Hofe, insonderheit von der Gräfin und ihren Kindern. Als sie in solcher Betrübniſs waren, kamen die letzten zwei Diener auch und brachten die Nachricht, daß sie ihn nach vielem Suchen bei dem Schweine todt gefunden, und mit großer Mühe mitgebracht hätten. Da erhub sich noch größere und jämmerliche Klage, wie denn das eine gar erbärmliche Sache war, zumal der Gräfin und ihren Kindern, da sie ihn also todt vor sich sahen. Da gedachten sie ihm ein köstliches und herrliches Begräbniſs zu halten, welches auch des andern Morgens unter großen Klagen aller der Seinen, Vasallen und Gemeinen, Jungen und Alten, Männer und Frauen, Geistlichen und Weltlichen geschah. Und besonders erhob Reimund so große Klage, daß er von Jedermann gelobt ward und ihn Alle desto beßer hielten.

Reimund empfängt von seinem Vetter Bertram so viel Erdreich bei dem Durstbrunnen zu Lehn, als er in eine Hirschhaut beschließen kann.

Da nun Graf Emmerich begraben war, kamen die Vasallen alle zu seinem Sohne, dem Grafen Bertram, um ihn den Gewohnheiten nach für ihren Lehnsherrn zu erkennen, und die Lehn von ihm zu empfangen. Reimund trat auch herfür und bat, wie ihn Melusina, seine Geliebte, unterrichtet hatte, und sprach: Gnädiger, lieber Herr, ich bitte Ew. Gnaden um der treuen Dienste willen, die ich meinem Herrn Vet-

ter, dem Grafen Emmerich seligen gethan habe, daß Ihr mir bei dem Durstbrunnen so viel Land und Erdreich an Aeckern und Wiesen geben wollet, als ich mit einer Hirschhaut umschließen oder umfahen kann. Weil ich auch nicht mehr um aller meiner Dieste willen verlange, und dieses Begehren sehr geringe ist, so hoffe ich, daß ihr mir Solches nicht versagen werdet. Der Graf antwortete und sprach hierauf: Ich will dir deine Bitte gewähren, und es nicht versagen, es werde mir denn von meinen Räthen widerrathen. Die Räthe aber sprachen insgesammt: Ihr sollt dem Reimund Solches nicht abschlagen, zumal er ein noch viel größeres um unsern Herrn und um Ew. Gnaden verdient hat. Der Graf Bertram gab ihm nicht allein die verlangte Gabe, sondern ließ ihm auch nach seinem Begehren einen Brief darüber ausfertigen, mit seinem und seiner Räthe Insiegel besiegeln, den Tag und Jahr darein setzen, wie unterschreiben. Desselbigen Morgens kam zu Reimunden ein Mann, der eine sehr schöne gegerbte Hirschhaut feil trug: diese kaufte er ihm ab, ließ sich daraus einen sehr langen, schmalen und dünnen Riemen schneiden, und gieng dann wieder zu dem Grafen, und bat, ihm die bewuste Gabe übergeben zu laßen.

Graf Bertram befiehlt seinen Boten, Reimunden die Gabe zu überantworten.

Der Graf Bertram verordnete von Stund an seine Diener und etliche seiner Räthe, daß sie mit Reimunden zum Durstbrunnen reiten und ihm seine Gabe überweisen sollten. Da sie zum Durstbrunnen kamen und sahen, daß Reimund einen sehr langen Riemen aus der Hirschhaut geschnitten

hatte, so verwunderten sie sich alle darüber, und wußten nicht, was sie anfangen sollten, denn es kam ihnen vor, als ob damit sehr viel Holz, Felsen, Wald und Land eingeschloßen werden könnte. Ueberdieß wurden sie zwei unbekannte Männer gewahr: diese nahmen die zerschnittene Hirschhaut, wanden selbige von einander, steckten einen Pfahl an einen Ort in die Erde, banden das Ende des langen Riemens daran, und umzogen damit den Felsen, den Durstbrunnen und eine sehr große Weite des Thals, darin auch ein feiner Bach floß, also daß sie eine große Strecke Landes umfangen hatten, dessen die dahin geschickten Gesandten sich nicht versehen hatten, denn sie meinten nicht den halben Theil damit zu begreifen. Doch das, was ihm versprochen und gegeben war, hielten sie ihm ehrlich, und ritten nach Carthausen, welches nahe dabei lag, und von dannen nach Poitiers, und erzählten ihrem Herrn Grafen und dem ganzen Hofstaat, wie zwei unbekannte Männer die Riemen gezogen und an den Pfahl geheftet, und damit eine sehr große Weite eingeschloßen hätten. Der Graf sprach: Es ist eine fremde Sache, und mag wohl ein Gespenst sein, denn ich habe oft sagen hören, daß fremde Wunder bei dem Durstbrunnen geschehen seien; doch gebe Gott, daß es ihm gut und zu seinem Glücke sei, denn es ist billig, meinem Freunde und Vetter dieses und alles Gute zu gönnen und zu wünschen. Unterdessen kam Reimund und dankte dem Grafen wohlgemuth für diese Gabe und sprach: Ich weiß nicht was mir von dieser Gabe entstehen mag; doch hoffe ich alles Gute davon zu erleben.

Wie Reimund in der Capelle Melusinens Hofgesinde sieht, und von demselben in großen Ehren gehalten wird.

Als Reimund des andern Morgens frühe aufstund, und zum Durstbrunnen ritt, fand er da seine Liebste, die ihn wohl empfieng und also sprach: Lieber Reimund, sei mir willkommen als ein weiser und vernünftiger Mann, denn Alles was ich dir gesagt habe, hast du nicht vergeßen, sondern nach meinem Willen vollbracht, dafür sollst du große Ehre gewinnen. Darnach giengen sie mit einander in eine Capelle, wo Reimund viel schönes Volk, Frauen, Ritter und Knechte, Priester und mancherlei reichlich gekleidete Leute sah. Als er sich darüber sehr verwunderte, und Melusinen fragte, wer oder von wannen alle dieses Volk sei? so antwortete sie und sprach: Du sollst dich nicht darüber wundern, sondern glauben, daß sie alle dein sind. Hiermit kehrte sie sich um zu dem Volk, und gebot ihnen allen, daß sie dem Reimund gehorsam und unterthan wären als ihrem rechten Herrn und Gebieter, welches sie von Stund an thaten, und ihm alle Treue, Liebe und Gehorsam erboten.

Als Reimund diesen fremden Gehorsam erwog, und deswegen um ein gutes Ende bat, fieng Melusina an, und sprach: Reimund! ich will dir sagen, daß du meinen Stand und Wesen nicht eher eigentlich erkennen kannst, bis du mich zu einem ehelichen Gemahl genommen hast. Reimund versetzte: Frau, ich bin bereit euern Willen zu allen Zeiten zu thun und zu erfüllen. Melusina antwortete ihm hierauf und sprach: Mein lieber Reinmund! das muß eine ordentliche Gestalt haben, und ehrlich zugehen: du must dir Mühe geben, recht viel Leute zu meiner und deiner Hochzeit hieher zu bringen,

ohne zu fürchten, daß die so mit dir kommen, etwa Mangel an einer Sache, deren man zur Hochzeit bedarf, haben sollten, indem Eßen und Trinken genug vorhanden ist, und du nur darauf bedacht sein darfst, die Deinigen, so du dabei haben willst, ganz gewiss und ohne Verzug auf den nächstkommenden Montag zu rechter Tageszeit hierher zu bringen.

Da ritt Reimund geschwind wieder nach Poitiers zu seinem Herrn und Vetter, grüßte ihn und sprach: Gnädiger Herr Vetter, weil ich euer Diener und Euern Gnaden gewogen bin, so ist es nicht billig, euch meine Heimlichkeiten länger zu verschweigen. Ich füge euch daher zu wißen, daß ich mir eine Frau zur Ehe nehmen und mit ihr bei dem sogenannten Durstbrunnen nächstkommenden Montag Hochzeit halten will: darum bitte ich Euer Gnaden demüthiglich, da bei mir persönlich zu erscheinen und mir die Ehre zu erweisen. Der Graf antwortete, und sprach: Lieber Vetter, ich will herzlich gerne dir zu Ehren und zu Liebe dahin kommen, hoffe auch, daß meine Mutter desgleichen thun werde. Doch eins muß ich dich fragen: Wer oder von wannen ist die Frau, die du genommen hast? Sieh dich wohl vor, daß du nicht betrogen werdest. Von welcher Gegend, und von welchem Geschlecht ist sie? Sage mir auch, ob sie von gutem Herkommen ist, da ich ihr zu Liebe dahin kommen will. Reimund antwortete ihm und sprach: Herr, es kann nicht sein, daß ihr jetzt vernehmt, wer oder von wannen sie sei, oder was ihr Wesen sei: laßt euch damit begnügen, daß ihr sie in ihrem Stande sehen sollt. Der Graf antwortete ihm und sprach: Mich verwundert doch nicht wenig, lieber Vetter, daß ihr ein Weib nehmt, ohne zu wißen, wer sie oder ihre Freunde seien. Reimund sprach:

Herr, sie ist in Wahrheit so wohl gestalt, auch mit Gebärden und schönen Sitten so geziert, als ob sie eines Königs Tochter wäre. Ich habe niemals ein schöner Weib gesehen, und nicht gefragt, ob sie aus Fürst= oder Markgräflichen Geschlecht sei: genug, sie ist nach meinem Gefallen, und ich will sie auch haben. Als der Graf diese Worte von Reimunden hörte, gedachte er bei sich, daß der Markt mehr denn halber gemacht wäre, fragte ihn also nicht weiter, sondern sprach: Lieber Vetter, Ich, meine Mutter und der Meinigen viele mit uns wollen zu Dir kommen. Dessen dankte ihm Reimund mit Fleiß.

Wie Graf Bertram und seine Mutter, die alte Gräfin, von Melusinen und ihrem Volk herrlich empfangen wurde.

Am Montag des Morgens früh ritt der Graf mit seiner Frau Mutter, mit allem seinem Hofgesinde, und mit andern der Seinen an Rittern und Knechten, zu Reimunds Hochzeit, besorgte jedoch unterweges, daß er und die Seinen bei dem Durstbrunnen nicht vollkommene Herberge haben würden, schwieg aber stille, und fragte nicht darnach, sondern nahm den Weg auf Columbier durch das Dörflein, von dem Walde gegen den Felsen, und sah unter den Felsen zwischen den Bäumen auf grünem Boden viel schöne Zelte aufgeschlagen und bei dem Durstbrunnen und allenthalben in dem Walde großen Rauch aufgehen, dabei viel Volks, Backöfen, Küchen und Köche. Als sie nun alle dachten, daß dieß ein Gespenst sein müße, kamen ihnen wohl an 60 Ritter, junge, grade, stolze, auch wohlberittene und gewappnete Männer entgegen geritten, empfiengen den Grafen und die Gräfin mit vieler Höflichkeit, führten sie zu Reimund, ihrem Herrn, und erwiesen

ihnen besondere Ehre vor andern Gästen, die mit da waren. Sie grüßten und empfiengen auch das Gefolge, Jung und Alt, einen jeden nach seinem Stande. Dann dankten sie dem Grafen von Melusinens wegen und sprachen: Unsere Frau Melusina hat uns ernstlich befohlen, euch gute Herberge zu geben. Wir weisen euch diese schönen Zelte dazu an, worin für die Pferde auch Krippen und Raufen sein werden. Es kamen auch viele Frauen und Jungfrauen, welche die Gräfin und alle die ihrigen sehr höflich empfiengen. Sie verwunderten sich auch alle über die vortrefflichen Anstalten, die sie sahen, indem sie sich nimmermehr einer solchen Bewirthung an einem so seltsamen Orte versehen hatten. Hierauf führte Reimund den Grafen in seine Wohnung, worin eine mit köstlichen Kleinodien ausgezierte Capelle war. Darnach läutete man alsobald zu der Brautmesse, und führte die Braut Melusina, die so schön angezogen war, daß sie mehr einem Engel als einem sterblichen Menschen glich, in Bertrams Zelt. Der Graf von Poitiers gieng ihr entgegen und empfieng sie mit allen Ehrbezeigungen, desgleichen empfieng sie ihn mit Scham und löblicher Gebärde. Hiermit giengen sie in die Capelle unter mancherlei Getön von süßem Saitenspiel, Pfeifen, Posaunen und Flöten, daß der Graf Bertram und die Seinen in ihren Herzen sprachen: Das ist in der That eine schöne Hochzeit.

Melusina und Reimund werden in der Capelle vermählt.

Sie wurden in der Capelle nach der Predigt vermählt, und der Graf Bertram führte die Braut aus der Capelle in das Zelt zur einen Seite, und ein Fürst aus derselben Gegend zur

andern Seite. Da sie nun das Handwaßer genommen hatten, ward die Braut zu Tisch gesetzt, und mit ihr der Graf und die Gräfin und dann jener Fürst des Landes, welchem auch ein Ehrenplatz neben der Braut ward. Graf Bertram und alle die Seinen sahen eine so gute Ordnung, daß sie auf Alles fleißig Acht hatten, was bei dieser Hochzeit vorgieng, damit sie sich auch ein andermal darnach richten könnten.

Reimund selbst und dessen Ritter dienten nach der Gewohnheit des Landes bei Tische, die Edeln aber nebst andern Dienstleuten trugen die bereiteten Speisen auf die Tafeln, und brachten deren so viel, als man nur erdenken konnte. An vielen und mancherlei herrlichen Weinen fehlte es auch nicht, denn es war da vorhanden von Dames, Roschelle, Tomars, Byane; auch Claret, Rosmarin und Ipocras, auch Wein von Tornis und von deutschen Landen. In den andern Zelten war auch Wein und Kost im Ueberfluß, der Wein aus der Maßen gut, und die Kost wohl und reichlich bereitet. Nach dem Eßen, da Jedermann fröhlich war, erhub sich ein schönes Stechen, und kamen auf die Bahn Freunde und Gäste von beiden Parteien, sowohl vom Grafen von Poitiers als von der Melusina, alle gar reichlich mit köstlichen Kleinodien geziert. Die schönen Frauen sahen ihnen gerne zu, denn da ward wohl und ritterlich gestochen.

Reimund insonderlich stach ritterlich und wohl bis an den Abend, worauf man die Tische wieder deckte, Eßen und Trinken zu sich nahm, und mit vieler Kurzweil und schönen Worten, dergleichen man selten gehört hatte, das Nachtmal endigte.

Wie Reimund und Melusine zu Bette geführt und von einem Bischofe eingesegnet wurden.

Zuletzt, da es die Melusine Volk Zeit deuchte, kamen sie und baten die Braut, schlafen zu gehen, führten sie in ihr Zelt, welches sehr künstlich mit allerlei Vögeln von Seide gestickt war; ihr Bett war auch schön und reichlich bereitet und mit Lilien besteckt: darein wurde die Braut gelegt, Reimund kam auch und legte sich zu ihr; alsdann kam ein Bischof, segnete sie ein, und sprach schöne Gebete über sie. Da nahm der Graf und die Gräfin Urlaub und schieden von ihnen, und Männiglich suchte seine Herberge, weil es sehr spät war; Etliche aber blieben wachend die ganze Nacht durch und tanzten und sprangen; andere sangen schöne Lieder und Gedichte.

Wie Reimund Melusinen gelobte, ihr Treue zu halten.

Wie nun Reimund und Melusina beisammen lagen, so sprach sie zu ihm: Reimund, mein allerliebster Freund und Gemahl! das Glück hat uns zusammen gefügt, daß wir nun ehlich sein und bleiben sollen bis an unser Ende. Ich stehe nun in deinem Willen und Gebot, doch also, daß du mir haltest, was du mir versprochen und zugeschworen hast. Weil ich auch wohl weiß, daß du deinem Herrn Vetter, dem Grafen von Poitiers, als du zu ihm kamst, und ihn batest, mit seinen Rittern zur Hochzeit zu kommen, indem du mich zum Weibe ausersehen hattest, auf seine Frage: Wer, oder von wannen, und von was für einem Geschlechte ich wäre, eine gar gute Antwort gabest: so wiße und zweifle nicht, daß dir es an Reichthum, Glück und Ehre nimmer mangeln soll, vielmehr du ein so reicher und beglückter Mann, als keiner deiner Vorfahren je-

mals gewesen ist, werden sollst, wenn du mir anders das hältst, was du mir zugesagt hast; übertrittst du aber dein Gelübde und Versprechen, so sollst du wißen, daß du sehr große Noth, Armut und Kummer leiden, dabei um den meisten Theil deines Landes kommen, dazu mich verlieren und niemals wieder finden noch etwas von mir erfahren wirst. Reimund schwur ihr nochmals, daß er sein Versprechen unverbrüchlich halten, und dawider niemals handeln wollte. Darauf sprach sie: Reimund! wenn du das thust, so bist du in einer glücklichen Stunde geboren. Kurz davon zu reden, diese zwei lebten so vergnügt mit einander, daß Melusina in derselben Nacht einen Sohn empfieng. Diese Hochzeit währte funfzehn Tage in großer Freude und Herrlichkeit. Da man nach funfzehn Tage von einander scheiden wollte, so that Melusina einen helfenbeinenen Schrank auf, darin gar unvergleichliche kostbaren Kleinodien von Perlen, Gold und Edelgesteinen waren, dergleichen man nie gesehen hatte: daraus gab sie der Gräfin von Poitiers und allen den Frauen, die mit zur Hochzeit waren, so reichlich, daß Jedermann sprach: Ach Gott! was ist das für ein Wunder, Reimund ist gar glücklich vermählt.

Wie Graf Bertram und die alte Gräfin, seine Mutter, wie auch alle Gäste Urlaub nahmen und wieder heim reisten.

Graf Bertram und alle die Seinen nahmen nun freundlichen Abschied von Melusina, und schieden von dannen; dabei begleitete sie Reimund mit vielen Leuten bis vor den Wald. Hier hätte Graf Bertram den Reimund, seinen Vetter, herzlich gern gefragt, wer Melusina wäre, wenn er nicht besorgt hätte, Reimunden damit zu erzürnen, mithin erwähnte

er nichts davon. Reimund dankte ihm und der Gräfin für die angethane Ehre, daß sie zu der Hochzeit gekommen waren, und wünschte ihnen glückliche Reise. Da nun diese Hochzeit ein Ende nahm, so erhob sich erst ein großes Wunder, denn es wurde ein so großes Gebäude angefangen, dergleichen niemals war gesehen worden. Reimund kam wieder zu Melusina, küsste sie freundlich, und sprach: Allerliebste Gemahlin, wie wollen wir uns nun fernerhin die Zeit vertreiben? Melusina sprach: Ich hoffe, daß uns Gott mit allem, was wir bedürfen, versehen wird.

Nach acht Tagen kamen Melusinens Arbeitsleute von allerhand Handwerken, die fällten alles Holz, das innerhalb der Pfähle von dem Hirschriemen umfangen war, und schlugen es klein, ausgenommen was zu Bauholz gut war, warfen um den hohlen Felsen tiefe Graben aus, und wurden von Melusinen täglich mit baarem Gelde bezahlt, daher sie auch desto fleißiger und williger arbeiteten. Sie machten ein tiefes und starkes Fundament und setzten das erste Stockwerk auf den harten Felsengrund. In kurzer Zeit standen sehr große Thürme, und um dieselben ein hohe und starke Ringmauer da: darein bauten sie zwei sehr starke und schöne Schlößer, und machten um das unterste Schloß einen sehr starken und hohen Zwinger. Da nun die Leute des Landes ein so großes und starkes Werk an dem Schloße in so kurzer Zeit vollbracht sahen, so konnten sie sich darüber nicht genugsam verwundern. Wie nun das Schloß zu aller Wehr stark und fest zugerichtet war, so nannte es Melusina ihrem Taufnamen ähnlich und sprach: Dieses Schloß soll Lusinien heißen und genannt werden. Viel Volks in Frankreich gebraucht daher noch heute zu Tage den-

selben Namen zu ihrer Losung und Feldgeschrei, wenn sie im Kriege mit einander streiten, besonders die Könige in Cypern haben noch zu dieser Zeit diese Losung aus der Ursache, die hernach zu lesen ist. Als nun das Schloß mit Thürmen und Ringmauern, Zwingern und Gräben vollendet, und dermaßen stark gemacht war, daß sich Männiglich über das große Gebäude verwunderte, da nahte die Zeit, daß Melusina eines Kindes genesen sollte. Da gebar sie einen Sohn, der ward Uriens genannt und kam zu großen Ehren, wie man hernach hören wird. Jedoch war sein Angesicht nicht schön, sondern von seltsamer Gestalt, denn es war kurz und breit, und flach unter den Augen, das eine Aug sah roth, und das andere grün. Er hatte auch einen großen weiten Mund und lange hangende Ohren; hingegen von Leib und Beinen, von Arm und Füßen und allen Gliedern war er fein gerade, geschickt und adelig gestaltet. Darnach ließ sie das Schloß mit allem Eingebäuden ausbauen, die Gänge, Erker und Alles unter ein Dach zusammen ziehen, und besetzte es mit Kriegsrüstung, daß es nicht zu gewinnen noch zu erstürmen war, denn die Gräben waren unsäglich tief, die Mauern und Thürme hoch und stark, und die Thore mit Ueberschützen und einem starken Schloßthurm versehen; ingleichen ließ sie heimliche Späher hinein legen, die den Thurm und das Schloß bei Tag bewachten, und die ankommenden Gäste verkündigten. Desselben Jahres gebar Melusina wieder einen Sohn, den Gedes, der hatte eine solche brennende Röthe unter seinem Angesichte, daß sie einen Gegenschein gab; doch sonst war er sehr schön, und von Leibe geschickt. Hierauf bauten sie abermals ein herrliches Schloß, mit dem Zunamen Favent. Als dieses auch vollbracht war, so baute sie aus Andacht,

der Mutter Gottes zu Ehren, ein schönes Kloster, und nannte es Malliers. Zuletzt baute sie das Schloß und die Stadt Portenach.

Melusine gebar noch mehr Söhne, welche alle von Angesicht ungestalt, doch sonst von Leibe vollkommen waren.

Darnach gebar Melusina einen Sohn, der war zwar schön, doch stund ihm das eine Auge um ein Kleines höher als das andere, und hieß Guiot. Desselben Jahres baute Melusina das Schloß Laroschelle, und ließ zu Sonites eine schöne Brücke machen. Darnach gebar sie einen Sohn, den Antoni, welcher einen Löwengriff an seinen Backen mit auf die Welt brachte. Dieser Antoni war auch rauch von Haaren, und hatte sehr lange und scharfe Nägel an seinen Fingern. Auch war er sehr grausam, und wer ihn sah, muste sich vor ihm fürchten. Wider die Heiden und Türken, ingleichen zu Lützelburg, vollbrachte er große Thaten, und wurde daselbst ein Fürst und Herzog. Hernach fügte es Gott ferner, daß sie abermals einen Sohn, den Reinhart, zu Welt brachte, der hatte nicht mehr denn Ein Auge, das stand ihm mitten in seiner Stirn; doch sah er mit dem Einen viel mehr, als hätte er zwei gehabt. Und als er erwuchs, vollbrachte er große Thaten, wie man hernach hören wird. Hierauf brachte sie wieder einen Sohn, den Geoffroi, derselbe hatte schon einen Zahn, der war so groß, daß er ihm wie ein Eberzahn aus dem Munde gieng. Er war ein über alle Maßen starker Mann, und hatte mehr fremde, wunderliche und wilde Sinne, als seine Brüder, wie man hernach hören wird, denn er verbrannte das Kloster Malliers, welches seine Mutter Melusina sehr köstlich gebaut hatte, dazu hundert Mönche und seinen leiblichen Bruder auch darinnen,

worüber sein Vater Reimund so zornig wurde, daß er sich gegen sein Gemahl Melusina mit Worten verschuldete, wodurch er um seine schöne Frau kam und sein zeitliches Glück ein plötzliches Ende nahm, wie ihr hernach hören werdet. Melusina gebar noch einen siebenten Sohn, den Freimund: der war zwar von Leibe und Gestalt sehr schön, hatte aber auf der Nase einen haarigen Fleck, der einer Wolfshaut nicht viel nachgab. Dieser Sohn ließ viel Vernunft und Weisheit blicken, verdarb aber jung, wie ihr hernach hören werdet. Nicht lange darnach bekam sie den achten Sohn, Horribel, mit drei Augen, deren ihm eins an der Stirn stund; dieser ward böser Sitten, indem sein ganzes Gemüth und Herz nur Arges sann. Hernach gebar sie einen Sohn, Namens Dietrich, welcher ein wackerer Ritter wurde. Zuletzt bekam sie den zehnten Sohn, diesen nannte sie Reimund, Grafen von Forst.

Wie Uriens und sein Bruder Guiot zu Schiffen in das Land Cypern kamen und mit den Heiden stritten.

Nun wieder auf den ersten und ältesten Sohn Uriens zu kommen. Als derselbe erwachsen und zu männlichem Alter gekommen war, stand ihm sein Herz und Gemüthe, auch all sein Begehren darnach, hohe Ehren im Kriege zu erwerben. Er nahm ein Meerschiff zu Laroschelle, eine Galeere genannt, ließ es sich zu aller Nothdurft zurichten, und bestellte viel Volks zu seiner Fahrt, sonderlich aus seiner Mutter Land. Auf dieser Galeere begehrte sein jüngerer Bruder Guiot auch mit ihm zu fahren, und obgleich er jünger war, als sein Bruder Gedes, so wollte Uriens doch lieber mit ihm, als mit einem andern seiner Brüder ausfahren. Da Melusina ihren Fürsatz

vernahm und hoffte, daß es ihnen glücklich und nach Ehren ergehen werde, so freute sie sich darüber, und begabte sie mit Gold und Silber gar reichlich.

Also fuhren sie von Lande, warfen ihre Segel mit Freuden aus, und kamen bald darauf wieder zu Lande in das Königreich Cypern. Daselbst war Krieg, denn Famagusta, die Stadt des Königs von Cypern, war von dem Sultan, dem mächtigen heidnischen Könige, mit mehr als hunderttausend Mann belagert. Ob darin gleich so großer Hunger war, daß der König mit seinen Unterthanen sich nichts anders versahen, als daß sie den Heiden unterthänig und von dem christlichen Glauben verdrängt werden würden, so ließ sich doch die Kraft Gottes sehen, welcher die Seinen in keinen Nöthen verlaßen will. Denn da Uriens diese Nachricht hörte, richtete er sich gegen die Stadt hin, und warf da sein Panier auf, das denn von Seide gar reich und köstlich gemacht war. Die Heiden wurden Solches bald gewahr, und desgleichen vernahmen auch die in der Stadt, daß ein fremdes Volk gekommen sei, konnten aber nicht erfahren, ob es Christen oder Heiden wären.

Da nun der Sultan und sein Volk die Christen so mannlich gerüstet aus den Schiffen an das Land kommen sah, so begann er sein Volk zu sammeln: da meinte der König von Cypern, die Heiden wollten vor den Christen fliehen, daher ließ er sogleich Die in der Stadt sich zu dem Streit bereiten, warf sein Panier auf und hieß die Trompeter fröhlich blasen, und die Thore aufschließen. So zog er gegen die Heiden und ließ seine Tochter, die schöne Hermina, in der Stadt. Da geschah ein feindliches Treffen, in dem viel fromme Christen erschlagen und hart verwundet und der König von Cypern,

leider! von einem Heiden mit einem vergifteten Pfeile dergestalt verletzt wurde, daß er merkte, mit dem Leben nicht davon zu kommen; daher musten sie mit bewehrter Hand wieder abziehen, und die Todten und Verwundeten sehr beklagen. Die oben gedachte Hermina, des Königs Tochter, wurde auch nicht wenig in Bestürzung versetzt, als sie von den Aerzten hörte, daß ihr geliebter Vater und Herr nicht wieder aufkommen, sondern an dieser Wunde sterben würde.

Uriens und Guiot erschlugen den Sultan in dem Streit vor Famaguste.

Nun laßen wir es von dem König und seiner Tochter bewenden und sagen fürbaß von Uriens, dem edeln und theuern Mann. Der kam mit seinem Bruder Guiot und griff die Heiden an mit wehrlicher Hand und besonders vollbrachte da Uriens große Mannheit, indem er so viel Heiden erschlug und verwundete, daß sie in großen Schrecken geriethen. Sein Bruder Guiot sparte sich auch nicht, da er gar mannlich stritt und viel der Heiden erschlug und verwundete. Nun stritt auch ritterlich der Sultan von Babylon, der muthige heidnische König, und brachte einen Christenmann um: das ersah Uriens, da drang er gewaltig auf ihn ein und gab ihm einen harten Schlag mit seinem guten Schwerte, daß er sein Haupt bis auf die Zähne zerspaltete. Da fiel der heidnische König darnieder und starb alsobald. Da das die Heiden ersahen, erschraken sie sehr und nahmen die Flucht: Uriens und sein Bruder Guiot eilten ihnen schnell nach und tödteten der Heiden ohne alle Erbarmung unsäglich viel.

Der verwundete König von Cypern sendet Boten zu Uriens, und läßt ihn zu sich kommen.

Nach Endigung des Streits nahm Uriens und sein Bruder Guiot, wie auch all ihr Volk, die heidnischen Zelte ein und fanden da ihre Ruhe nach großer Arbeit. Da entbot der König von Cypern dem Uriens durch einen mächtigen Landesherrn, und durch etliche seiner Räthe, daß er zu ihm hinauf in die Stadt und an seinen Hof kommen möchte, und entschuldigte sich, daß er wegen einer gefährlichen Wunde nicht selbst zu ihm kommen könnte. Uriens antwortete und sprach

zu den Boten: Ich will gern zu ihm kommen und sein Wort vernehmen. Da begab er sich mit seinem Bruder Guiot alsobald an des Königs Hof. In der Stadt wurde Uriens wegen seines seltsamen Angesichts von dem cyprischen Volk sehr angesehen, und jedermann sprach: Er hat wohl die Gestalt, viel Land und Leute zu gewinnen. Sie kamen in des Königs Pallast und fanden den König sehr geschwollen und ohnmächtig von der Wunde des vergifteten Pfeils in seinem Bette liegen. Da grüßte Uriens den König freundlich, und beklagte ihn sehr wegen seiner Krankheit. Der König sprach: Lieber Freund! Du hast mit deiner ritterlichen Hand sehr große Ehre eingeleget, und mir nebst der ganzen Christenheit gedient, und wirst darum Preis, Lob und Ehre haben durch alle Welt, und deine Nachkommen sollen deinethalb gepriesen und hoch gehalten werden. Doch Eins begehre ich zu wißen: wer oder von wannen des Landes und und wie du genannt seist. Darauf antwortete Uriens: Herr, ich heiße Uriens, und bin in Lusinien geboren. Der König antwortete und sprach: Von deinem Geschlechte hab ich viel vernommen, und wenn du mir zu Gefallen thust, warum ich dich bitte, will ich dir Ehr und Gut mehren. Meine Tochter Hermina ist mein einziges Kind, mein Reich fällt bald an sie, da meines Lebens nicht mehr ist, denn ich bin von einem vergifteten Geschoß so hart verwundet, daß ich mit dem Leben nicht davon komme. Mein Reich aber bedarf eines kühnen Ritters, denn es ist den Heiden gar nahe gelegen. Darum bitt und begehre ich von dir, daß du meine Tochter und mein Reich zusammen nehmst, maßen ich jetzo einen so tapfern Ritter nicht weiß, und meine Tochter nebst meinem Volk mit keinem beßer als mit dir versorgen kann. Uriens

konnte zwar Anfangs vor großer Freude kein Wort sagen, doch antwortete er hernach sehr weislich, und dankte dem König der großen Ehre, die er ihm unverdienter Weise erzeigte. Ob er gleich bekannte, einer so hochgebornen schönen Jungfrau an Geburt, Leib und Gut ungemäß zu sein, so wollte er doch ihrem Herrn und Vater gehorsam sein, und die schöne Jungfrau zu einem ehelichen Gemahl nehmen. Der König war der Antwort des Uriens von Herzen froh, und sprach: Nun lobe ich Gott vom Himmel, daß ich noch vor meinem Ende meine Tochter und mein Reich nach meinem Wohlgefallen versorgen kann. Er ließ auch seine Tochter und alle seine Diener alsobald zu sich kommen, und sprach zu ihnen: Seht, ich habe mein Reich mit gewaffneter Hand wider die Heiden bisher beschirmt, bin aber nun mit einem vergifteten Geschoß so verwundet worden, daß ich empfinde, mein Leben muß bald ein Ende haben. Nun seid ihr eines tapfern Ritters sehr bedürftig, zumal da ihr den Ungläubigen sehr nahe gelegen seid. Da nun mein Reich auf niemand anders als auf meine Tochter Hermina fällt, so bitte und begehre ich von euch, von meiner Tochter eure Lehn zu empfangen, und ihr, als eurer Frau, zu huldigen und zu schwören. Das thaten sie alsbald, obwohl sie wegen des Königs Krankheit sehr betrübt waren. Als das geschehen war, sprach der König wieder: Sehet, weil es nicht möglich ist, daß eine Frau ein solches Königreich beschirmen kann, so weiß ich bis diese Stunde keinen so theuern Ritter als Uriens von Lusinien, der uns von der Heiden Frevel mit seiner ritterlichen Hand erlöset, und den mächtigen Sultan mit seinem Volk erschlagen hat: dem will meine Tochter und einiges Kind Hermina vermählen, und das

Reich geben. Darum so bitte ich euch, um aller Treue willen, die ich euch je bewiesen habe, daß ihr ihn bitten wollet, sich meiner Tochter und meines Königreichs anzunehmen: ich hoffe, daß ihr dann mit der Hülfe Gottes von den Heiden, dieweil ihr lebt, wohl genesen mögt. Die Landesherren thaten das sehr gern, und baten Uriens inständig, sich die schöne Jungfrau Hermina vermählen zu laßen, damit sie ihm von Stund an schwören, und ihn zu ihrem Könige krönen könnten. Uriens antwortete und sagte, er wolle ihnen und dem Könige gern zu Willen sein.

Wie Uriens und Hermine, des Königs von Cypern Tochter, vermählt wurden und wie der König bald darnach starb.

Der König ließ Uriens rufen, und sprach zu ihm vor allen den Seinigen: Lieber Uriens! Deines Gutes begehre ich nicht, vielmehr will ich Dir meine einzige Tochter Hermina und mein ganzes Königreich zur Aussteuer geben. Des freute sich das Volk von Cypern, indem ihm Uriens sehr wohl gefiel. Uriens antwortete, und sprach zu dem Könige: Gnädigster Herr! Gott der Herr danke euch eurer Gabe; wäre eures Lebens mehr zu hoffen, so wollte ich sie nicht annehmen. Zur Stunde wurden sie in Gegenwart des Königs vermählt. Darauf ließ sich der König von Cypern das heilige Sacrament geben, und verschied; mithin ward die Hochzeit mit Leid und Jammer begangen, dabei das Tanzen und Saitenspiel vermieden, und der König sehr herrlich begraben. Als nun der Tag vergieng, und die Nacht herbei kam, legte man die schöne Jungfrau nieder, und zu ihr den Uriens, ihren lieben Gemahl, welche beide diese Nacht so freundlich miteinander lebten, daß Her=

mina einen Sohn empfieng: der ward genannt Greif. Dieser Greif wurde in seinem männlichen Alter so stark und kühn, daß er in dem Lande Permie viele Städte und Dörfer und große Herrschaften gewann; ingleichen gewann er auch den Pallast zu Colars, der sehr stark war, und die Insel in dem Meer, darin Jason durch Medea den großen Schatz, das goldene Vließ, gewonnen hatte, wovon hernach ein mehreres zu hören ist. Desgleichen nahm er mit gewaffneter Hand das Fürstenthum Mohrenland und die Festung Tappe ein.

Wie Guiot nach Armenien kam, der Tochter des Königs vermählt, und zum König gekrönt ward.

Nun wollen wir wieder auf Uriens kommen. Dieser wurde mit vieler Herrlichkeit zum König in Cypern gekrönt. Der König von Armenien war seines Gemahls, Hermine Oheim, indem er ihres Vaters, des verstorbenen Königs von Cypern, rechter Bruder gewesen war. Nun ward dieser König sehr krank und muste von dieser Welt und allen seinen Gütern scheiden. Als er nun mit großer Trauer zur Erde bestattet war, hatte er eine einzige Tochter, mit Namen Florie, hinterlaßen, die noch unversorgt war. Da traten die Landesherrn zusammen und beschloßen, die Erbin ihres Reichs mit dem Bruder des Königs von Cypern, dem Guiot zu vermählen. Da sie nun mit der Prinzessin hierüber eins waren, schickten sie an den König von Cypern eine Botschaft mit der Bitte, seinen Bruder, den Guiot, zu ihnen zu senden, damit er die Florie zu seiner Gemahlin nehme, so wollten sie ihm schwören.

Darüber bedachte sich Uriens mit den Seinen: die riethen

ihm Alle, seinen Bruder zu schicken. Da fuhr Guiot dahin, und kam gen Armenien zu der schönen Florie. Man empfieng ihn gar schön und krönte ihn zum Könige mit großen Ehren. Diese zwei Königreiche Cypern und Armenien stunden nun in der beiden Brüder Händen, deren Glück nicht vergeßen hatte, bei ihnen an der Tafel zu sitzen. Sie regierten ihre Länder gar gewaltiglich und thaten dem heidnischen Volk starken Widerstand und großen Schaden und kamen dem würdigen Orden St. Johannis zu Rhodus sehr zu Statten in seinen Nöthen. Sie zeugten auch viele Söhne, welche theure Ritter wurden, den Heiden großen Abbruch thaten, und sich nach ihrer Väter Tod so wohl und tapfer hielten, daß sie all ihre Feinde unterdrückten. Hiervon weitern Bericht zu geben, wollen wir jetzt Anstand nehmen, und uns wieder zu Reimund und Melusina wenden.

Uriens und Guiot melden ihrem Vater und Mutter, Reimunden und Melusina in Lusinien, daß sie beide zu Königen gekrönt worden.

Reimund und Melusina bekamen von ihren beiden Söhnen Botschaft, daß sie zu großen Ehren gekommen, und zu mächtigen Königen gekrönt worden wären. Darüber empfanden sie zwar sehr große Freude, doch thaten sie als weise Leute, und sprachen: Gott hat ihnen solches große Glück zugefügt, sie sind nicht von sich selbst dazu gekommen. Sie waren auch nicht undankbar, sondern dankten Gott mit Herzen und Mund. Melusina baute in Portenach eine schöne Kirche, die sie zu unserer lieben Frauen nannte, und viel andere Kirchen und Capellen, Gott dem Allmächtigen zu großem Lob und

Ehre. Ihren Sohn, den Gedes, verheirateten sie, und gaben ihm die Tochter des Grafen von der Mark. Hingegen Reinhard, ihr Sohn, der nicht mehr als Ein Auge hatte, dabei aber sehr frisch, groß und stark war, nebst seinem Bruder Antoni, schieden von Lusinien, um auch nach großer Ehre und Ritterschaft zu werben. Da zogen sie mit vielem Volk erst nach Britanien, und von da nach Lützelburg. Dasselbige hatte der König von Elsaß mit vielem Volk belagert, und hätte es ohne Zweifel gewonnen, wenn ihnen nicht Hülfe gekommen wäre. Der König von Elsaß war von Geburt ein König von Böhmen, und zu derselben Zeit Herzog in Elsaß, und weil er von Geburt ein König war, hieß man ihn auch den König von Elsaß; wie er aber mit Namen geheißen, finde ich nicht geschrieben. Jedermann wußte, daß es freventliche Gewalt war, die der König von Elsaß an der herzoglichen Erbin von Lützelburg, als einer armen Waise, die von aller Hülfe verlaßen war, übte, indem er sie zur Gemahlin haben, oder das Schloß mit Gewalt einnehmen wollte.

Wie die Porteninger und Elsaßer miteinander stritten und der König von Elsaß gefangen ward.

Diese Nachricht kam auch zu den beiden Brüdern von Lusinien, welche alsobald dem Könige von Elsaß durch ihre Herolde absagen ließen, ihre Banner aufwarfen und gegen das Lager zogen. Da sahen sie viel Volks mit langen Meßern und Hellebarten, setzten sich mit ihrem Volke in Schlachtordnung, zogen auf ihre Feinde mit ritterlichem Muthe und griffen sie mit der Losung, Lusinien, mannlich an; desgleichen die Elsaßer die beiden Herrn von Lusinien, und ihr Volk, genannt die Porteninger.

Die beiden Brüder hielten sich sehr tapfer, großer Schrecken erhub sich unter dem rheinischen Volk, welches sieglos ward, und den Porteningern das Feld laßen muste. Graf Antoni von Lusinien kam an den König von Elsaß und focht mit ihm so stark und ritterlich, daß der König sich ihm gefangen geben muste, um nicht von des Antoni Hand getödtet zu werden. Da nun das Volk hörte, daß ihr König gefangen wäre, nahm es die Flucht. Die Porteninger eilten ihnen nach, und Graf Reinhard that ihnen noch großen Schaden. Nach der Schlacht schickten die beiden Brüder den gefangenen König von Elsaß gen Lützelburg in die Stadt, und ließen ihn der Jungfrau, als der Fürstin und einzigen Erbin des Herzogthums und der Stadt Lützelburg, durch sechs ihrer Ritter überantworten.

Wie der gefangene König von Elsaß der Herzogin von Lützelburg überantwortet ward.

Als die schöne Jungfrau solch ein erfreuliches Geschenk sah, und ihr der König, der ihr so manchen großen Kummer unverschuldeter Weise zugefügt hatte, gefangen dargebracht war, sprach sie zu den Rittern, die den König überlieferten: Lieben Freunde! wer sind diese tapfern Herren, die mir armen Waise solche große Hülfe durch ihre Ritterschaft unverdient beweisen, und mich von so großer Gefahr mildiglich erlöst haben? Hierauf antwortete ein Ritter, und sprach zu ihr: Durchlauchtigste Fürstin, euch soll ihr Name und Herkommen nicht verschwiegen sein. Sie sind Grafen von Lusinien aus Frankreich und zwei Brüder: der eine heißt Antonius, und der andere Reinhard und ihre Losung und Feldgeschrei ist Lusinien.

Da antwortete die Jungfrau und sprach: Ich danke Gott dem Allmächtigen der großen Gnade, daß er sie mir zum Trost hergesandt hat. Nun wohlan, weil ich durch sie sieghaft, und meiner Feinde mächtig geworden bin, so will ich hinfüro alle meine Sachen mit ihrem Willen und Rath beschließen, und was ich durch göttliche Hülfe habe, das soll ihnen zu Willen und Gebote stehen. Hiernächst bat sie die Ritter, daß die beiden Grafen von Lusinien mit ihrem sämmtlichen Volke, oder doch ihren Vornehmsten, wenn sie nicht alle Raum finden sollten, in die Stadt laden möchten. Dem zufolge kamen die Ritter zu dieser Zeit in das königliche Zelt, welches die beiden Brüder eingenommen hatten, und sagten ihnen, wie sie von der Fürstin so schön empfangen worden wären, und was sie ihnen aufgetragen hätte. Alsbald schickte auch die Fürstin ihre eignen Boten zu den beiden Brüdern und bat sie, mit einem Theil ihres Volks in die Stadt zu kommen, damit sie daselbst beßere Herberge fänden. Die Brüder antworteten und sprachen: sie wollten gerne kommen, mit fünfhundert Rittern, und eine Weile in der Stadt ruhen.

Wie die Grafen Antoni und Reinhart von Lusinien in die Stadt Lützelburg ritten und wohl empfangen wurden.

Mithin machten sie sich auf den Weg, ritten mit ihren Leuten in die Stadt, und wurden von allem Volk mit lieblichem Saitenspiel fröhlich empfangen, und ihnen großer Dank gesagt. Es kamen auch zwei Landesherrn, und führten die beiden Grafen in die Burg, da die schöne durchlauchtige Fürstin sie mit vielen schönen Frauen und Jungfrauen, Grafen und Freiherrn, Rittern und Knechten sehr schön empfieng, und eine fürstliche Malzeit zurichten ließ.

Da nun das Mal bereit und das Handwaßer genommen war, wurden die Gäste gesetzt und zwar der gefangene König von Elsaß zu oberst, darnach die Herrn Grafen Antoni und Reinhart von Lusinien mitten an den Tisch, ferner drei Landesherrn nebst vielen andern fremden Gästen, die Fürstin aber den beiden Grafen von Lusinien gegenüber. Das Mal war nach fürstlichen Ehren gar reichlich bereitet: sie aßen und tranken und lebten alle in Freuden, ausgenommen der gefangene König von Elsaß, der den großen Verlust seiner Leute und seines Guts nicht vergeßen konnte. Nach dem Eßen wurde der Tisch aufgehoben, und Gott dem Allmächtigen gedankt. Darauf fieng der König von Elsaß an, und sprach zu den zween Herrn Brüdern von Lusinien: Lieben Freunde! da ich heut euer Gefangener geworden bin, so begehre ich von euch, daß ihr mir ohne Verzug eine Schatzung bestimmt, die ich leiden und leisten möge: dafür will ich euch zeitlebens dankbar gewogen bleiben. Graf Antoni von Lusinien antwortete dem König: Gnädiger Herr, ihr seid unser Gefangener nicht, sondern der Fürstin, der ihr so viel Kummer und Drangsal zugefügt habt. Hierüber erschrak der König nicht wenig, denn er wuste, daß er durch sein Betragen sich der Fürstin Ungnade verdient hatte. Die Fürstin antwortete nach ihrer vollkommenen Weisheit ohne lange Ueberlegung: ich danke euch aller Ehre, die ihr mir thut, so wie eurer getreuen Hülfe, die ich euch nimmer vergelten kann; doch nehme ich mich seiner nicht an, sondern überlaße seine Schatzung ganz und gar euerm Belieben. Da nun die zwei Brüder Reinhart und Antoni der Fürstin Antwort gehört, sprachen sie einhellig zu ihr: Durchlauchtige Fürstin, da ihr die Schatzung des gefangenen

Königs uns anheim stellt, so sprechen wir ihn hiermit ganz frei und ledig, mit dem Beding, daß er Ew. Gnaden des angethanen Unrechts wegen fußfällig um Verzeihung bitte, und dazu bei seinen königl. Ehren schwöre, euch und die Eurigen künftig nicht mehr in Furcht und Schaden zu setzen, auch niemanden in keinem Wege solches zu thun verhängen zu wollen. Die Fürstin antwortete: Was Ihr hierin bestimmt und verordnet habt, das soll auch mein guter Wille sein. Der König war über diese Rede sehr froh, fiel auf seine Knie vor die Fürstin nieder, bat sie um Verzeihung, und that Alles was von ihm verlangt worden war.

Wie der gefangene König von Elsaß der Fürstin von Lützelburg in versiegelten Briefen Frieden verbürgt.

Wie nun der gefangene König von Elsaß von der Fürstin Gnade erlangt, und ihr in versiegelten Briefen Frieden verbürgt hatte, gedachte er bei sich selbst also: Die beiden Grafen von Lusinien sind doch solche fromme und getreue Ritter an dir gewesen, daß sie aller Ehre wohl würdig sind: mithin bin ich ihnen für die bewiesene Freundschaft wiederum zu Dank und Freundschaft verpflichtet. Da hub er an und sprach öffentlich vor allem Volk: Wollte Gott! daß einer dieser tapfern Ritter, wie die beiden Brüder von Lusinien sind, Herr dieses Fürstenthums sein wollte: das bedeuchte mich für dieses Land und alle Unterthanen ein großes Glück; auch wollte ich dazu in guter Treue rathen, daß die Fürstin und ihre Landesherren sich wohl bedächten, solche kühne Ritter als die zwei Brüder sind, nicht gering zu achten, sondern darnach zu trachten, daß zwischen der Fürstin und Antoni von Lusinien eine

nahe Freundschaft und eheliche Verbindung gestiftet würde, zumal ich nicht glaube, daß ein streitbarerer Ritter, als dieser Antoni zu finden sei, der dem Lande zu größerer Ehre und Nutzen gereichen möchte; so bitte ich auch Euch, Antoni, daß ihr es annehmt und euern Willen dazu gebt. Die Landesherren von Lützelburg und auch etliche Räthe der Fürstin überlegten Solches, und fanden einmüthig, daß dieses ein guter Antrag von dem König wäre, daher sie nicht unterlaßen wollten, die Fürstin darum unterthänigst zu bitten.

Wie Graf Antoni von Lusinien und die Herzogin von Lützelburg vermählt werden.

Als die Fürstin Solches des Nachts bei sich überlegt, berief sie des Morgens ihre Räthe und bat sie, ihr in Treuen zu rathen was sie thun sollte: da riethen ihr Alle und sprachen, sie sollte des Königs weisem Rath und Anschlag folgen, indem sie und das ganze Land eines solchen Ritters wohl bedürftig wären, wie sie ihn jetzt durch Gottes Fügung gefunden hätten. Die Fürstin bedachte sich, folgte dem Rath ihrer Landesherrn und guten Freunde und ließ sich dem Antoni von Lusinien zu einm ehelichen Weibe vermählen. Also wurden sie mit großen Ehren und Freuden zusammengegeben. Bei der Hochzeit wurde acht Tage lang ritterlich gestochen und getanzt, auch große Kurzweil getrieben. Der König von Elsaß stach besonders ritterlich.

Wie der König von Elsaß von seinem Bruder, dem König von Böhmen, Botschaft bekam, daß ihm die Ungläubigen ins Land gefallen wären.

Als nun nach acht Tagen die Hochzeit zu Ende war, und

man von dem Hofe scheiden wollte, kam ein Bote von Böhmen eilends geritten und fragte nach dem König von Elsaß. Der Bote ward sogleich zu Hofe eingelaßen, denn er brachte dem König Briefe. Als nun der König von Elsaß die Briefe erbrach, und las, erschrak er sehr, seufzte und erzählte ihnen allen, daß ihm sein Bruder, der mächtige König von Böhmen, Botschaft schicke, wie der türkische Kaiser ihn in der Stadt Prag mit großer Macht und starkem Volk belagert hielte, und er von Niemand Entsatz noch Hülfe zu haben wüste, denn von ihm, mithin er ihn seiner brüderlichen Treue vermahnte und ihn um Beistand bäte. Darum ersuchte der König von Elsaß alsobald die beiden Brüder von Lusinien mit sehr großem Ernst, daß sie um der Christenheit, und um seiner und seines Bruders Dienste, auch um ihrer Ehre willen hülfliche Hand leisten sollten, damit das türkische Volk aus dem böhmischen Lande geschlagen, und sein Bruder entsetzt würde. Graf Antoni antwortete ihm, und sprach: Herr König! seit unerschrocken, denn mein Bruder Reinhard soll mit euch ziehen, Gott und manchen Ritter zu Hülfe nehmen, und die Heiden wegschlagen helfen. Sammelt ihr auch eure Macht und zieht mit meinem Bruder, und sollte Noth vorhanden sein, so thut es mir durch Botschaft zu wißen, so will ich euch zu Hülfe kommen.

Der König dankte ihm solcher Antwort fleißig, und sprach: Sollte es uns gelingen, wie ich hoffe und wünschen will, so hat mein Bruder eine einzige Tochter, die ihm sehr lieb ist, und ohne mein Wißen und Wollen Niemand heiratet, deswegen verspreche ich euch bei meinen Ehren, daß ich dieselbe Graf Reinharden zu einem ehelichen Gemahl verschaffen und

es so weit bringen will, daß er nach meines Bruders Tode ein mächtiger König in Böhmen werde. Graf Reinhard und Antoni dankten ihm seines guten Willens und aller Freundschaft und erboten sich nochmals, ihm behülflich zu sein, um der Christenheit und der ritterlichen Ehre seines Bruders willen. Graf Antoni war insonderheit wegen seines Bruders Reinhard freudig, weil demselben große Hoffnung zu einem Königreich gemacht worden, und rieth dem Könige von Elsaß, daß er eilen, sich mit seinem Volk aufs Beste rüsten, und innerhalb funfzehn Tagen es ihnen wieder zu wißen thun sollte, damit sie mit ihrem Volke sich fertig und bereit halten, und hernach mit gesammter Macht gen Böhmen wider die Türken ziehen könnten.

Wie die beiden Brüder von Lusinien mit dem König von Elsaß dem König von Böhmen zu Hülfe zogen.

Der König von Elsaß dankte den Brüdern von Lusinien aufs Freundlichste, schied von dannen, und sammelte sein Volk so schleunig er konnte. Inzwischen brachten die beiden Brüder alle streitbare Männer aus dem Fürstenthum Lützelburg und ihre Leute, die Porteninger, zusammen, also daß sie bei dreißigtausend Mann hatten. Als sie nun auffaßen und von der schönen Fürstin Christina Urlaub nahmen, wünschte sie ihnen viel Glücks und sprach zu ihrem Gemahl: Weil es sich nun gefügt hat, daß ihr mein Herr und Gemahl geworden seid, so bitte ich euch mit ganzem Fleiß, daß ihr meines seligen Vaters, dessen Erbe ihr seid, Schild, Helm und Harnisch führen, sonst aber kein Wappen an euch nehmen wollt. Antoni antwortete ihr und sprach: Allerliebstes Gemahl, mei-

nes Vaters und meiner Vordern Wappen geziemt mir nicht zu verlaßen; aber da ich ein Wahrzeichen, nämlich den Löwengriff in meinem Backen, auf diese Welt mitgebracht habe, darum mich schon mancher Mensch beschaut, und sich darüber verwundert hat, so will ich auf meinem Helm einen Löwen führen, und euch insoweit zu Willen sein, indem ihr auch in euerm Wappen den Löwen führt. Da dankte ihm die Herzogin, und sprach: Euer und mein Wappen führt ihr billig beide, indem kein Unterschied darin ist. Antoni nahm das Wappen, bat sein Gemahl die Herzogin, um Urlaub, setzte sich mit seinem Bruder zu Pferde und ritt mit ganzer Macht dem König von Elsaß zu. Als diesem die Botschaft kam, daß ihm die beiden Brüder mit großer Macht zugezogen wären, empfieng er sie mit großen Ehren und Freuden. Darnach wurden die Herrn untereinander Eins und und zogen durch das deutsche Land bis gen Böhmen. Der türkische Kaiser bekriegte das Böhmerland mit starker Macht; eben zu der Zeit als die beiden Brüder von Lusinien sich mit dem König von Elsaß nahten, rannte er mit offnem Panier wider die Stadt Prag. Da ließ sich Friedrich, der König von Böhmen, wappnen, das Thor aufschließen und zog mit vielen Rittern und Kriegsleuten, Edeln und Knechten hinaus wider die Türken. Hier fochten sie tapfer, und erschlugen viele; doch war die Macht der Ungläubigen so groß, daß die Böhmen ihnen in der Länge nicht widerstehen konnten, sondern mit gewaffneter Hand abziehen musten. Der König selber wollte nicht abziehen, sondern hielt sich mannlich und focht gar ritterlich, erschlug manchen Heiden; zuletzt aber ward er durch den Leib geschoßen, daß er niederfiel und auf der Stelle todt blieb. Wie nun die Böhmen

ihren König erschlagen sahen, beklagten sie ihn sehr, doch wurde ihnen jetzt von den Türken solcher Schaden zugefügt, daß die sich ihres Sieges wohl erfreuen durften. Denn die Türken eilten den Böhmen bis an die Pforten der Stadt nach, und erschlugen da viel tapfere Ritter und Knechte, und gemeines Volk, und verwundeten ihrer unzählig viel. Aber diese Freude ward ihnen bald in großes Leid verkehrt durch die Gnade Gottes, welcher die Seinigen nie verläßt. Nun kam die Kunde von des Königs Tode in die Stadt vor seine Tochter Esglantina, worüber sie sehr erschrak und unsägliche, jämmerliche Klage führte. Dabei fürchtete sie sich auch vor der großen Schar der Türken und Ungläubigen, welche die Stadt belagert hielt, und jetzt ein Feuer anzündeten und des Königs Leichnam vor der Böhmen Angesicht verbrannten. Obgleich die Böhmen darüber großen Jammer hatten, so konnten sie es doch nicht ändern. Inzwischen nahte sich der König von Elsaß und die beiden Brüder von Lusinien der Stadt und dem Lager. Esglantina, die betrübte Jungfrau und Königin, klagte ihr großes Leid Gott im Himmel, und sprach mit betrübtem und traurigem Gemüthe: Ach Gott! ich arme und elende Waise! welchen Trost mag ich gewinnen, da ich weder Vater noch Mutter habe, und mein Königreich nun durch die Heiden und Türken so sehr zerstört und verdebt sehe. Nun werde ich und die Meinigen vielleicht vom christlichen Glauben getrennt, und den heidnischen Glauben annehmen müßen, da ich von niemand Trost oder Entsatz zu gewarten habe. Dergleichen Klagen führte sie viel, da die Heiden die Stadt mit starkem Stürmen und großer Macht heftig bedrängten und eine unglaubige Begierde hatten, die Stadt zu gewinnen, und mit

Gewalt einzunehmen, welches auch geschehen wäre, wenn es Gott, der alle Dinge vermag, und die Seinen in solcher Noth nicht verläßt, nicht in Gnaden abgewendet hätte. Indem kam ein Bote in großer Eil in die Stadt und schrie überlaut: Ich bringe gute Zeitung, seit fröhlich und dankt Gott dem Herrn in euern Herzen; sehet, der König von Elsaß, der Herzog von Lützelburg und Reinhard von Lusinien, sein Bruder, ziehen dorther mit großer Macht, um euch zu Hülfe zu kommen. Da nun die Landesherren und alles Volk diese Nachricht hörten, wurden sie froh, und faßten sich wieder ein Herz. Als der Bote ferner erzählte, wie es vor Lützelburg ergangen, der König von Elsaß losgekommen, und Antoni von Lusinien Herr von Lützelburg wäre, freuten sie sich alle darüber, schafften alsobald Kriegsrüstung auf die Mauern, und wehrten sich so tapfer, daß sich das heidnische Volk verwunderte, und sprach: Ohne Zweifel ist den Böhmen in kurzer Zeit Hülfe zugegangen, da sie alle sieglos waren, und sich jetzt so ritterlich halten. Indem kam einer aus den heidnischen Zelten sehr hurtig gelaufen, und rief mit lauter Stimme: Ach liebe Herren! begebt euch geschwind in eure Zelte, und laßt von euerm Stürmen ab, denn es kommt dorther sehr viel christliches Volk, die diese, und alle, so darinnen sind, erlösen und beschirmen wollen, und bald bei uns sein werden. Die Heiden erschraken hierüber sehr, ließen von ihrem Stürmen ab, zogen nach ihren Zelten, hießen ihre Trompeter blasen und setzten sich in Ordnung, wider die Christen zu streiten. Die Christen aber hatten sich schon in gute Ordnung gestellt, und griffen die Heiden gar kühn und mannlich an, welche sehr erschraken, sich jedoch über die Maßen herzhaft wehrten. Da ward mancher Schild und viele

Helme zerhauen. Reinhard, der ein sehr starker und tapferer Fechter war, schlug mit seiner Hand viele Heiden und Türken zu Tode; eine große Anzahl wurden von ihm verwundet, und viel Helme mit seiner ritterlichen Hand zerspaltet.

Wie die Porteninger und Elsaßer mit den Ungläubigen vor Prag stritten und den türkischen Kaiser mit viel heidnischem Volk erschlugen.

Reinhard übte tapfere Ritterschaft und legte mit Hülfe seines Bruders und ihres Volkes mannlicher Uebung viel Heiden nieder. Da dieses der türkische Kaiser sah, ward er sehr erzürnt, und gebarte sich so tapfer, daß Viele vor seinem Schild zur Erde fallen musten. Darüber ergrimmte Reinhard, spornte sein Pferd mit unerschrockenem Muthe, zuckte sein Schwert, ritt auf den türkischen Kaiser zu, und gab ihm einen so ungefügen Streich, daß er sein Haupt bis auf die Zähne zerspaltete, und er todt von seinem Pferde fallen muste. Wie nun das heidnische Volk seines Herrn Tod gewahr wurde, wurden sie bald sieglos und nahmen mit großem Schaden die Flucht, zumal die Christen ihnen gar hart zusetzten, und Reinhard die Heiden umzubringen große Begier zeigte, mit Antoni sich gar ritterlich hielt und mannlich focht, auch der König von Elsaß unter den Ungläubigen großen Schaden anrichtete. Da nun der Streit ein Ende gewann, ließ der König von Elsaß den Türkischen Kaiser mit allen erschlagenen Heiden eben so auf einen großen Haufen Holz legen, und zu Asche verbrennen, wie es seinem seligen Bruder den König vom Böhmen nach seinem Tod ergangen war.

Wie die Königin Esglantina von Böhmen dem Reinhard von Lusinien vermählt wurde.

Hierauf zogen die beiden Brüder Antoni und Reinhard sich zusammen, und nahmen in den Zelten, die den Heiden gewesen waren, Herberge. Der König von Elsaß aber zog in die Stadt Prag, und kam mit mehr als hundert Rittern zu seiner Muhme, die eine Tochter seines seligen Bruders war. Die junge Königin gieng ihm entgegen und empfieng ihn sehr liebreich, wiewohl sie um ihren Vater noch große Trauer trug. Der König tröstete sie, und sprach: Gieb dich zufrieden, liebe Muhme! obgleich dein Vater erschlagen, und dein Land sehr verderbt worden, so ist es doch durch Gottes Gnade gerochen worden, denn ich habe den türkischen Kaiser und die Seinen gleichfalls verbrennen laßen. Die junge Königin antwortete ihm sehr bescheiden: Ach lieber Oheim! so muß doch mein Herz wegen meines Vaters stäts traurig sein. Der König sprach: Nun war es doch mein Bruder, und ich muß ihn fahren läßen, desgleichen must du auch thun; wir wollen Gott für seine Seele bitten, und sein Ehrengedächtniſs mit Fleiß begehen.

Nun traten die beiden Brüder von Lusinien auch herbei, welche das böhmische Volk gar sehr beschaute, und sich des Löwengriffs, welchen Antoni mit auf die Welt gebracht, höchlich verwunderten. Auch deuchte sie Reinhard ein gar männlicher Ritter, dem wohl bestimmt sei, viel Land und Leute unter seine Gewalt zu bringen. Da nun das Begräbniſs begangen war, schickte der König von Elsaß zu allen Böhmischen Vasallen, redete mit ihnen, und sprach: Lieben Freunde! es ist Noth, daß ihr bebacht seid, wer nun König werde, und das

böhmische Reich regiere, indem es sich nicht wohl geziemen will, daß ein Weib sich solches unterstehe. Da nun mein seliger Bruder eine einzige Tochter und keinen Sohn hinterlaßen hat, so geziemt es sich, daß ihr das Königreich an einen männlichen Erben bringt. Die Vasallen antworteten und sprachen: Gnädigster Herr, wir bitten euch, uns behülflich zu sein, daß wir mit einem frommen König versehen werden, indem Ihr, wenn die junge Königin nicht wäre, selber Erbe dieses Reiches wäret. Da nun die junge Königin Esglantina zu ihren männlichen Jahren gekommen, so ersuchen wir euch demüthiglich, ihr einen Gemahl zu erkiesen, der dem Königreich geziemt und das Land wehren möge. Dafür wollen wir euch mit Leib und Seele dankbar sein. Der König sprach: Da es allerdings Zeit ist, meine Muhme zu versorgen, und einem Manne zu vermählen, damit das Königreich keinen neuen Kummer habe, so will ich gerne euern Rath und Meinung vernehmen, ob ihr etwa einen Fürsten wißet, der von ihr und euch für tauglich und geziemend gehalten würde. Die Herren sprachen alle einmüthig zu ihm: Herr König, wir setzen es einzig und allein an eure Gnaden und Weisheit. Hierauf versetzte der König: Ich weiß einen frommen und tugendreichen Mann, der allen Ehren würdig und von fürstlichem Geblüte ist, den will ich meiner Muhme, der jungen Königin Esglantina, zum Gemahl und euch zum Könige geben. Die Landesherren, Fürsten und Ritter gaben zur Antwort: Gnädiger Herr! wollt uns denselben zu erkennen geben. Hierauf sprach der König: Wißet, es ist einer von den beiden Brüdern von Lusinien, die euch zu Hülfe von fernen Landen hergezogen sind, und euch von dem türkischen Volk erlöst haben.

Hiermit rief der König Reinharden von Lusinien herbei und sprach: Kommt her, kühner Ritter, ich will euch halten was ich euch versprochen habe. Denn die Verheißung, daß ich euch, wenn die Stadt Prag mit Gottes und eurer Hülfe erlöst würde, meine Muhme zum Weibe geben, und euch zu einem Könige in Böhmen nach meines Bruders Tode machen wollte, ist bei mir nicht in Vergeßenheit gekommen, und würde mir auch nicht wohl anstehen, mein Wort nicht zu halten. Darum gebe ich euch meine Muhme zur Gemahlin und das ganze Königreich Böhmen zur Aussteuer. Als Antoni diese Rede hörte, dankte er, an Statt seines Bruders, und für sich selbst, dem König mit aller Ehrerbietung und sprach: Reinhard soll die schöne, edle Jungfrau Esglantina nehmen, und sich bemühen, das Königreich mit der Hülfe Gottes zu beschirmen, wie er denn auch zu streitlichen Dingen gar wohl geschickt ist. Reinhard stattete dem Könige Dank ab, und erbot sich, ihm Gehorsam zu leisten. Alle Landesherren und das ganze Land Böhmen lobten und dankten dem König, und glaubten sicherlich, daß Reinhard geschickt und tapfer genug wäre, das Königreich wider die Heiden zu beschirmen. Der König von Elsaß hieß seine Muhme, die Königin Esglantina, mit köstlichen Kleidern und Kleinodien zieren, wie es einer Königin geziemt und gebührt, desgleichen that auch Reinhard, denn er bereitete sich, wie es einem Könige geziemt, mit köstlichen Kleidern und Geschmeide. Also ward die Hochzeit ausgerichtet, und diese zwei mit dem Sacrament der heiligen Ehe zusammengegeben.

Diese Hochzeit währte funfzehn Tage. Da ward wohl gestochen; Reinhard aber gewann die Ehre und stach gar ritter-

lich, so daß er das Beste that und alles Volk sprach: Selig sei unser neuer Herr und König: er ist, wie wir hoffen, zu einer guten Stunde geboren; mithin hat Gott in Gnaden uns wohl versehen. Dieser Reinhard wurde auch ein tapferer und sehr berühmter Fürst, denn er nahm in Friesland Otenpleg ein, eroberte das Königreich Dänemark und regierte dasselbige gewaltiglich.

Wie Geoffroi von dem Lande schied und sein Bruder Freimund inzwischen Mönch ward.

Dieses alles wollen wir jetzt beiseite setzen, und wieder von Antoni, dem Herzogen und Fürsten von Lützelburg, Erwähnung thun. Als die Hochzeit ein Ende genommen hatte, da zog der König von Elsaß wieder durch Lützelburg nach Hause, und schickte einen jeden seines Volks wieder an seinen Ort. Antoni blieb zu Lützelburg bei seiner Gemahlin, die er nicht lange genommen hatte, und zeugte mit ihr zwei Söhne, den Bertram und Loyers. Dieser letztere entsetzte Dardanien, baute zuerst Jouy, ließ die Brücke zu Masiers machen, und verrichtete durch seine Kühnheit viel löbliche Thaten. Antoni, der Fürst von Lützelburg, bekriegte den mächtigen Grafen von Freiburg, zog darnach nach Oesterreich, und brachte viel Land und Leute unter seine Gewalt. Als Bertram, sein ältester Sohn, erwachsen war, gab ihm der König von Elsaß seine einzige Tochter und nach seines Schwähers Tode ward er Herzog von Elsaß, Die beiden Brüder, Bertram und Loyers, wurden sehr tapfere Ritter, welche sich in vielen Ländern großes Lob erwarben. Nun wieder von Reimund und Melusinen zu reden, so bezwang Reimund mit seiner ritterlichen Hand sehr viele Länder, und sonderlich eroberte er das ganze Land bis an Britanien.

Geoffroi mit dem Zahne ward auch sehr stark und tapfer, und als vom Lande Garanda die Botschaft kam, daß daselbst ein grausamer und ungeheurer Riese, den Niemand bestehen möge, die ganze Gegend bis gen Roschelle, welches Melusina gebaut hatte, verwüste, und Geoffroi dieses hörte, schwur er, und sprach: Er wolle diesen Riesen bestehen und mit der Hülfe Gottes überwinden. Darüber erschrak sein Vater Reimund sehr und besorgte, der Riese möchte ihm zu stark sein; gedachte den Geoffroi zurückzuhalten und auf andere Gedanken zu bringen. Aber Geoffroi war so beherzt, daß ihm sein Vorhaben Niemand ausreden konnte, sondern rüstete sich alsobald, ritt eilends in das Land Garanda zu dem ungeheuern Riesen, welcher daselbst so großen Schaden gethan, und hoffte gewisslich, Ehre und Sieg davon zu tragen. Melusina hatte nun noch ihren jüngsten Sohn Freimund bei sich zu Hause; der war weise und wohlgelehrt und besuchte oft das Kloster Malliers, und gewann große Begierde, darin Mönch zu werden, um Gott zu dienen und ein geistlich Leben zu führen. Er eröffnete auch Solches mit großer Bitte seinen Eltern. Der Vater antwortete und sprach zu ihm: Freimund, du siehst, daß Antoni und alle deine Brüder nach Ehren streben, kühne und tapfere Ritter sind, und einen großen Namen in der Welt sich errungen haben. Und soll ich denn jetzt einen Pfaffen oder Mönch unter meinen Kindern zählen? das thue ich nicht gerne. Ich will, daß du auch nach Ehren und Ritterschaft strebest wie deine Brüder. Freimund sprach: Ein Ritter will ich nimmermehr werden, und auch keinen Harnisch tragen, sondern zu Gott für euch und meine Brüder beten, und bitt euch demüthigst und um Gottes Willen, daß ihr mich an meinem Vorhaben nicht hindert und mich geistlich werden laßt, da mir

in diesem Leben nichts lieberes ist, noch mich so wohl erfreuen kann, als von der Eitelkeit der Welt abgezogen zu leben, ein Mönch in dem Kloster zu Malliers zu sein, und da bis an mein seliges Ende Gott dem Allmächtigen zu dienen. Reimund sah die Begierde Freimunds zum geistlichen Stande, und schickte einen Boten nach Melusinen, der ihr Freimunds Anliegen sagen muste; die antwortete aber: daß er in der Sache thun möchte was ihm gut zu sein schiene, indem sie an allem ein Wohlgefallen hätte. Reimund berief hierauf seinen Sohn Freimund, und sprach zu ihm: Freimund, ich habe zu deiner Mutter geschickt, ihren Willen zu vernehmen, ob du zu Malliers ein Mönch werden, oder den weltlichen Stand ergreifen, und nach Ehren und Ritterschaft, wie deine Brüder gethan haben, streben sollst; sie aber hat dieses alles in meinen völligen Willen gesetzt. Weil du nun zu dem geistlichen Stande Lust hast, so überlege wohl, ob du in das Kloster von Malliers willst, wo sie eine sehr strenge Regel haben, oder ob du lieber zu Marmoustier ein Mönch wärest, oder zu Gottesburg, oder zu Poitiers, oder ob du lieber zu Thuris in Thorante, oder zu St. Martin Domherr werden wollest. Ich glaube es auch gegen unsern allerheiligsten Vater den Pabst wohl verdient zu haben, und hoffe, dir gewiss ein Bisthum zu erlangen, es sei nun zu Paris, Beaume oder zu Arras. Freimund antwortete und sprach: Lieber Herr und Vater! ich begehre weiter nichts, als zu Malliers Mönch zu werden. Und also erfüllte der Vater seinen Willen, machte ihn zu einem Mönch, und ließ ihn da, jedoch zu seinem grösten Kummer und Herzeleid, wie man hernach hören wird.

Wie Reimund und Melusina Botschaft bekamen, daß ihre beiden Söhne Antoni und Reinhard durch ihre Ritterschaft zu großen Ehren gekommen wären.

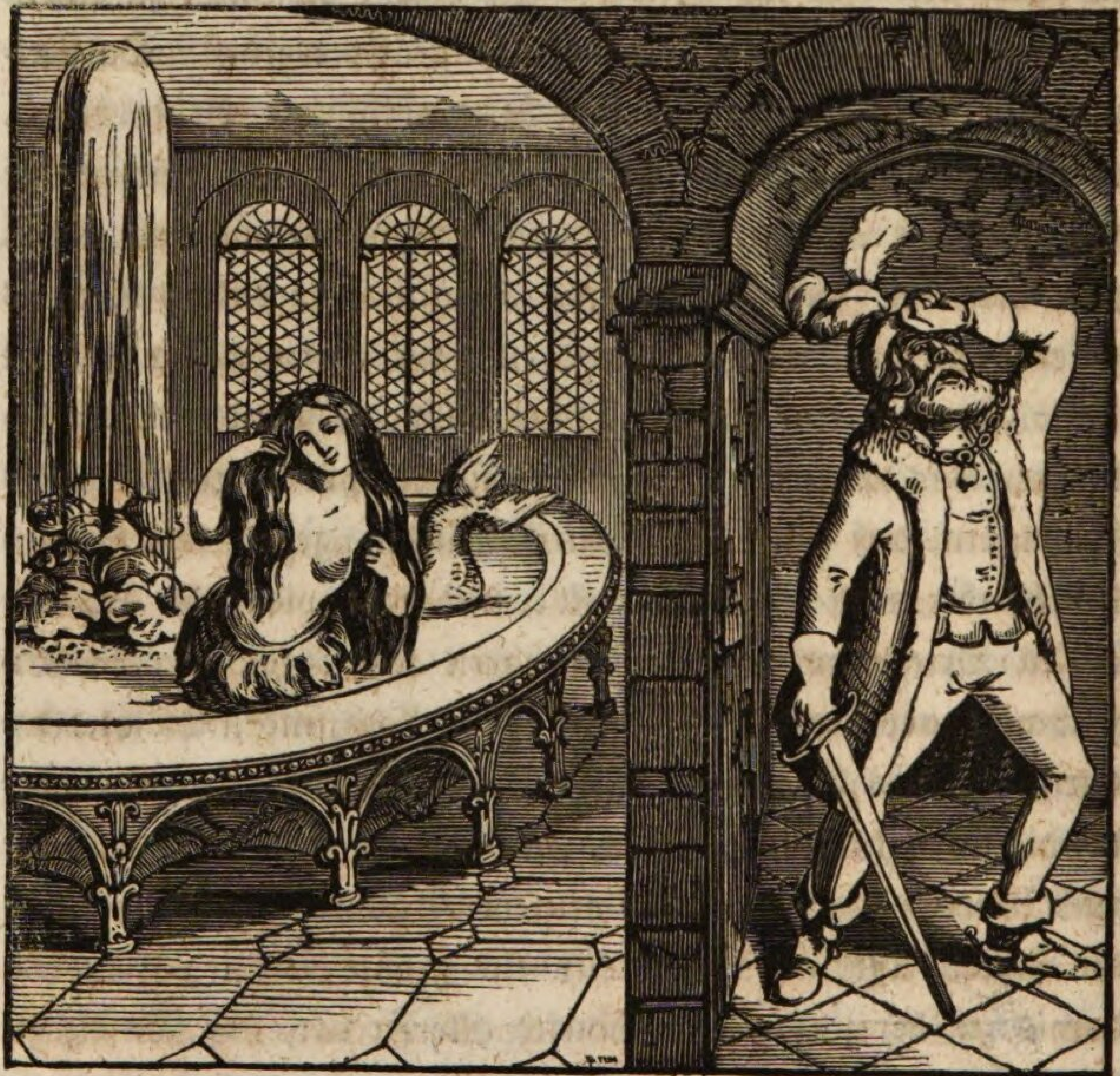
Wie nun Reimund und Melusina zu Favent waren, kam ein Bote geritten, der brachte Reimunden die angenehme Nachricht, daß Antoni und Reinhard, seine Söhne, vor Lützelburg und darnach vor Prag sich so ritterlich gehalten, daß Antoni Herzog zu Lützelburg, Reinhard aber König in Böhmen geworden wäre. Dieses erfreute Reimunden, lächelnd rief er sein liebes Gemahl und sagte ihr diese gute Zeitung. Melusina vergnügte sich auch darüber, und dankten beide Gott seiner Gnade, daß er ihnen so viel Glück und Ehre zugewendet, denn dreie ihrer Söhne waren zu Königen gekrönt, der vierte ein Herzog, und der fünfte so nahe bei ihnen ein Mönch geworden, von dem sie hofften, daß er Gott für sie alle bitten würde; wiewohl dieß nicht lange währte, sondern in kurzer Zeit ein klägliches Ende nahm, wie bald zu hören sein wird. Ingleichen baten sie Gott, daß er den andern Söhnen auch viel Gutes verleihen, und sie wohl gerathen laßen möchte. Diese Geschichte wurde im ganzen Lande bekannt, und Jedermann hatte mit Reimunden und Melusinen große Freude; weil aber nichts vollkommen ist, so wollen wir jetzt das Ende, so diese Freude nahm, beschreiben, indem gemeiniglich die grösten Glückseligkeiten in der Welt mit Jammer, Leid und Schmerzen endigen. Wenn das nicht hier geschieht, so ist hernach die ewige Verdammniss zu befürchten, wie in einem Exempel von dem heiligen Augustino zu lesen ist. Dieser wollte, als er von Rom ritt, eine Nacht bei einem Wirthe, der sein Schulgeselle gewesen, nicht bleiben, denn als ihn

der Wirth ihm auf seine Frage: wie es ihm gienge, zur Antwort gegeben hatte, daß er sehr glücklich wäre, auch an zeitlichem Gut sehr zunähme und reich würde, so rief er alsbald seiner Diener Einen und sagte ihm heimlich: Gehe geschwind und lege die Sättel auf, denn wir wollen fliehen, daß uns Gottes Zorn hier nicht ergreife. Da St. Augustinus nicht fern von dem Hause auf die Straße kam, so fieng der Gasthof, darin er das Nachtmal gegeßen hatte, an zu brennen, und verdarb der Wirth und alle sein Hausgesinde, Weib und Kind, Knecht und Mägde. Nun wieder auf unsere Historie zu kommen, so fügte es sich einsmals auf einen Samstag, daß Reimund Melusinen vermißte. Solches war öfter geschehen, doch suchte er sie niemals, fragte auch nicht nach ihr, sondern hielt sein Gelübde; dabei hatte er keinen bösen Argwohn, und gedachte nichts als lauter Gutes von ihr. Zu dieser Zeit war eben der Graf von Forst, Reimunds Vater, mit Tod abgegangen, darum kam sein älterer Sohn, der dazumal ein Graf war, zu seinem Bruder nach Lusinien, der ihn gar schön empfieng, und das war bei einem Feste, da die Grafen und Landesherren zu ihrem Herrn Reimund geritten waren. Da sprach der Graf zu seinem Bruder: Laß doch deine Gemahlin herkommen, damit sie deine Gäste, welche bald kommen, empfangen, und ihnen die gebührende Ehre erweisen kann. Das that Reimund nicht, sondern antwortete ihm: Lieber Bruder! verlange dieses heute nicht von mir; morgen aber sollst du sie sehen. Nach gehaltener Malzeit gieng der Graf von Forst mit seinem Bruder auf die Seite, und sprach also zu ihm: Reimund, lieber Bruder! es ist eine allgemeine Rede im ganzen Lande, daß du solltest bezaubert, und mit deiner

Gemahlin nicht wohl angekommen sein, dieweil du nicht einmal nach ihr fragen darfst, wo sie sei oder sich am Samstag aufhalte. Es ist eine wunderbare Sache, daß du nicht weist, was ihr Thun oder Laßen ist. Ich sehe mich genöthigt, dir Solches zu sagen, weil du davon große Schande hast: denn etliche meinen, sie treibe Büberei; andere sagen, sie wär ein Gespenst, und wär nicht geheuer um sie. Das sage ich dir als meinem lieben Bruder, und rathe dir, daß du dich bemühst, zu erfahren, was ihr Gewerbe sei, damit du nicht zu einem Thoren gemacht, und von ihr also geäfft werdest. Da Reimund dieß hörte, ward er vor Zorn roth und wieder bleich, merkte auf die Worte seines Bruders, gieng mit großer Grimmigkeit und hartem Zorn ganz geschwinde von ihm, nahm sein Schwert, und lief an eine Kammer, darein er niemals gekommen war, weil er solche zu ihrer Heimlichkeit gebaut hatte, kam an eine eiserne Thüre, allwo er stund und sich bedachte, was er zu thun hätte: da fielen ihm seines Bruders Worte ein, daß seine Gemahlin Melusina gegen ihn untreulich handle, und Schande treibe, und jetzt vielleicht auch an einem Orte wäre, da sie in Unehren lebte: zog hiermit sein Schwert aus, und suchte, wo er ein Loch finden möchte, dadurch er seines Gemahls Händel sehen könnte. Um nun hinter die Wahrheit zu kommen, und den Zweifel aus dem Wege zu räumen, machte er mit seinem Schwert ein Loch durch die Thür. Aber ach! was für ein großes Uebel zog er sich damit zu, denn er verlor dadurch alle Freude, wie künftig zu hören sein wird.

Reimund sieht Melusinam im Bade, erschrickt darüber, und schickt im großen Zorn seinen Bruder von sich, weil er ihm von Melusinen Arges gesagt hatte, das sich doch nicht also befand.

Wie Reimund durch das Loch hindurch sah, so sah er, daß seine Gemahlin im Bade nackend saß, oberhalb dem Nabel ein schönes Weib, und von Leib und Angesicht gar schön, aber vom Nabel hinunter ein großer langer Drachenschwanz, so blau als Lasur und weiße Silberfarben tropfenweis darunter



gesprengt, wie eine Schlange gemeinlich gestaltet ist. Als Reimund diese scheusliche Gestalt an seinem Gemahl sah, werd er sehr

bekümmert, und sein Gemüthe betrübt, erschrak auch sehr vor diesem Gesichte, und stund also vor Furcht in großen Sorgen, daß ihm der Schweiß vor Angst ausgieng; doch besann er sich und vermachte das Löchlein, welches er mit seinem Schwert gebohrt hatte, wieder mit Wachs, und glaubte nicht, daß es seine Gemahlin bemerkt hätte, was er gethan, kehrte stillschweigend in großem Zorn wieder um, und kam zu seinem Bruder. Da ihn derselbe kommen sah, schien es ihm als ob Reimund sehr zornig wäre, und meinte, er hätte Melusina, sein Gemahl, über einer unehrlichen That und untreuen Sache betroffen; daher sprach er zu ihm: Lieber Bruder! ich versah es mich, daß dir deine Gemahlin abtrünnig geworden und keine Treue geleistet hat. Reimund antwortete: Ihr lügt in euern Hals hinein, ihr seid ein schändlicher Mann. Sagt mir von meinem Gemahl nichts Arges mehr, denn sie ist fromm und an jeder Schande unschuldig. Gedenkt, daß ihr euch von dannen hebt, denn bleibt ihr noch eine Weile hier, so möcht es euer Leben kosten. Zur unseligen Stunde seid ihr hierher gekommen, denn ihr habt geschafft, daß ich eine Sache gethan habe, die mir die Zeit meines Lebens schaden möchte. Geht mir bald aus meinen Augen, und kommt nicht wieder zu mir, weil wir beide leben. Reimund war so erzürnt, daß Jedermann dafür hielt, daß er von Sinnen gekommen wäre. Sein Bruder, der Graf, erschrak sehr, ritt geschwind wieder nach Hause, und war ihm herzlich leid, daß er seinen Bruder so erzürnt und seine Gewogenheit verloren hatte, wie es auch dem Grafen von Forst wirklich zu seinem Unglücke war, der deswegen um sein Leben kam, wie es hernach zu lesen sein wird. Dabei war Reimund in großem Jammer und Herzeleid,

er gedachte stäts, wie er sich, als er Melusinen genommen, so theuer und hoch verschworen hätte, sie am Samstag niemals zu besuchen, noch Jemand hinzuzulaßen, Solches zu thun: wo er das bräche, und sein Gelübde nicht hielte, so würde er sie verlieren und nicht mehr sehen. Dabei versah er sich, daß sie wohl wiße, er sei an der Thüre gewesen, denn sie hatte ihm alle Worte sagen können, die der Graf von Poitiers zu ihm geredet, als er ihm sagte, daß er sich vermählen wolle. Als er dieß Alles erwog und bedachte, fieng er an inniglich zu seufzen vor großem Jammer und Herzeleid, und sprach: Ach! der unseligen Stunde, darin ich armer Mensch geboren bin! soll ich nun durch meine Untreue die verlieren, welche alle meine Freude, meine Kurzweil, mein Trost und meine Zuversicht ist! Und in großem Leid zog er sich aus, legte sich auf sein Bette, weinte bitterlich, und sprach: Ach Melusina! soll ich dich verlieren, so will ich in die Wüste gehen, mich gänzlich von der Welt abwenden, und ein Einsiedler werden. Solches Klagen trieb er den ganzen Tag und die lange Nacht ohne Aufhören bis an den andern Tag, welches der Sonntag war, wendete sich jetzt hin jetzt her, bald auf diese bald auf jene Seite, stund auf und legte sich wieder nieder, und führte so ein klägliches Wesen, daß alle die Seinen in großem Kummer waren; doch wuste niemand, was ihm fehlte. Hierüber kam Melusina, schloß mit einem Schlüßel die Kammer auf, gieng zu Reimunden hinein, schloß hinter sich wieder zu, zog sich ganz nackend aus, und legte sich also wieder zu ihm in das Bette, küßte und umpfieng ihn gar tugendlich; dabei befand sie auch wohl, daß er sehr kalt und vor Leid und Unmuth ungesund geworden war, denn er war außer sich. Sie sprach zu

ihm: Reimund, allerliebster Gemahl, wie thust du, sage mir doch, was dir fehlt: bist du krank, so offenbare es mir, damit ich dir mit Gottes Hülfe beistehen kann. Da dieses Reimund hörte, ward er sehr froh, und gedachte bei sich, sie weiß vielleicht nichts um die Untreue, die ich ihr bewiesen habe. Aber sie wuste alles wohl, ob sie sich es gleich nicht merken ließ; doch that sie es darum, weil sie wohl wuste, daß er noch keinem Menschen etwas davon gesagt, die Sache bei sich behalten, und große Reue darum getragen hatte. Reimund sprach: Mich hat eine große Hitze befallen und ist solche nun zum Frost geworden. Sie antwortete ihm: Lieber Schatz, trage keine Sorge darüber, denn du sollst bald mit göttlicher Hülfe wieder gesund werden. Sie umfieng und küsste ihn so lieblich, daß er sich dessen sehr freute, und bald wieder beßer wurde.

Wie Geoffroi den Riesen Gedeon erschlug und in des Riesen Horn blies, daß die Seinen zu ihm kämen.

Nun laße ich dieß stehen und sage fürbaß, wie es dem Geoffroi mit dem Riesen in dem Lande Garanda ergangen ist. Lange ritt er hin und her und fragte Jedermann, wo der Riese wäre, mit dem er streiten sollte. Zuletzt wurde ihm der Ort gezeigt, wo er seine Wohnung auf einem festen Schloße hatte, und gesagt, daß er Gedeon heiße, und ein großer feindlicher Voland wäre. Da stieg Geoffroi von seinem Rosse ab, legte den Harnisch über seine Kleider an, hängte seinen stählernen Kolben an seinen Sattelbogen, gürtete das Schwert um sich, nahm seinen Spieß in die Hand, setzte den Helm auf, hielt den köstlich mit Gold gezierten Schild vor sich, stieg wieder auf sein Pferd, und ritt tapfer gegen den Feind, daß Jeder-

mann sah, daß er sich vor dem Riesen nicht fürchtete. Er sprach allen seinen Gefährten, die im großem Trauern da blieben, Trost zu und sprach: Habt guten Muth, denn mit der Hülfe Gottes will ich den Riesen erlegen, den Sieg gewinnen, und mit Ehren, so Gott will, wieder zu euch kommen; darum laßt mich reiten. Sie sprachen: Das verleihe uns und Euch die göttliche Kraft. Geoffroi ritt fröhlich und mit tapferm Muthe hin zu dem Riesen; das Schloß aber, worauf der Wütherich war, lag vor ihm auf einem hohen Berge: er ritt an die Brücke, und schrie mit heller Stimme: Wo bist du, du schändlicher Bösewicht, der du mir mein Land so lange verwüstet, und mir und den Meinen so viel Kummer angethan hast? Ich will von hier nicht eher scheiden bis ich mit göttlicher Hülfe mich gerochen und dich überwunden habe. Der Riese war zu oberst im Schloß, und fuhr mit seinem Haupte, welches größer war als eines großen Rindes Kopf, zum Fenster heraus; als er Geoffroi mit dem Zahne sah, hielt er ihn für nichts, verachtete ihn ganz und gar, und verwunderte sich sehr, wie er so ganz alleine vor sein Schloß, ihn zu suchen, gekommen wäre; doch that er schnell einen Harnisch an, trat heraus vor das Schloß und brachte mit sich einen stählernen Schild, drei eiserne Stangen und drei Hämmer in seinem Busen. Derselbige Riese war funfzehen Schuh lang, deswegen verwunderte sich Geoffroi sehr über seine große Länge, war aber unverzagt, und fürchtete sich nicht, sondern schrie ihn tapfer an. Der Riese Gedeon sprach: Wer oder von wannen bist du? Geoffroi antwortete ihm: Ich bin Geoffroi mit dem Zahne. Nun wehre dich, sonst must du dein Leben hier laßen. Gedeon der Riese sprach: Du unglücklicher Mensch, ich schlage

dich auf einen Streich zu Tode; doch erbarmt mich dein, weil du noch ein junger Mensch, und dabei gutmüthig bist: darum reite wieder unbekümmert von hier hinweg. Geoffroi sprach: Du sollst dich meines jungen Lebens nicht erbarmen, erbarme dich lieber deiner selbst, denn wenn Gott will, so wirst du von meinem scharfen Schwerte bald ein Ende nehmen. Diese Rede achtete Gedeon geringe. Geoffroi rief ihn wieder an und sprach: Nun wehre dich, so lieb dir dein Leben ist, ritt damit hinter sich, nahm seinen Spieß, der sehr stark und groß war, zur Hand, und rannte auf den Riesen so sehr, als das Pferd laufen konnte, und traf ihn so auf seine Brust, daß er zur Erden nieder fiel und sein Fall war so schwer, daß die Erde unter ihm erbebte. Der Riese stund bald wieder auf, und war sehr erzürnt, daß er von einem einzigen Stoß eines Ritters gefallen war, nahm seine stählerne Stange, und schlug gegen Geoffroi, der jedoch wieder begierig auf ihn rannte. Da traf er sein Pferd und schlug ihm beide Vorderbeine ab, daß das Pferd darniederfiel. Darauf sprang Geoffroi geschwind von seinem Pferde, zuckte sein Schwert, lief den Riesen an, und gab ihm solch einen harten und mannlichen Schlag, daß dem Riesen sein Schild aus der Hand fiel. Da nahm der Riese die stählerne Stange, und schlug den Geoffroi dermaßen damit, daß er von des Schlages Ton und Schall ganz betäubt war. Geoffroi steckte sein Schwert in die Scheide, sprang geschwind wieder zu seinem Pferde, nahm seinen stählernen Kolben von dem Sattelbogen, und schlug damit dem Riesen seine Stange aus der Hand. Der Riese ergriff einen der Hämmer, die er in seinem Busen trug, und warf ihn mit ganzer Gewalt nach Geoffroi, und traf ihn so sehr, daß ihm

der Kolben auch entfiel. Gedeon bückte sich nach dem Kolben, Geoffroi aber zuckte sein Schwert wiederum, und hieb dem Riesen einen Arm von seinem Leibe. Darüber erschrak Gedeon sehr, ergriff mit der andern Hand die Stange, und schlug nach Geoffroi; der aber wich dem Schlage aus, und der Riese fiel nieder auf ein Knie: da hieb ihm Geoffroi mit dem Schwerte auf das andere Bein, daß er völlig darnieder fiel, mörderlich schrie, und seine Götter zu Hülfe rief. Geoffroi zuckte wieder einen Schlag und traf den Riesen auf seinen Helm so stark, daß ihm sogleich sein Helm und Haupt zerspaltete. Und also tödtete Geoffroi den ungefügen starken Riesen auf dem Plan.

Da löste Geoffroi dem Riesen die Riemen auf, schlug ihm das Haupt von seinem Leibe, und blies in sein Horn so lange, bis die Seinen von dem Schloße auf die Wiese kamen, wo der Riese und Geoffroi gekämpft hatten. Als sie nun den Geoffroi frisch und gesund fanden, und den ungeheueren Mann bei ihm liegen sahen, wurden sie froh, verwunderten sich und fragten: wie er ihn überwunden hätte? Hierauf antwortete er ihnen und sprach: Ihr möget es selber wohl denken, wie ich ihn überwunden habe; ich konnte ihm nicht entfliehen, da er zuerst an mich kam, darum muste ich mein Leben retten, und habe ihn mit der Hülfe Gottes überwunden, wie ihr hier seht. Sie dankten Gott herzlich dafür, und giengen in die Festung, die sehr groß und stark war. Diese Nachricht breitete sich in alle Lande aus, und ward große Freude unter allem Volk, daß dieser Riese todt war und Geoffroi den Sieg gewonnen hatte. Darauf schickte Geoffroi einen Boten nach Favent, und schrieb Reimunden seinem Vater diese ritterliche That. Da nun Reimund diese große Begebenheit gelesen hatte,

freute er sich sehr darüber, desgleichen auch Melusina, die gab dem Boten ein gutes Botenbrot. Reimund schrieb Geoffroi wieder einen Brief und meldete unter andern, daß Freimund, sein Bruder in dem Kloster zu Malliers Mönch geworden wäre, und schickte ihm solchen durch den nehmlichen Boten. Dieses Schreiben misśrieth ihm aber, indem er dadurch um Glück, Ehre, Gut und seine allerliebste Gemahlin Melusina, Freimund, sein Sohn aber um das Leben kam, wie wir hören werden. Als Geoffroi in dem Lande Garanda war, und ihm Jedermann, jung und alt, wegen seiner Tapferkeit große Ehre erwies, da kam ein Bote geritten, und brachte ihm von fremden Landen einen Brief, darin vernahm er, daß in dem Lande Norhem, welches im Königreiche Norwegen liegt, auch ein gar ungeheurer Riese wäre, der das Land und die Umgegend verheerte und bekriegte, und ihn die Landesherren alle um Gottes Willen baten, daß er durch seine große Tapferkeit ihnen gegen diesen Riesen zu Hülfe käme, wofür sie ihm huldigen und ihn für ihren Herrn halten wollten. Wie nun Geoffroi diese Nachricht in dem Briefe und auch aus dem Munde des Boten selbst vernommen hatte, antwortete er dem Boten und sprach: Sage ihnen, daß ich um ihres Gutes Willen, und um Land und Leute zu bekommen, Solches nicht thun wollte, sondern von Barmherzigkeit wegen, damit das Land nicht so verheert würde. Darum will ich mein Leib und Leben daran wagen, mit der Hülfe Gottes diesen Riesen bestehen, und sie der großen Beschwerung entladen. Als sich Geoffroi zurüstete, und geschwind ohne allen Verzug in das Norhemer Land reisen, und den Riesen bestehen wollte, weil ihm sein Herz, Sinn und Muth allwegen auf hohe Ehre stund, auch

Witwen und Waisen zu beschirmen, und dazu alle Ungläubigen zu vertreiben, so kam eine Botschaft, dadurch er bewegt wurde, eine gar böse That zu begehen, die seinem Vater und Mutter nicht wenig Kummer und Leid zufügte, wie hernach zu lesen sein wird.

Wie Geoffroi Botschaft bekam, daß sein Bruder Freimund Mönch zu Malliers in dem Kloster geworden und darüber sehr zornig ward.

Ein Bote brachte ihm von seinem Vater einen Brief, in welchem geschrieben war, daß er und Melusina, seine Mutter, durch Gottes Gnade, noch frisch und gesund wären, auch von seinen andern Brüdern viel Glück und Ehre vernommen hätten. Auch wäre Freimund, sein jüngster Bruder, in einen geistlichen Orden getreten, und zu Malliers in dem Kloster Mönch geworden. Dabei begehrte Reimund, sein Vater, in seinem Schreiben von ihm zu wißen, was sein Vornehmen in Zukunft wäre. Wie nun Geoffroi las, daß Freimund, sein Bruder ein geistliches Leben angenommen und Mönch geworden wäre, ward er sehr zornig darüber, so sehr, daß er wie ein wildes Schwein schäumte, und alle die bei ihm waren, vor Furcht schweigen musten, und niemand mit ihm reden durfte. Denn er hub an und sprach zorniglich: die schurkischen Mönche zu Malliers haben mir meinen Bruder bezaubert, und mit falschen Worten hintergangen, daß er den ritterlichen Orden verschmäht und ein Mönch geworden ist. Das soll ihnen nimmermehr zu Gute kommen, denn ich will das Kloster und alle Mönche darin verbrennen. Sogar der Bote vom Norhemer Lande, der seiner wartete, fürchtete sich sehr,

da er den grimmigen Zorn sah, und von ihm hörte, daß er ein so groß Uebel zu vollbringen vorhatte. Geoffroi hub an und sprach zu ihm: Bote, du sollst nicht von hinnen scheiden, sondern hier warten bis ich wieder komme, welches, wie ich hoffe, in Kurzem geschehen wird, alsdann will ich mit dir in das Norhemer Land reisen, um den Riesen zu erlegen, und den Leuten zu Hülfe zu kommen. Als der Bote den großen Zorn sah, durfte er nichts anders sprechen als: Herr, ich will hier so lange warten, bis ihr wieder kommt. Als Geoffroi seine Diener die Pferde zu satteln geheißen hatte, setzte er sich geschwind auf, und ritt so lange bis er nach Malliers zum Kloster kam, welches an einem Dienstag geschah. Hier gieng der Abt und das ganze Convent ihm entgegen, und freuten sich sehr seiner Ankunft. Diese Freude aber nahm gar bald ein Ende, denn Geoffroi war voll grimmigen Zorns, und sprach zu dem Abt und ihnen allen: Ihr unseligen Mönche, warum habt ihr meinen Bruder so hintergangen, daß er ein Mönch geworden und die edle Ritterschaft verleugnet hat? Daran habt ihr unrecht gethan, und habt den Tod verdient, deswegen müßt ihr verderben und euer Leben hergeben. Der Abt und die Mönche erschraken sehr, da sie ihn so zornig sahen; doch antwortete der Abt und sprach: Herr! es ist nicht durch mich geschehen, sondern er hat es aus freiem Willen gethan, und seine Andacht hat ihn bewogen, in diesen Orden und dies Kloster zu treten. Euer Bruder steht hier gegenwärtig, den fragt selbst, ob dem also sei? Freimund sprach: Lieber Bruder, ich sage dir fürwahr und bei meinem Eide, daß ich niemanden als meinem eignen Triebe gefolgt bin, und meine Schuld ist es, daß ich Mönch geworden bin: ich habe nicht beßer zu

thun gewust, denn ich bin Willens, hier für dich zu Gott zu bitten, wie auch für meinen Vater, für alle meine Brüder, und für jedermann. Es ist auch meines Vaters und meiner Mutter Wille gewesen.

Wie Geoffroi mit dem Zahne das Kloster zu Malliers verbrennt, welches seine Mutter Melusina auf das Köstlichste hatte bauen laßen.

Geoffroi blieb voll Zorns, und half bei ihm kein Zureden, sondern stieg ab von seinem Pferde, besetzte das Kloster allenthalben mit Leuten, damit kein Mönch heraus konnte, ließ einen großen Haufen Heu, Stroh und Holz bringen, das alles an einen Ort des Klosters auf einen Haufen tragen und gegen den Wind anzünden. Also verbrannte sein leiblicher Bruder mit den andern Mönchen, die in die Kirche geflohen waren, jung und alt, jämmerlich in aller Unschuld und unverdienter Weise; welches ihm keine Ehre brachte und seinem Vater und Mutter groß Jammer und Leid zuzog. Wie nun Geoffroi sein Vorhaben im Zorn verrichtet, und seinen bösen Willen an dem Kloster, dem Abt und seinem Bruder und wohl an die hundert Mönchen vollbracht hatte, so begann er seine Uebelthat zu bereuen, wiewohl es zu spät war. In diesem großen Leid schalt und fluchte er sich, weil er empfand, daß er gegen Gott, an den Mönchen und dem würdigen Gotteshause gesündigt hatte, verzweifelte im Unmuth an sich selbst und schied von dannen und ritt nach dem Lande Garanda, wo er den Boten vom Norhemer Lande gelaßen hatte, der seiner wartete wie ihm befohlen war. Da er nun den Geoffroi kommen sah, ward er sehr froh. Geoffroi rüstete sich auf das Beste, setzte sich

mit dem Boten zu Schiffe, fuhr vom Lande mit aufgerichteten Segeln, hatte nach allem Wunsch und Gefallen guten Wind, und kam im Norhemer Lande glücklich an. Dieses alles wollen wir bei Seite setzen, und wieder auf die erste Historie kommen, wie es mit Reimunden und Melusinen gegangen ist. Reimund war zu Favent, wo er gerne wohnte, wie auch Melusina. Als sie aber einsmals zu Tische saßen, kam ein Bote,

grüßte sie, und schwieg hernach ganz stille, indem er seine Botschaft nicht gerne sagen wollte, weil sie nicht fröhlich, sondern erschrecklich war. Reimund fragte ihn, was er für Zeitung brächte. Der Bote verhielt zwar diese Botschaft so lange als er konnte, doch sprach er endlich: Herr! so gern ich es nicht wollte, muß ich es doch verkündigen, daß euer Kinder Eins todt ist. Reimund antwortete darauf und sprach: Wie kommt das, und welches ist es von meinen Kindern? Er antwortete und sprach: Es ist Freimund. Er fragte den Boten weiter: Sind ihm denn christliche Rechte widerfahren, oder nicht? Er antwortete und sprach: Nein, er konnte kein christliches Recht bekommen, denn er ist mit allen andern Mönchen im Kloster zu Malliers verbrannt worden. Reimund sprach: Lieber Bote! sage mir doch die ganze Sache, wenn du weist, wie es damit zugegangen ist. Da erzählte ihm der Bote die Bosheit Geoffrois, die er so freventlich an dem Kloster, an dem Abt, seinem Bruder und an den andern Mönchen begangen hatte, weil die Mönche seinen Bruder mit listigen Worten sollten beredet haben, daß er Mönch geworden. Er sagte weiter, was ihm der Abt zur Antwort gegeben, wie er die Thüren und Thore versperrt, von Holz, Heu und Stroh einen Haufen gemacht, gegen den Wind angezündet, und das Kloster und alle Mönche darin bis auf den Grund verbrannt hätte. Da Reimund dieß hörte, erschrak er sehr, und sprach zu dem Boten: Lieber Bote! denke, daß du mit der Wahrheit umgehst, und mir keine Unwahrheit sagest. Der Bote antwortete und sprach: Herr! es ist leider zu wahr, denn ich habe die Stätte des elenden armen Klosters gesehen. Hierauf erzürnte Reimund über Geoffroi sehr, und ward in seinem ganzen Gemüthe bewegt. Er setzte sich ge-

schwind auf sein Pferd, ritt nach Malliers, und hörte da in dem Lande große Klage des Klosters halber, welches Geoffroi so verderbt hatte. Er kam auf die Hofstatt und sah, daß das Kloster und alle Mönche darinnen verbrannt waren. Deswegen ward er sehr zornig, und muste es hernach selbst entgelten, wie man hören wird. Er drohte und sprach: Wenn er Geoffroien habhaft würde, müste er auch eines bösen Todes sterben, setzte sich wieder auf sein Pferd und ritt im Zorne wieder nach Favent zurück, kam auch noch desselbigen Tages dahin, und da er vom Pferde abstieg, gieng er in seine Kammer, verschloß sich und klagte sehr über das Uebel, welches Geoffroi an dem Kloster, seinem Bruder und an allen Mönchen begangen hatte; desgleichen klagte er auch über das Uebel, das er an seinem Vetter, dem Grafen von Poitiers, wiewol wider seinen Willen gethan, und daß er auch ein Meerwunder zum Weibe genommen, mit ihr zehn Söhne gezeuget, und jetzo den einen so jämmerlich verloren hätte, der von seinem eigenen Bruder elendiglich verbrannt worden wäre; dabei gedachte er auch: Geoffroi wird nimmer gut thun: dieses ist kein guter Anfang, denn er hat einen großen Mord an seinem leiblichen Bruder und an vielen geistlichen Mönchen begangen. Da nun Reimund in diesen schweren Gedanken war, so schloß Melusina, sein Gemahl, die Kammerthür auf, gieng mit ihren Rittern, Frauen und Jungfrauen zu ihm hinein, und fanden Reimunden angekleidet auf seinem Bette liegen.

Melusina will Reimunden in seinem großen Zorn, den er um seines Sohnes Geoffroi Missethat hat, trösten, und wird von Reimunden vor den Leuten beschämt, daß sie ein Meerwunder wäre.

Die tugendreiche Melusina sprach freundlich zu ihrem Gemahl: Reimund, du must dich nicht so betrüben über Dinge, daran du nicht Schuld bist, und die du auch nicht ändern kannst, vielmehr in deinem Kummer geduldig sein, und es Gott befehlen, der alle Dinge nach seinen Willen vollbringt, und uns vielleicht dadurch ermahnen will, daß wir unsere Gebrechen ablegen sollen. Es ist weislich gethan, daß man das Geringe fahren laße, zumal wenn man es nicht wiederbringen kann. Hat Geoffroi gesündigt, und an dem Gotteshause mißsgethan, das er verbrannt und verderbt hat, so kann er es bereuen und Buße thun, denn Gottes Barmherzigkeit ist sehr groß, und begehrt nicht des Sünders Tod, sondern will, daß er sich bekehre und lebe.

Obgleich Melusina weislich und vernünftig geredet hatte, so lag Reimund doch so voll Zorn und Ingrimm da, daß alle Vernunft von ihm gewichen und er unmöglich etwas Gutes reden konnte, wie das Seneca bezeugt, wenn er spricht: der zornige Mensch redet nichts denn was lästerlich ist. Ferner spricht er: Es ist beßer den Zorn mit Stillschweigen, als mit Reden zu überwinden. Reimund sah sein frommes Gemahl grimmig und trotzig an, und sprach vor ihnen allen zu ihr: O du böse Schlange und schändlicher Wurm! dein Same und all dein Geschlecht thut nimmermehr gut: siehe! was für einen schönen Anfang dein Sohn Geoffroi mit dem Zahne gemacht hat! Hat er nicht das schöne Kloster, und dazu hundert Mönche mit dem Abt verbrannt, nebst seinem leiblichen

Bruder Freimund, den ich am liebsten hatte von allen meinen Söhnen? und ich habe Alles mit eigenen Augen gesehen. Ach Reimund! sprach Melusina, wie bist du so ganz von aller Vernunft gekommen, und läßest die Unbescheidenheit in dir so gewaltig herrschen? Warum wirfst du deinen Argwohn auf die, der es ebenso leid war als dir? die dich so lieb und werth hatte, wider dich kein Arges that, die deinen Eid und dein Gelübde empfangen, und dir alle ihre Heimlichkeit offenbart, und dazu dir gesagt hat, wenn du ihr solche gelobte Treue nicht hieltest, so würdest du sie verlieren! Reimund, deine Wohlfahrt, dein Glück und alle deine Freude und Ehre soll leider nunmehr ein Ende haben.

Melusina war von Reimunds Worten so sehr erschrocken, daß sie nicht mehr auf ihren Füßen stehen konnte, sondern vor allen denen, so gegenwärtig waren, ohnmächtig auf die Erde niederfiel. Die Herren und Diener erschraken auch sehr über die Worte, die sie von Reimund, ihrem Herrn, zu ihr hatten reden hören, jedoch aber da noch viel mehr, als sie die Frau so plötzlich niederfallen und ganz und gar von Kräften kommen sahen. Sie hoben sie auf, und spritzten ihr gar oft kaltes Waßer ins Gesicht, bis sie doch zuletzt wieder zu sich selbst kam. Da hub sie gar erbärmlich an und sprach: Ach Gott! ach Gott! Reimund! weh mir, daß ich an deinen schönen Gebärden so viel Wohlgefallen gefunden, weh mir, das soll Gott geklagt sein! Wehe mir, daß ich dich bei dem Brunnen gefunden, weh mir, daß ich deinen zierlichen Leib umfangen habe! Wehe mir der unseligen Tage, da ich deine Freundschaft und Liebe gewonnen habe! Wehe mir der Stunde und des Augenblicks, da ich dir Gewalt über mich gegeben

habe. Deine große Verrätherei und Falschheit, deine böse Zunge und deine zornigen grimmigen Reden und Vorwürfe haben mich in langwährende Trübsal, Angst und Noth versetzt, darin ich bleiben muß bis an das Ende der Welt und den jüngsten Tag. Du schändlicher ehrloser Bösewicht, aller Untreu voll, du meineidiger und falscher Ritter, wie hast du mir dein Versprechen gehalten? Wie hast du so leichtsinnig und schändlich Eid und Gelübde übersehen? Wenn du es noch heimlich und verschwiegen gehalten und keinem andern Menschen geoffenbart hättest, so hätte ich es gelitten, daß du mich im Bade gesehen hast, denn da hätte es niemand weiter gewust, mithin würde es mir nicht geschadet haben. Aber nunmehr, da du es selber geoffenbart hast, so muß es dir an Leib und Gut, Glück und Wohlfahrt und sonderlich an der Ehre mißlingen. Das kommt nur von deinem Meineid und der großen Missethat, die du an mir armen Frau begangen hast. Denn hättest du mir dein Gelübde aufrichtig und redlich gehalten, so wär ich bei dir geblieben, bis Gott über mich geboten hätte, und wäre natürlich gestorben wie ein anderes Weib, und der Erden anbefohlen worden; meine Seele wäre auch von meinem Leibe zu der ewigen Freude gekommen. Nun aber muß mein Leib und Seele von dieser Stunde an hier in Leiden und Pein sein und bleiben bis an den jüngsten Tag. Dabei hast du dir selber erworben, daß dein Leid, Kummer und Mißgeschick jetzo anfängt. Es wird dir übel ergehen, dein Land wird nach dir zertheilt, und nicht wieder zusammen in eine Hand kommen, etliche deines Geschlechts werden auch unglücklich werden und keinen Frieden mehr haben. Und wiße, daß ich dir hinfort keine Gesellschaft mehr leisten kann, wel-

ches mir herzlich leid ist. Die unglückliche Melusina nahm mit traurigem Gemüthe drei Landesherren, führte sie zu Reimunden und sprach: Reimund! bei dir ist meines Bleibens nicht mehr. Horribel, unsern jüngsten Sohn, der drei Augen mit auf die Welt gebracht hat, den sollst du nicht lebendig laßen, und gleich nach meinem Hinscheiden tödten; denn wenn er lebendig bliebe, so würde in dem ganzen Lande Poitiers vor dem großem Kriege, der da entstünde, kein Korn noch andere Frucht mehr wachsen, indem er es ganz und gar verwüsten, seine Brüder alle in Armut bringen, und alle die seines Geschlechts sind, verderben würde. Wegen des Unwillens, den du über Geoffrois Verbrennung des Klosters und der Mönche hattest, sollst du wißen, daß es Gott ihrer begangenen Sünden willen verhängt hat, indem sie ihre Regul und Observanz nicht gehalten haben. Dabei sollst du wißen, daß Geoffroi das Kloster wieder bauen, und viel köstlicher und beßer, als es zuvor gewesen ist, dazu auch mehr Mönche darin versorgen laßen wird, als jetzo darin gewesen sind; auch wird er das Kloster reichlicher begaben und noch gar viel Gutes thun, so er alt wird. Eins aber sage ich dir noch, ehe ich von dir scheide, daß du und die, welche in hundert Jahren nach mir kommen werden, wißen sollen, wenn man mich in der Luft über dem Schloß Lusinien schweben sieht, daß in demselben Jahre das Schloß einen andern Herrn bekommt, sonderlich am Freitage zuvor ehe der Herr des hohen schönen Schloßes sterben muß. Und ob man mich in der Luft nicht erkennen kann, so soll man mich doch bei dem Durstbrunnen sehen, und dieß geschieht so lange das Schloß in Ehren und Gebäuden stehet, dieweil ich einen Theil meines Taufnamens daran

gelegt habe. Daß ich aber das Schloß laßen und davon scheiden muß, das nimmt mir alle meine Freude, und bringt mir groß Trauern; doch muß es sein, und kann anders nicht ergehen. Reimund! fanden wir nicht beide eines an dem andern Freude, Lust und Kurzweil, da wir von Angesicht zusammen kamen? Ach Gott! nun will sich unsere Freude in Leid und Traurigkeit verkehren, unsere Stärke und Kraft in Ohnmacht, unser Wohlgefallen in Misfallen, unsere Sicherheit in Sorge, unser Glück in Unglück und unsere Freiheit in Dienstbarkeit. Dieses Alles kömmt von des Glücks Unbestand, du Reimund aber bist selber Schuld daran, du wirst wegen deiner großen Untreue deines Herzens Freude verlieren. Ich kann nicht länger bei dir bleiben; doch vergebe Gott dir Reimund, lieber Freund, die Missethat, die du an mir begangen hast. Denn ich leide dadurch Pein bis an den jüngsten Tag, davon ich sonst durch dich erlöst worden wäre. Ach Gott, nun muß ich wieder in Leid und Kummer, von dannen ich gekommen bin. Da Reimund diese Klage hörte, und seines geliebten Gemahls Hinscheiden zu betrachten begann, so ängstigte er sich so sehr, daß es unmöglich zu schreiben und zu sagen ist, denn er konnte vor Jammer und Herzenleid kein Wort mehr sprechen, sondern meinte, sein Herz müste ihm alle Augenblick vor großem Schmerz und Jammer und Leid brechen, auch begehrte er von Herzen gerne zu sterben und wünschte sich den Tod.

Wie Melusina Reimund und alles Volk segnet und weinend hinwegscheidet.

Reimund stund auf, gieng zu Melusinen mit sehr jäm-

merlicher Gebärde, umfieng und küſſte ſie mit Kummer, und höchſter Betrübniſs und weinte bitterlich. Vor großem unausſprechlichem Herzeleid, das ſie beide des Scheidens halben hatten, fielen ſie nieder auf die Erde. Die Landesherrn und Hofdiener hoben ſie mit großer Beſtürzung wieder auf; ſie weinten, und alles Volk mit ihnen. Reimund fiel vor ſie nieder auf das eine Knie und bat ſie demüthig und mit ganzem Ernſt, daß ſie ihm verzeihen und vergeben ſollte, daß er ſich ſo böslich vergangen und ſein Gelübbde gebrochen hätte. Meluſina antwortete ihm und ſprach: Das kann nicht ſein und ſteht nicht in meinem Vermögen, Gott hat es alſo geordnet, und es muß nun geſchehen. Doch lieber Reimund! vergiß deines Sohnes Freimund; deines Sohnes Reimund aber ſollſt du eingedenk ſein, denn derſelbe ſoll Graf zu dem Forſt werden, an deines Bruders Statt. Nimm dich auch Dietrichs, deines jüngſten Sohnes an, der noch an der Amme iſt, indem er zu Portenach und Roſchelle Herr ſein und noch ein ſehr tapfrer Ritter werden muß, wie auch alle Söhne, ſo von ihm kommen, kühne und berühmte Ritter werden ſollen. Hierauf ſprang Meluſina mit beiden Füßen in ein Fenſter, und weil ſie ohne Abſchied nicht ſcheiden wollte, wandte ſie ſich zu Reimunden und ſprach: Geſegne dich Gott, mein Herz, meine Liebe, und wahrer rechter Freund! Geſegne dich Gott, mein holdſeliger und herzliebſter Gemahl! Geſegne dich Gott, mein köſtliches Kleinod, das ich ſo herzinniglich geliebt habe! Geſegne dich Gott, du ſchöne edle Creatur! Geſegne dich Gott, meine Wolluſt und Freude, daran ich mich in dieſer Welt ergetzt habe! Geſegne dich Gott, meine Kurzweil! Ach geſegne dich Gott, mein allerliebſter Troſt und Hort! Geſegne auch euch Gott, alles Volk! Geſegne dich

Gott, Schloß Lusinien, so lustig und schön, welches ich selber gemacht und gestiftet habe! Gesegne dich Gott, du süßes Saitenspiel! Gesegne dich Gott, aller Preis dieser Welt! Gesegne dich Gott alles, was einer Frauen wohlgefallen mag! Gesegne dich Gott, Reimund, mein allerliebster Freund, der mir mein Herz besessen hat!

Als nun Melusina diese Worte gesagt hatte, schoß sie vor ihnen allen zum Fenster hinaus, und war in einem Augenblicke unter dem Gürtel wiederum ein feindlicher Wurm, daß sie sich alle verwunderten, weil Niemand unter ihnen allen sie vormals also gesehen hatte als Reimund allein. Sie umfuhr in der Luft das Schloß dreimal, ließ zu jedem Male einen lauten jammervollen Schrei hören und sich darnach nicht mehr sehen. Reimund stand bei den Seinen, und war in großem unseligem Leid und schmerzlicher Qual. Er schrie und weinte bitterlich, raufte sich selber das Haar aus, und fluchte der Stunde, da er geboren war. Endlich, da er vor Herzeleid soviel sprechen konnte, rief er ihr nach und sprach: Nun gesegne dich der allmächtige Gott, mein schönes Gemahl, meine allerliebste Freundin, aller Ehren eine Krone! Gesegne dich Gott, meine Geliebte, mein Heil! Gesegne dich Gott, mein süße Meisterin! Gesegne dich Gott, meine Freude, mein Reichthum! Gesegne dich Gott, meine Kurzweil! Gesegne dich Gott, meine Wollust und einziges Verlangen! Gesegne dich Gott, du Frau von hohem Preis, die ich lobe und rühme! Gesegne dich Gott, meine süße Blume! Gesegne dich der allmächtige, ewige Herr und Heiland Jesus Christus! Nun sind mir alle meine guten Tage vergangen, da ich dich nicht mehr sehen kann. Wehe, daß ich je geboren ward!

Reimund klagte so sehr, daß alle die Seinen und wer es sah mit ihm weinen und klagen muste. Auch sonst war um Melusina große Klage in allen ihren Landen, und an allen Orten, wo man sie gekannt hatte. Besonders klagte er, daß er sie durch seine Schuld und Missethat verloren hatte und nicht mehr wieder finden sollte, und nahm sich das Alles so schwer zu Herzen, daß ihn hernach kein Mensch mehr fröhlich sah bis an sein Ende. Doch waren weise, redliche Leute da, die ihn in seinem Kummer und Leiden trösteten und ihm viel herrliche Beispiele sagten, die zur Sache dienten, ob sie ihm seinen Kummer etwas erleichtern möchten. Unter andern hub ein Herr unter seinen Dienern an und sprach: Gnädiger Herr! wißt ihr noch, was euch Melusina wegen eures Sohnes Horribel gerathen hat, daß ihr ihn tödten laßen sollt, um das Land zu erhalten? Reimund antwortete und sprach: Lieben Freunde, was sie mir und euch gerathen und befohlen hat, das vollbringt ohne längeres Verziehen nach euerm Willen und Wohlgefallen. Reimund blieb nicht lange an dem Orte, da sie mit ihm redeten, sondern gieng, verschloß sich in eine Kammer und führte da eine unsägliche Klage, die ich um der Kürze willen zu beschreiben unterlaßen will. Die Herren und Diener wollten dem Rath folgen, den Melusina gegeben hatte, dem großen Uebel vorzukommen, so von Horribel ihrem Sohn, entstehen sollte, nahmen den Knaben, legten ihn in einen Keller, verstopften alle Luftlöcher, trugen naßes Heu und Stroh hinzu, zündeten Feuer an und erstickten ihn. Darnach ließen sie ihm einen Sarg zurichten, bestatteten ihn, als wenn er von selbst gestorben wäre, in der Kirche, und giengen von dannen. Als dieß Alles vollbracht war, sah man Reimurd immer noch

in großer Klage über den Verlust seiner lieben Hausfrau: tausendmal fluchte er der Stunde, da er geboren war, und vollbrachte solches Jammern, daß es niemand aussprechen noch schreiben kann.

Wie Melusina nach ihrem Hinscheiden des Nachts wieder kommt, und ihre Kinder säugt, daß es die Ammen sehen.

Nun hatte Reimund zwei junge Kinder, die noch an der Brust sogen und ihre Ammen hatten. Diese sahen oftmals, wenn die Nacht angieng und es finster war, daß Melusina in die Kammer kam, darin die Kinder lagen, eines nach dem andern aufhub, nehmlich Dietrichen und Reimunden, sie an dem Feuer wärmte, lieblich säugte und dann wieder niederlegte. Dieses sahen die Ammen gar oft und durften doch vor Furcht nicht aufstehen, noch ein Wort mit ihr reden. Als sie dieses ihrem Herrn, dem Reimund sagten, so ward er darüber von Herzen froh, weil er daraus Hoffnung schöpfte, sein liebes Gemahl wieder zu bekommen, welches aber leider nicht geschah. Hierauf nahm das Kind Dietrich so sehr zu, das es in einem Monate mehr wuchs als ein ander Kind. Darüber verwunderten sich die Leute sehr, und meinten, daß es daher rühre, weil es seine Mutter selbst säuge.

Wie Geoffroi mit seinem Führer in das Norhemer Land kammt, mit dem Riesen streitet und den Sieg gewinnt.

Dieß laße ich nun bewenden und sage wie Geoffroi in dem Lande Garanda zu Schiffe stieg und mit dem Boten so viel und so lange fuhr, bis er in das Norhemer Land kam. Hier kamen die Landesherren alsobald zu ihm, empfiengen ihn freundlich,

erwiesen ihm große Ehre und einer der mächtigsten Landesherrn erzählte ihm von den grausamen Thaten, die der Riese täglich vollbrachte, wie er so manchen tapfern Ritter erwürgt, sonderlich an einem Tage auf einmal wohl hundert Ritter, des gemeinen Volks aber mehr denn tausend erschlagen, und das Land verwüstet, beraubt und verheert hätte. Geoffroi sprach darzu: Das ist kein Mensch, sondern ein rechter Teufel; jedoch wenn ich ihn finde, hoffe ich ihn mit der Hůlfe Gottes zu überwinden, deswegen ich auch hieher gekommen bin, denn ich habe von seinem großen Frevel viel gehört: darum gebt mir nur bald einen Führer mit, der mich zu ihm weise. Die Landesherren verschafften ihm bald einen Führer, dem die ganze Gegend und des Riesen Wohnung bekannt war. Geoffroi machte jetzt ein kurzes Ende, schied mit Urlaub von allen Landesherren, und ritt hin zu dem Berge, wo der Riese meistentheils seine Wohnung hatte. Da sprach der Führer: Herr, auf diesem Berge hat der Riese seine Wohnung. Wie sie nun hinauf ritten, kam der Führer auf einen Felsen und wie er sich umkehrt und um sich blickt, sieht er den großen grausamen Riesen an einem Baume bei einem Marmelsteine sitzen. Als der Führer sah, daß der Riese so nahe bei ihnen war, begann er vor Furcht zu zittern und zu schwitzen und verwandelte seine Farbe ohne Unterlaß. Dieß wurde Geoffroi gewahr, wuste aber nicht, daß er den Riesen gesehen hatte; doch merkte er, daß er ihnen nahe sein müßte. Daher fieng Geoffroi an und sagte lächelnd zu dem Führer: Lieber Freund! fürchtet euch nicht, und seit unverzagt, ich bin der, welcher euch und vielen Leuten zu Statten kommen soll. Hierauf antwortete der Führer und sprach: Herr! ich bin euch zum Führer mitgegeben wor-

den, damit ich euch zu dem Riesen führen soll: den zeige ich euch an dieser Stelle. Hiermit wies er ihm den ungeheuern Riesen dort unter einem gewaltigen Baume bei einem Marmelsteine sitzen, wie vorher schon gemeldet worden, und sprach zu Geoffroi: Gnädiger Herr! Gott gebe euch Kraft und Stärke zu euerm Vorhaben; dabei seht euch wohl vor, und erlaubt mir von euch zu scheiden, denn ich nähme nicht alle Schätze von Gold und Silber in der ganzen Welt, daß ich fürbaß mit euch an den Berg ritte: genug, daß ich euch den Riesen gezeigt habe. Dieser Riese, welcher Grimold hieß, sah nun, daß diese zwei den Berg hinauf ritten, und da er merkte, daß sie sich ihm nahen wollten, blieb er stille sitzen, und wollte Acht geben, was daraus werden sollte, denn er meinte gleich, daß sie sich an ihn wagen wollten. Geoffroi bat den Führer lächelnd, nicht von ihm zu scheiden, sondern eine kleine Weile da zu bleiben, und ihrem Gefechte zuzusehen, indem er bald wahrnehmen würde, welcher von ihnen beiden der beste wäre. Der Führer antwortete und sprach: Was seh ich an euerm Gefechte? ich will wieder nach Hause reiten, ich habe vollbracht was mir befohlen ist. Geoffroi sprach wieder lachend zu ihm: Lieber Freund! laß dich nicht so sehr verlangen, sondern halte an dieser Statt eine kleine Weile stille, denn du wirst gar in Kürze sehen, wie es sich begeben wird: darnach kannst du zu meinem Volke gehen, und ihm sagen, wie es mit unserm Fechten ausgesehen, und wer ob oder unterlegen habe. Der Führer antwortete und sprach: Gnädiger Herr! ich darf euch nichts versagen, ich will thun, was ihr begehrt, jedoch bitten, daß ihr es nicht lange macht, denn ich bin vor dem Riesen sehr bange, er kommt mir vor, als ob er kein Mensch, sondern ein

grausamer Teufel wäre. Wenn ihr ihn kenntet, würdet ihr euer junges Leben nicht so thöricht an den großen ungeheuern Wütherich wagen. Geoffroi antwortete und sprach: Sorge darum nicht, denn der Riese soll, wenn es mir Gott anders gönnen will, nicht lange beim Leben bleiben, sondern von mir erschlagen werden. Doch widerfuhr dem Geoffroi von dem ungeheuern Riesen Schaden genug, wie man hören wird.

Geoffroi schied von dem Führer und kam an den Berg. Da nun Grimold ihn ganz allein gegen ihn den Berg hinauf reiten sah, verwunderte er sich sehr, daß ein alleinziger Mann mit ihm zu streiten sich unterstehen sollte oder wollte: doch meinte er, daß er vielleicht ein Unterhändler zwischen ihm und dem Lande sei; daher stund er auf, gieng ihm auf dem Berge in eine schöne Wiese entgegen, nahm eine lange Stange von von maßholdernem Holze in seine Hand, die er so leicht darin umkehrte, als ein junger Knabe mit einem schwanken Stäblein thut. Wie er nun so nahe zu Geoffroi kam, daß er ihn wohl hören konnte, schrie er ihn an, und sprach: Wer oder von wannen bist du, daß du so freventlich gegen mich reitest: was suchst du, was ist dein Gewerbe hier? Geoffroi sprach: Du großer Voland und Teufelsknecht, ich will nicht viel mit dir zu schaffen haben, sondern dich mit der Hülfe Gottes bestehen, und dir noch heute den Kopf vom Leibe hauen: daher wehre dich, denn es ist an der Zeit. Der Riese sprach mit Gespötte: Lieber Herr! seit mir nicht ungnädig, laßt mich doch beim Leben bleiben, nehmt mich lieber gefangen, und schatzt mich für Geld und Gut, auf daß ich den Leib behalte. Geoffroi verstund und merkte wohl, daß er sein spottete, mithin sprach er: Du großer Hund, du sollst dein Gespötte, wie ich

von Gott hoffe, bald entgelten. Ergriff demnach seinen Schild, ritt mit seinem Sper auf den Riesen gar schnell und begierig, und traf ihn so auf seine Brust, daß, wäre er nicht mit einem stählernen Harnisch gewappnet gewesen, ihn Geoffroi durchrannt hätte; doch gab er ihm einen solchen starken Stoß, daß er auf die Erde fiel, und die Beine gegen den Himmel kehrte. Jedoch sprang er geschwinde wieder auf, und wollte mit seiner Stange nach Geoffroi schlagen. Als aber Geoffroi das sah, sprang er geschwind von seinem Pferde, denn er besorgte, er möchte ihn und sein Pferd todtschlagen. Nachdem der Riese den Geoffroi betrachtet, verwunderte er sich über dessen Stärke, und sprach zu ihm: Ich weiß nicht, wer oder von wannen du bist, du hast mir aber einen so starken Stoß gegeben, daß ich meine Füße gegen den Himmel aufgekehrt habe. Daher begehr ich von dir, so du ein frommer Ritter bist, mir deinen Namen zu sagen, und nicht zu verhehlen. Geoffroi antwortete ihm und sprach: Ich heiße Geoffroi mit dem Zahne, und bin sehr weit bekannt. Hierauf antwortete der Riese und sprach: Von dem habe ich viel gehört: also bist du der, welcher meiner Mutter Bruder, den Riesen Gedeon von Garanda, erschlagen hat und bist hieher gekommen, um den Sold dafür zu empfangen, den ich dir gar bald geben will, wie es auch billig ist, Solches zu rächen. Geoffroi antwortete und sprach: Etliche vermeinen ihren Schaden zu rächen und vermehren nur noch ihr Unglück. Weil nun der Riese noch den Stoß fühlte, welchen ihm Geoffroi gegeben hatte, so nahm er seine Stange und schlug gegen Geoffrois rechte Hand, weil er links war, und hoffte ihn wohl zu treffen: Geoffroi aber war geschwind, und sprang zurück. Da hatte der Riese solch einen ungefügen Streich geführt,

daß er mit der Stange einen Schuh tief in den Felsen schlug. Zu gleicher Zeit schlug Geoffroi dem Riesen einen solchen Hieb mit seinem Schwert durch seinen stählenen Harnisch, daß die Ringe allenthalben davon stoben, und ihm dazu das rothe Blut durch seinen Harnisch floß. Hierüber ward der Riese Grimold über alle Maßen zornig, nahm seine Stange in die Hand und hieb so mächtig damit, daß, wäre ihm Geoffroi stille gestanden, er ihn zu Tode geschlagen hätte. Geoffroi wuste des Riesen große Stärke wohl, daher wich er abermals dem Hiebe aus. Der Riese zuckte noch einen so ungefügen Streich gegen Geoffroi, daß er mehr als drei Schuhe tief in den Felsen schlug, davon ihm sein Arm sehr erschütterte, ihm auch die Stange spaltete und in der Mitte zerbrach. Darüber ward Geoffroi sehr froh, dankte Gott von Herzen, sprang wieder gegen den Riesen, führte einen starken Schlag mit seinem guten Schwerte und schlug dem Riesen so sehr auf seinen Helm, daß er ihn damit ganz betäubt hatte. Wie der Riese nun wehrlos war, gebrauchte er seine Faust, und schlug Geoffroi so hart auf seinen Helm, daß er kaum stehen konnte und schier auf die Erde gefallen wäre. Geoffroi zuckte wieder einen Schlag mit seinem Schwert, in den er alle seine Stärke legte, und schlug dem Riesen durch die eine Achsel, daß er ihm Panzer und Harnisch versehrte und ihn zumal so tief verwundete, daß ihm das rothe Blut über die Füße floß. Da der Riese dieß empfand und sein Blut fließen sah, fieng er an, seinen Göttern zu fluchen, darum, daß sie ihm nicht zu Hülfe kamen, sprang zu Geoffroi und griff ihm um seinen Leib; desgleichen that ihm auch Geoffroi, und beide rangen sehr mannlich und stark, daß ihnen beiden der Odem vergieng. Da begannen dem Riesen

seine Wunden so sehr zu schmerzen, daß er ohnmächtig ward. Also riß sich Geoffroi wieder los, griff nach seinem Schwerte, und verwundete ihn abermals in seine Hüfte, daß er blutete und sich des Sieges begab. Also wandte er sich schnell von Geoffroi und nahm mit Schanden die Flucht in den Felsen.

Wie es sich mit dem Berge verhielt, und von dem König Helmas und seiner Gemahlin Persine.

Der Riese sprang unter dem Felsen in ein finsteres Loch, und da Geoffroi ihn nicht erlaufen noch einholen konnte, setzte er sich wieder auf sein Pferd, und ritt zu seinem Führer, der unten an dem Berge in großen Sorgen gehalten hatte. Derselbe ward seiner Ankunft von Herzen froh und Geoffroi erzählte ihm ihren ganzen Streit, und wie ihm der Riese endlich sieglos entlaufen wäre, und sich in einem Felsen verkrochen hätte. Da dem Geoffroi sein guter Helm zerschlagen war und große Beulen darein gemacht, auch sein Harnisch übel zerrißen, so merkte der Führer gar wohl, daß er ein tapferer Ritter und in großer Arbeit gewesen sei. Wie sie also mit einander redeten, kamen viele der Landesherren und auch Geoffrois Volk, welche sich seines Sieges sehr erfreuten. Da sie aber hörten, daß der Riese nicht völlig getödtet, sondern noch am Leben sei und dem Geoffroi sieglos in einen Felsen entronnen war, so besorgten sie, daß der Riese von seinen Wunden wieder aufkäme, wenn ihn Geoffroi nicht ganz ertödtete. Auch fragten sie, ob der Riese ihn nicht etwan gefragt hätte, wer oder von wannen er wäre? Hierauf antwortete Geoffroi und sprach: Ja fürwahr, er hat auch gefragt, wer oder von wannen ich wäre, und weil ich kein Bedenken trug, ihm Solches zu sagen, so hab ich es

nicht verschwiegen. Einer von den Landesherren sprach: Herr, ihr dürft versichert sein, daß der Riese nicht wieder heraus zu uns kömmt, so lange ihr gegenwärtig seid, weil er aus einer Weissagung voraus weiß, daß ihr ihn tödten sollt. Da schwur Geoffroi einen Eid, von dem Lande nicht eher zu weichen, bis er den Riesen wieder gefunden und völlig getödtet hätte. Da sprach Einer der Landesherren: Herr, in dem Berge sind sehr viel Gespenster und fremde seltsame Dinge: Der König Helmas von Albanien ist von dreien seiner Töchter darin verschloßen und muß darin bis an sein Ende verbleiben, weil er an seiner Gemahlin Persina eidbrüchig geworden ist, denn er hatte ihr geschworen, daß er sie im Kindbette nicht besuchen, und nach ihrem Thun und Wesen fragen wollte. Als aber die Königin die drei Töchter ihrem Gemahl, dem König Helmas, geboren, er aber seinen Eid, sie niemals zu besuchen, nicht gehalten, sondern nach ihr im Kindbette gesehen hatte, ist die Frau mit ihren Kindern von ihm getrennt worden, und haben die drei Töchter ihren Vater, den König Helmas, in diesen Felsen verschloßen. Darauf hat niemand erfahren können, wohin die Mutter mit ihren Töchtern gekommen ist. Dieser König Helmas ist Herr in diesem Lande gewesen; seitdem er aber von seinen drei Töchtern verschloßen worden ist, hat sich beständig ein Riese hier aufgehalten, und den Berg gehütet. Der jetzige ist der fünfte oder sechste, alle haben das Land verwüstet, und alle Menschen, so sie betroffen haben, jämmerlich erschlagen. Niemand untersteht sich sein Gut vor dem ungeheuern Riesen zu schützen, und nachdem wir den König Helmas verloren haben, haben uns diese Riesen alle erdenklichen Drangsale angethan. Weil wir nun so großes Ungemach

lange Zeit erdulden müßen, so hoffen wir, Gott werde uns durch euern ritterlichen Arm davon erlösen. Als Geoffroi diese seltsame Märe hörte, schwur er vor ihnen allen nochmals, nicht aus diesem Lande zu gehen, bis der Riese von seiner Hand getödtet worden. Indem nun hiermit die Nacht heran nahte, ritten sie nach Hause, und Geoffroi mit ihnen.

Wie Geoffroi den Riesen in dem Felsen suchte.

Das andern Morgens sehr früh machte sich Geoffroi auf, um der angefangenen Sache ein Ende zu machen und den Riesen umzubringen, oder selber sein Leben zu laßen. Wie er sich nun gerüstet hatte, setzte er sich auf sein Roſs, ritt ohne alle Furcht und Sorge vor dem Riesen gegen den Berg, und kam an den Felsen, darein der grausame Riese geflohen war. Er suchte das Loch so lange, bis er es fand, sprang geschwind von seinem Pferde, nahm seinen Sper, steckte den unter sich in das finstre Loch, und sprach: Nun wohlan, weil ich weiß, daß der Riese hierinnen ist, und ich geschworen habe, mich nicht eher von diesem Lande zu scheiden, bis ich den Riesen mit meiner Hand völlig überwunden und getödtet habe, so will ich im Namen Gottes und um des christlichen Glaubens willen den Riesen suchen, und mich nicht eher wieder sehen laßen bis ich ihn gefunden und getödtet habe, zumal er ein Heide ist, wie ich Solches von ihm selber gehört habe. Die Landesherren wünschten ihm Glück und Heil und befahlen ihn in Gottes Pflege. Darauf schlug Geoffroi ein Kreuz für sich, ließ sich an seinem Sper hinunter in den Felsen, und da er hinab kam, nahm er den Sper bei dem einen Ende unterhalb des Eisens und suchte allenthalben, ob er den Riesen fände.

Lange gieng er weit und breit umher; endlich sah er einen Schein des Tages: da nahm er seinen Spieß und fühlte damit so lange, bis er eine Thüre fand, die in den Felsen gehauen war. Er gieng hinein, und beschaute die schöne Kammer und die vielen Reichthümer, so darinnen waren, denn sie war mit Gold und Edelgesteinen trefflich geziert, und in der Mitte ein erhabenes Grab auf sechs goldenen Pfeilern: das war mit köstlichen Edelgesteinen, deren sehr viele in dem Berge wuchsen, reichlich besetzt.

Wie Geoffroi die Bildnisse seiner Großeltern mütterlicher Seite in den Berg gehauen findet und den Riesen tödtet.

Auf dem erhabenen köstlichen und schönen Grabe war ein König gewappnet und gekrönt liegend ausgehauen, und zu seinen Füßen ein Frauenbild; das hielt ein Täflein in der Hand, worauf geschrieben stand: „Dieses ist der durchlauchtige und großmächtige König Helmas, mein allerliebster Gemahl, der hier begraben liegt. Er war König zu Albanien, und hatte mir geschworen, da er mich zum Weibe nahm, daß er mich niemals in meinem Kindbette besuchen, noch jemanden gestatten wolle Solches zu thun. Weil er nun Solches doch gethan, und seinen Eid gebrochen hat, so hat er mich verloren. Damals gewann ich in der Geburt drei Töchter, die alle schön und wohlgestalt waren. Alsbald schied ich von ihm, führte meine Töchter mit mir, und sagte es weder meinem Gemahl noch sonst jemanden, wo wir hinkämen. Die Töchter habe ich selbst erzogen, und an meinen Brüsten gesäugt. Da ich sie nun bis an das funfzehnte Jahr erzogen hatte, so habe ich ihnen die Untreue, welche ihr Vater, mein

Gemahl, der König von Albanien, an mir gethan hat, gesagt. Als dieß meine Töchter vernahmen, ward Melusina, die jüngste unter ihnen, darüber sehr erzürnt, und sprach: Mutter, ich will dich an meinem Vater rächen, und beredete ihre zwei Schwestern auch dazu. Sie vereinigten sich, an ihrem Vater gemeinsame Rache zu nehmen, welche sie auch in diesem Felsen vollbracht haben. Als er nun gestorben war, so beerdigte ich ihn unter diesem Stein, ließ dieses Grab machen, und darauf seine Gestalt aushauen, damit, diejenigen, welche die

Tafel sehen und lesen, sein eingedenk sein können. Hierein wird kein Mensch kommen, er sei denn von meinem Geschlecht entsprungen. Den Riesen aber habe ich, seit mein Gemahl, der König gestorben, hierher gelegt, damit er dieses Grab bewache, und niemand hinzu laße, der nicht von unserm Geschlechte wäre. Ueberdieß hab ich meinen Töchter drei Strafen auferlegt: der Melusina, als der jüngsten, die sehr weise und klug war, daß sie alle Samstage vom Nabel hinab eine Schlange werden, und der, welcher sie zum Weibe nähme, ihr schwören sollte, daß er sie an keinem Samstag besuchen, oder nach ihr fragen, sondern sie unbekümmert und ledig laßen, auch keinem andern sie zu sehen gestatten wolle: wenn er Solches hielte, sollte sie eine lange Zeit leben, und zuletzt als ein anderer Mensch sterben. Der andern, Meliora, die sehr schön war, hab ich auferlegt, all ihr Lebtage ein in dem Königreich Armenien auf einem hohen Berge gelegenes Schloß zu hüten und auf dem Schloß einen Sperber zu halten. Wenn nun ein Ritter dahin kommt, und dieß Abenteuer bestehen will, so muß er drei Tage und drei Nächte den Sperber bewachen, und in der Zeit nicht schlafen. Wer das vollbringt, soll von ihr eine Gabe fordern, welche er will, nur der Meliora Leib nicht, weil der ihm nicht werden kann. Es soll auch kein Ritter dieß Abenteuer bestehen, wenn er nicht von hoher Geburt ist, sich auch wohl vorsehen, daß er in dreien Tagen nicht schlafe, denn thut er das, so soll er bis an den jüngsten Tag meiner Tochter Meliora als ein gefangener Ritter dienen. Der dritten und ältesten Tochter, Palentina, hab ich anbefohlen, ihres Vaters Schätze auf einem hohen Berge im Königreich Arragon so lange zu hüten, bis Einer unsers Geschlechts

kommt, mit Gewalt den Berg und den Schatz gewinnt, und mit demselben das gelobte Land, das ist, das heilige Grab und Jerusalem befreit. Ich heiße Persina, und habe meinen drei Töchtern dieß darum auferlegt, weil sie an ihrem Vater die Thorheit, die er an mir begangen, so schwer gerochen, ihn in diesen Berg verschloßen, und bis an sein Ende darin gefangen gehalten haben. Denn ob er sich gleich noch so sehr an mir vergangen hatte, so war ich ihm doch von Herzen günstig, und mochte die Rache, die meine Töchter von meinetwegen an ihm genommen hatten, nicht ungeahndet laßen.

Als Geoffroi dieß an der Tafel gelesen hatte, mochte er sich so seltsamer Abenteuer nicht genugsam wundern, und sah daraus ganz deutlich, daß Melusina seine leibliche Mutter, der König Helmas sein Großvater, und Persina seine Großmutter gewesen sei.

Wie Geoffroi den Riesen tödtet und die Gefangenen in dem Berge Awalon erlöst.

Hierauf gieng er wieder aus der Kammer und suchte den Riesen allenthalben. Endlich sah er einen großen viereckigen Thurm, in den gieng er hinein, und ward ein Gefängniß gewahr, darin mancher redliche Mann gefangen lag. Die Gefangenen verwunderten sich alle sehr seiner Ankunft und Einer unter ihnen sprach zu ihm: Herr, geht nur bald hinweg und verbergt euch in eine Höhle, damit euch der Riese nicht sehe noch höre, denn wenn euch der ungeheure Riese antrifft, so müßt ihr euer Leben verlieren, und von ihm erschlagen werden. Geoffroi lachte und sprach: Wo ist der Riese? denn ich suche ihn, und wollte mich gerne mit ihm schlagen. Da sprach einer

der Gefangenen: Ihr werdet ihn bald sehen, und ich glaube ihr seid unglücklich, denn wenn er euch sieht, so müßt ihr ohne alle Gnade sterben. Geoffroi antwortete: Sorgt ihr für mich nur nicht: wenn ich den Riesen antreffe, will ich mit der Hülfe Gottes bald ein Ende mit ihm machen. Ueber diesen Worten kam der Riese, eilte geschwind in eine Kammer, und machte die Thüre behend hinter sich zu. Geoffroi sah ihn, sprang eilig nach, und trat so stark wider die Thüre, daß sie in kleine Stücke sprang, wie stark sie inwendig verriegelt und versperrt war. Der Riese hatte einen großen Hammer bei sich und schlug damit so sehr auf Geoffrois Helm, daß, wäre der Helm nicht so gut gewesen, er ihn zu Boden geschlagen hätte. Obgleich Geoffroi davon sehr betäubt und erschrocken war, so sprach er doch zu dem Riesen: Du hast mein nicht gefehlt, daher will ich dir es wieder vergelten, zog sein Schwert aus, und führte solch einen grimmigen Stich, deß er ihm den Harnisch durch und durch stach, und der Riese zu Boden fiel.

Da that der Riese einen so schrecklichen Schrei, daß der Thurm erbebte, und er sogleich todt war. Hiermit steckte Geoffroi sein Schwert ein, gieng wiederum zu den Gefangenen, und fragte sie: ob sie aus dem Lande Norhem gebürtig wären? Da sprachen sie: Ja, gnädiger Herr! Darauf fragte er sie weiter, warum sie da gefangen wären? Einer antwortete und sprach: Der Schatzung willen, die wir dem Riesen schuldig sind. Geoffroi sprach: Dankt Gott, daß er euch nach seiner grundlosen Barmherzigkeit zu dieser Stunde durch mich erlöst hat, indem ich den ungläubigen Riesen jetzt durch die Hülfe Gottes mit meiner Hand erschlagen uud getödtet habe, wie ich euch bald zeigen will. Ueber diese Nachricht wurden die

Gefangenen von Grund ihres Herzens froh, lobten und dankten Gott, der ihm solchen großen Sieg gegeben, und baten Geoffroi, daß er ihnen aus dem Gefängniß helfen möchte. Geoffroi sprach: Das will ich herzlich gerne thun: sagt mir nur, wo ich die Schlüßel finden soll? Sie antworteten: Das können wir euch nicht sagen, denn wir wißens nicht. Also muste sie Geoffroi allenthalben suchen, bis er sie endlich fand. Hierauf schloß er das Gefängniß auf, und ließ alle Gefangene, deren mehr als zweihundert waren, heraus. Die Gefangenen wurden von Herzen froh und dankten Gott, da sie sich von dem Riesen erlößt und aus ihrem schweren Gefängniß befreit sahen. Geoffroi führte sie in die Kammer, darin der Riese erschlagen lag, da segneten sie sich alle und nahm sie groß Wunder der mannlichen Ritterschaft, die Geoffroi an dem ungeheuern Riesen begangen hatte. Geoffroi hub wieder an und sprach zu ihnen: Lieben Freunde! In diesem Schloße ist groß Gut an Gold, Silber und Edelgesteinen, so scheidet nicht von dannen: ich geb und laß euch das Alles, so viel es ist, denn ich begehre es nicht, ihr mögt dabei euer Elend vergeßen. Sie dankten ihm sehr dafür, und baten ihn auch, ihnen alle Sachen zu sagen, wie sie geschehen, und wie er in den Felsen gekommen wäre. Da sagte er ihnen alles, was vorgegangen war, eröffnete ihnen zugleich sein Geschlecht und verschwieg nicht, daß er Geoffroi mit dem Zahne wäre. Die Gefangenen sprachen zu ihm: Gnädiger Herr! seit des König Helmas Tod ist niemals ein Mensch an diesen Berg oder Felsen gekommen, denn der Riese und seine Vorfahren haben das ganze Land verwüstet, wie ihr selbst gesehen habt. Nun aber, da ihr uns mit eurer Tapferkeit erlößt habt, so wollen wir

euch diesen Riesen hinaus ziehen helfen, damit wir ihn unsern Landsleuten zeigen können, welche sich über seinen Tod sehr erfreuen werden.

Wie Geoffroi und die erlösten Gefangenen den Riesen auf einem Karren aus dem Berge fahren.

Alsbald nahmen die Gefangenen einen starken Karren, schroteten den ungeheuern Riesen darauf, banden ihn auf solchen aufrecht sitzend, gleich als ob er lebte, und fuhren ihn also durch das ganze Land. Als das Volk den ungeheuern Riesen sah, konnte es sich nicht genug verwundern, lobte Gott und dankte ihm seiner großen Barmherzigkeit und Gnade, und der glücklichen Ankunft Geoffrois. Nun kam Geoffroi wieder zu den Landesherren, von denen er kurz zuvor geschieden war. Diese nebst den Gefangenen erzeigten ihm große Ehre, desgleichen alles Volk empfieng ihn als seinen Herrn, weil ihr König ohne Leibeserben abgegangen war, und boten ihm großes Gut an, welches er aber nicht annahm. Er blieb nicht lange da, sondern segnete sie und befahl den Landesherren das Land, denn er hatte ein Verlangen, seinen Vater und Mutter zu sehen, ritt also hinweg, setzte sich wieder zu Schiffe, und kam in das Land Garanda. Da das Volk daselbst vernahm, daß er kommen würde, so lief ihm alles entgegen, empfieng ihn freundlich und war seiner Ankunft froh, weil er sie zuvor auch aus großen Aengsten und von dem Riesen Gedeon erlöst hatte. Nicht weniger ritt Reimund, sein Vater, ihm in dieses Land entgegen, wartete sein daselbst lange Zeit, und hatte großes Verlangen nach ihm, denn er hatte vernommen, daß er im Norhemerland ebenfalls durch den

Tod des Riesen eine große That gethan, und viel Ehre erworben hatte. Deswegen freute er sich, und legte seinen Kummer, den er um Melusina hatte, ein wenig bei Seite. Da nun Reimund seines Sohnes nahe Ankunft vernahm, ritt er bis an das Gestade des Meers entgegen und empfieng ihn gar wohl, doch nicht zu fröhlich. Er nahm Geoffroi allein zu sich, führte ihn an einen heimlichen Ort, und klagte ihm sein Herzeleid und den Verlust seiner Mutter. Wie Geoffroi dieses hörte, erschrak er sehr, und merkte wohl, daß dieses Alles allein seiner Missethat willen, die er an den Mönchen und an dem Kloster Malliers begangen, geschehen sey. Daher brach dem Geoffroi vor Angst der Schweiß aus; er sprach: ich klage Gott mein Herzeleid und Ungemach. Darnach schwieg er eine Weile, und sagte seinem Vater von der Tafel und Schrift, die er im Berge Awalon gelesen, und von dem Begräbniße und den Bildern. Als Reimund dieß hörte, vernahm er erst, wer und von welchem Geschlechte Melusina, und daß sie des Königs Helmas Tochter gewesen sei.

Wie Geoffroi seinem Oheim, dem Grafen von Forst, nachsetzt, ihn zu tödten und der Graf bei der Flucht ums Leben kommt.

Geoffroi aber hatte vernommen, wie sein Oheim, der Graf vom Forst, seinen Vater dahin gebracht hatte, daß er die Melusina, seine Mutter, an einem Samstag besucht, und darnach verloren hatte; also schwur er einen theuern Eid, daß der Graf von Forst darüber sterben sollte. Geoffroi ritt demnach sehr geschwind von seinem Vater, hatte Reimunden, seinen Bruder, bei sich, und ritt ohne Verzug drei Tage und drei Nächte bis er in die Grafschaft kam. Unterdessen war

Reimund, sein Vater, in großen Leidwesen, und bekümmerte sich sehr, daß Geoffroi jetzt eine neue Missethat begehen wollte. Wie Geoffroi in der Grafschaft Forst angelangt war, und das Schloß, darin sein Ohm war, offen fand, stieg er ab, gieng zu Fuß in das Schloß, daß es niemand gewahr wurde, und kam in den Saal, darin sein Oheim war. Geoffroi schrie ihn ungestüm an, zog sein Schwert, und sprach: Du unerhörter Bösewicht, du must mir hier dein Leben laßen, weil ich durch dich meine Mutter verloren habe. Weil sich der Graf von Forst wohl besann, was er gethan hatte, und besorgte, daß ihn Geoffroi mit dem Leben nicht davon kommen laßen würde, so nahm er die Flucht und lief eilends die Treppe hinauf.

Geoffroi eilte ihm gar schnell nach und fluchte allen Dienern des Grafen von Forst so sehr, daß ihrer Keiner dergleichen thun durfte, als wollte er sich wider Geoffroi setzen, denn er war sehr zornig und stark wie ein Löwe. Als nun Geoffroi den Grafen beinahe ereilt hatte, stach er nach ihm; er aber sprang zum Fenster hinaus auf ein Dach, glitt hinab und fiel sich auf einem Felsen zu Tode. Geoffroi ließ ihn zur Erde bestatten, und die Seinen hatten großes Leid um ihren Herrn. Nach der Bestattung verlangte Geoffroi, daß sie seinen Bruder Reimund für ihren Herrn erkennen und ihm schwören sollten, welches sie auch ohne Widerrede thaten.

Wie Reimund seinen Sohn Geoffroi begnadete, sich zu Schiffe setzte und nach Rom fuhr.

Inzwischen war ihr Vater wieder von Garanda nach Lusinien gekommen, wo er denn hörte, daß Geoffroi seinen

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Bruder, den Grafen vom Forst getödtet, und abermals eine große Missethat begangen hatte, worüber er von Herzen betrübt war und sich vorsetzte, Land und Leute nicht mehr zu regieren, sondern nach Rom zu ziehen, um seiner Sünden wegen Buße zu thun, hernach von der Welt sich abzusondern, in ein Kloster zu gehen, und darin sein bekümmertes Leben zu beschließen. Als Reimund in solcher Klage stand, kam Geoffroi in die Stadt geritten, sprang vom Roſs und gieng hinauf zu seinem Vater, fiel vor ihm nieder auf die Kniee und bat ihn um Gnade wegen aller seiner Missethat, bekannte, daß durch ihn sein Vater Melusina sein Gemahl, Freimund seinen Sohn und seinen Bruder, den Grafen vom Forst verloren hätte. Reimund sprach weinend: Melusina, deine Mutter habe ich verloren, die ich leider nicht wieder bekommen kann, und deinem Bruder Freimund und deinem Oheim, dem Grafen vom Forst, kann ich auch das Leben nicht wieder geben; dafür aber sollst du bedacht sein, das Kloster Malliers wieder zu bauen, und andere Mönche darein zu setzen und zu stiften. Geoffroi antwortete und sprach zu seinem Vater: Euer Wille soll geschehen, und ich hoffe, mit der Hülfe Gottes, das Kloster zu Malliers wieder in solchen Bau, Stand und Würde zu setzen, daß es beßer, reicher und köstlicher werden soll, als es zuvor gewesen ist. Reimund antwortete und sprach: Man wird wohl sehen, was du thust. Doch eins, lieber Sohn, will ich dir noch sagen: ich habe eine weite Reise vor, die ich schon längst beschloßen habe zu thun: so übergebe ich dir unterdeſs mein Land, daß du es regierst und beschirmest; auch befehle ich dir, daß du Dietrichen, meinen jüngsten Sohn, aufs Allerbeste zu guten Tugenden und Frömmigkeit erziehest. Auch sollst du ihm die

Herrschaft Portenach, Schastel, Favent, Arglon und Mervent geben: das Alles soll ihm werden und unterthänig sein, bis gen Roschelle. Denn also hat es deine liebe Mutter geordnet, da sie leider von mir schied, wo sie mir Dietrichen vor allen ihren andern Söhnen befahl und dabei sagte, daß er ein gar mannlicher Ritter werden sollte, weshalb ich ihn zum Erben der genannten Schlößer einsetze. Geoffroi antwortete und sprach: Lieber Herr und Vater! Eure Abreise ist mir über alle Maßen schwer; was ihr mir aber anbefohlen habt, will ich getreulich vollbringen.

Da Reimund alles besorgt hatte und zurecht gemacht, was zu seiner Abreise nöthig war, rief er alle seine Vasallen zu sich, und offenbarte ihnen sein Vorhaben, ließ sie auch dem Geoffroi huldigen und schwören. Dieß thaten sie willig und gern, doch waren sie wegen Reimunds Abreise sehr betrübt. Darnach schied er von den Seinen und gab ihnen seinen Segen gar traurig, denn er hatte nicht im Sinne, wieder zu kommen. Geoffroi und Dietrich aber begleiteten ihn bis er sich zu Schiffe setzte; unterwegs erzählte ihnen Geoffroi erst umständlich, wie es ihm mit dem Riesen ergangen war, und alles, was er in dem Berge Awalon gesehen, nicht weniger die drei Flüche, welche Persina ihren drei Töchtern, Palentina, Meliora und Melusina gegeben hatte. Dieß hörte Reimund gerne, und sprach: Daraus verstehe ich gar wohl, daß deine Mutter von dem König Helmas hergekommen und hohem Geschlecht entstammt ist. Als sie nun eine Tagereise mit ihm geritten waren, blieben sie in einer Herberge über Nacht bei einander. Des Morgens, als sie mit Reimunden, ihrem Vater, wieder auf die Straße und an das Meer kamen, küßten

sie ihn und schieden mit vielem Weinen von einander. Reimund setzte sich zu Schiffe, und zog nach Rom, Geoffroi und und sein Bruder Dietrich aber ritten wieder nach Lusinien. Inzwischen war Dietrich gewachsen und so geschwind groß und stark geworden, daß sich alles Volk darüber verwunderte und sprach: Er ist der Schönste unter allen Brüdern. Dieser ritt nach Portenach, nahm es nebst den andern Schlößern ein, die vorher genannt worden sind, und besaß sie als väterliches und mütterliches Erbe, obgleich sein Vater noch am Leben war. Er war der Weiseste und Fürnehmste in Kriegssachen, den man in allen Landen finden mochte und nahm eine Gemahlin aus dem Herzogthum Britanien, und bekam durch sie großen Reichthum. Von diesem Dietrich ist das Geschlecht der Herren von Portenach gekommen. Der Verfaßer dieses Buchs wünschet, Gott wolle verleihen, daß dieses Geschlecht so lange in beständigem Flor sein möge, als es Melusina bei ihrem Abschiede geweissagt hat, wie es denn auch noch gegenwärtig in Frankreich in großem Ansehen stehet. Hernach wurde Dietrich ein berühmter Held und tapferer Ritter, daß seines Gleichen fast nicht gewesen war.

Wie Geoffroi das Kloster zu Malliers viel köstlicher und prächtiger wieder baut, als es vorher gewesen war.

Geoffroi besann sich, daß er so viel verbrochen, und bedachte, was ihm sein Vater wegen Wiedererbauung des Klosters zu Malliers befohlen hatte: da fieng er an Werkleute und Alles was dazu nöthig war, zu bestellen, und zahlte alles mit baarem Gelde. Und weil er viel meisterliche Werkleute aus dem eigenen Lande zusammenbringen konnte, baute er

es in Einem Sommer wieder und beßer und köstlicher als es zuvor gewesen war. Darum erhub sich in dem ganzen Lande eine gemeine Rede, daß man sprach: Wer ist der fromme Mann, der das Kloster also bald wieder gebaut hat? Da sprach man: Es ist Geoffroi, er will Mönch werden, der Wolf ist zum Schäflein geworden.

Wie Reimund dem Pabst Leo beichtet und Buße empfängt für die Missethat, die er an seiner Gemahlin begangen hatte.

Unterdessen war Reimund nach Rom gekommen, und hatte dem Pabst Leo mit Andacht seine Beichte abgelegt; derselbe gab dem Reimund eine Buße auf, welcher er sich auch willig unterwarf. Da ihn der Pabst fragte, was er nun für Vorsätze hätte, oder was er künftig thun wollte? so antwortete ihm Reimund: Allerheiligster Vater, ich bin Willens an einem Orte, wo nicht viel Leute um mich sind, mein Leben zu endigen, mich von der Welt abzuziehen, und insonderheit, nicht mehr in meinem Lande zu bleiben. Als der Pabst dieß sein Fürhaben hörte, fragte er ihn: Wo oder an welchem Orte er Willens wäre, sein Leben zu beschließen? Reimund sprach: Bei unserer lieben Frauen zu Montserat in Arragonien habe ich Lust zu bleiben, denn das ist Gott zu dienen ein wohl gelegener Ort. Hierauf nahm Reimund Urlaub von dem Pabst, ritt nach Montserat, und hatte sehr wenig Ruhe bis er nach Tolosa kam. Daselbst ward er sehr freundlich empfangen, behielt nicht mehr als Schüler und Priester bei sich, und schickte die andern alle wieder weg. Hier ließ er sich und dem Priester Einsiedelkleider machen, kam damit in das Gotteshaus, hielt sich darin sehr streng, und diente Gott mit ganzem Fleiße.

Wie Reimnnd nun alt war und sterben sollte, da erschien Melusina über dem Schloße zu Lusinien drei Tage zuvor. Als dieß die Einwohner hörten, da sprachen etliche unter ihnen: Ihr mögt versichert sein, daß wir einen neuen Herrn bekommen, wie es Melusina bei ihrem Abschiede verheißen hat.

Wie Geoffroi auch dem Pabst Leo beichtete, welcher ihm sagte, wo sein Vater sein Leben zu beschließen gedächte.

Als Geoffroi vernahm, daß sein Vater Reimund zu Rom gewesen war, schickte er nach seinem Bruder Dietrich, und da er kam, befahl ihm Geoffroi das Land und zog auch gen Rom, ob er irgend seinen Vater finden oder seinen Aufenthalt erfahren möchte. Als er nun nach Rom kam, und seine Sünden beichtete, da sagte ihm der Pabst Leo, daß sein Vater Reimund auch da gewesen wäre. Dabei legte der Pabst dem Geoffroi eine sehr harte Buße auf, besonders befahl er ihm, daß er das Kloster zu Malliers reichlicher begaben, und 120 Mönche darein stiften sollte. Geoffroi antwortete und sprach: Ich will dieß Alles thun, die vorgenannte Zahl der Mönche beobachten, und dem Kloster Renten und Gülten nach Nothdurft geben, indem ich wohl erkenne, daß dieses Gotteshaus von mir verderbt worden ist. Pabst Leo sprach: Der Vorsatz ist gut, und ihr sollt dem auch nachkommen. Euern Vater aber, wenn ihr den wißen wollt, findet ihr bei unserer lieben Frauen zu Montserat im Königreich Arragonien. Geoffroi zog auch zu unserer lieben Frauen gen Montserat, wo er seinen Vater fand. Reimund ward der Ankunft seines Sohnes froh, empfieng ihn sehr liebreich, und wollte stäts, daß er wieder nach Hause reisen sollte; Geoffroi aber wollte nicht von

ihm, denn er meinte bei seinem Vater zu bleiben, und sich ganz und gar von der Welt abzuziehen, oder ihn wieder mit nach Hause zu nehmen. Da nun Geoffroi sich bei seinem Vater vier bis fünf Tage aufgehalten hatte, und sah, daß er ihn nicht bewegen konnte, und daß er da bleiben und sein Leben beschließen wollte, nahm er Urlaub von ihm, und ritt wieder nach Lusinien, schickte zu seinen Vasallen, und ließ sich von ihnen huldigen, darzu sie auch willig und bereit waren. Reimund aber war alt als er starb, und eh das geschah, kam Geoffroi wieder, und ließ ihn gar herrlich zur Erde bestatten.

Nachdem Geoffroi das Kloster zu Malliers schöner und köstlicher, als es zuvor gewesen, wieder aufrichten laßen, bestätigte er 120 Mönche darein, und begabte sie so reichlich mit Gülten und Renten, als zu ihrem Gebrauch nöthig war. Dietrich, Geoffrois Bruder, ward ein gar mannlicher kühner Ritter und gar weit und breit bekannt und zu Portenach und in der Mark ein wohl regierender Herr. Uriens hatte seinen Sitz in Cypern, fügte den Heiden großes Ungemach zu, und half den Herren von Rhodus getreulich in ihren Nöthen. Guiot war König in Armenien und hielt sich gegen die Heiden gestrenge, wie auch seine Nachkommen gethan haben. Reinhard herrschte in Böhmen, und that den Ungläubigen großen Widerstand. Antonius hielt sich nach fürstlichen Ehren in Lützelburg auf. Reimund der jüngste war Graf im Forst, und lebte wohl nach seinem Stande. Ueberdieß sind auch von diesem Geschlechte die Grafen von Pavenburg, welche in England wohnen. Zu Arragon ist davon auch ein Geschlecht, das heißt Cabreie. Um auch von dem Königreich Armenien, da sein Bruder Guiot König ist, etwas zu melden, so wollen wir von dem Grafen Geoffroi schweigen.

Wie Giß, ein König von Armenien, sich unterstund, den Sperber zu bewachen.

In diesem Königreich war ein Schloß zu finden, mit einem Gespenst, wie in dem Berge Awalon, davon vorher schon gesagt worden ist. Daselbst war ein seltsames Abenteuer mit einem Sperber, und wer dieß bestehen wollte, muste von hoher Geburt und zwar von dem Geschlechte Derer von Lusinien sein und den Sperber drei Tage und drei Nächte ohne Schlaf bewachen. Wer dieses vollbringen würde, der mochte eine Gabe fordern, welche er wollte, nur die Königin Meliora nicht, welche den Sperber bewachte. Dieß hörte der König von Armenien, welcher Verlangen bekam, das seltsame Abenteuer zu bestehen, den Sperber zu bewachen, und keine andere Gabe als die schöne Jungfrau zu fordern. Also schied er von Hause ab, kam den Berg hinauf zu dem Schloß, darin der Sperber war, führte sein Gezelt bei sich, und ließ es unten an dem Berge auf einer Wiese aufschlagen, gieng gewappnet in das Thor, und trug eine kleine Ätzung in seiner Hand, um damit den Sperber zu ätzen. Hier kam ein alter, bleicher und magerer Mann, mit weißen Kleidern angethan, zu ihm, und fragte ihn, was er da suchte. Darauf antwortete er und sprach: Ich suche das Abenteuer dieses Schloßes. Da sprach der alte Mann: Kommt mit mir, ich will euch dahin bringen, wo es zu finden ist. Also gieng der alte Mann voran, und er ihm nach, bis sie in einen schönen Saal oben in dem Schloße kamen. Dieser Saal war sehr köstlich und schön, daß sich der König sehr darüber verwunderte.

Da sah der König einen großen und sehr schönen Sperber auf einer Stange sitzen. Der alte Mann sprach zu ihm: Nun

seht, hier müßt ihr wachen drei Tag und drei Nächte, und wenn ihr das nicht thun könnt, so werdet ihr hier bis an den jüngsten Tag verbleiben; vollbringt ihr es aber, so mögt ihr um eine zeitliche Gabe bitten, welche ihr nur wollt, die wird euch ohne Zweifel gegeben werden, nur der schöne Leib der Jungfrau nicht. Der König antwortete und sprach: Ich hoffe genug zu wachen, und die Gabe zu bekommen. Aber sein Herz stund darauf, wenn er eine Gabe gewänne, so wollte er die zarte, schöne Jungfrau fordern, und sonst nichts nehmen; doch sagte er Niemand seinen Willen; und hätte er dem alten

Mann gefolgt, das wäre ihm beßer gewesen als seine thörichte Begier, wie ihr hören werdet. Er fieng also an, den Sperber Tag und Nacht zu bewachen, und zu ätzen, und that das mit Freuden, denn köstlichen Eßens und Trinkens war da volle Genüge; dessen nahm er zur Nothdurft seines Leibes zu sich. Und des andern Morgens ätzte er wieder den Sperber und wachte wie zuvor. Nun sah er aber dort eine schöne Kammer, und die Thüre stand offen. Da gieng er hinein und fand die Kammer gar köstlich gemalt und die Feldung von feinem Golde; besonders waren da viel Vögel täuschend gemalt, und mancher Ritter mit Schild und Helm gewappnet und bei jedem stand geschrieben: Dieß ist der Ritter so und so geheißen, der ist dann und dann hier gewesen, mit Angabe des Tages und des Jahres, und hat sich unterstanden, den Sperber zu bewachen und das Abenteuer des Schloßes zu bestehen und die Gabe zu gewinnen; aber er hat geschlafen und mochte nicht wieder erwachen, darum muß er hier bleiben bis an den jüngsten Tag und uns dienen und ehren zu aller Stund, und mag nimmer von dannen kommen. Und also fand er auch an dreien Enden das Bild eines Ritters mit Namen, Tag und Jahreszahl, deren Jeglicher wohl gewacht und seine Gabe redlich gewonnen und nach der Gewohnheit des Schloßes empfangen und heimgeführt hatte. Diese Kammer war köstlich gemalt und bei jedem Ritter war das Land bemerkt, aus welchem er geboren war und welche Gabe er heimgeführt hatte. Als er nun diese Abenteuer beschaut hatte, fürchtete er, sich hier zu lange zu verhalten, und gieng wieder zu dem Sperber und fuhr fort zu wachen wie er bisher gethan hatte. Als er aber den dritten Morgen herangewacht hatte, kam die Königs-

tochter in grünem Kleide, grüßte den König sehr freundlich und sprach: Ihr habt euer Vorhaben wohl vollbracht: fordert nun eine Gabe, die soll euch werden. Der König dankte ihr freundlich und that wie ein stolzer junger Mann, der zu einer schönen adligen Jungfrau Gefallen trägt. Er sprach: Ich will keine andere Gabe als euern Leib. Als dieß die Jungfrau hörte, ward sie zornig und sprach: Mein Leib mag euch für dießmal nicht werden. Der König sprach: Fürwahr, ich fordere keine andere Gabe und ob mir euer Leib nicht werden mag, so verlange ich auch nichts anderes. Die Jungfrau ward noch zorniger und sprach: Ihr sollt fürwahr wißen, daß mein Leib weder euch noch einem andern Mann zur Gabe werden mag: darum laßt davon ab. Und so ihr das nicht thut und mich noch einmal fordert, wird euch ein großer Unfall zustoßen, daß euer Königreich, das ihr jetzt besitzt, aus euern Händen kommen, und weder euch noch euern Erben jemals wieder zu Theil wird. Gleichwohl wird mein Leib euch nicht werden, mithin verliert ihr nicht nur eure Gabe, sondern erlangt noch großes Unglück. Er aber antwortete: Es sei eine Thorheit oder Weisheit, so will ich doch keine andere Gabe als euern Leib alleine haben. Hab ich eine Gabe verdient, so hoffe ich, sie wird mir werden; ich will aber keine andere. Da sprach die Jungfrau zorniglich: Du thust so thöricht als dein Großvater that; der wollte auch seiner Thorheit folgen, nicht weisem Rath, noch seinem Gelübde genug thun. Darum wird dir keine Gabe, du hast sie verloren, und magst sie nimmer bekommen.

Wie der König der Jungfrau nacheilt und sie mit Gewalt halten will, wofür er hart gestraft ward.

Die Jungfrau fuhr fort und sprach: Du sollst nun wißen, daß du hinfort nichts mehr erlangst als Kummer und Leid und groß Unglück, wie auch deinem Großvater Reimund geschah, der seinem eignen Willen folgte und Melusinen verlor, sein Gemahl, die meine leibliche Schwester war, und Guiot dein Vater war meiner Schwester Sohn. Wir waren der Schwestern drei, und der Sünde wegen, die wir an unserm Vater, dem hochgebornen König, begangen, den wir in den Berg Awalon beschloßen haben, weil er an unserer Mutter Persina eidbrüchig geworden und sie wider sein Gelübde im Kindbett besucht hatte, ist uns ein Fluch geschehen, daß wir verzuckt und zum Gespenst geworden; und ich hüte dieses Sperbers und mag nimmer von hinnen kommen. Sie erzählte ihm auch, wie seine Großmutter alle Samstage ein halber Wurm gewesen, und wie sie sein Großvater verloren, auch wie ihre älteste Schwester, Palentina, auf einem hohen Berge in Aragonien ihres Vaters Schätze hüte. Dann fuhr sie fort: Also bist du nun unseres Geschlechts und hättest mich zu einer Gabe am wenigsten fordern sollen. Da du Solches gleichwohl gethan hast, so wird dein Reich ganz aus deinem Stamme kommen und auf ein ander Geschlecht fallen, das von einem Thier den Namen hat. Und wäre deine große Thorheit nicht, so wäre dir allezeit Glück und Ehre zugegangen; so aber muß deine Gabe ein Fluch sein.

Dieser junge König ließ sich von der Liebe und dem Verlangen zu der schönen Jungfrau betrügen, daß er alles überhörte was ihm die Jungfrau gesagt hatte. Er trat vor,

haschte nach der Jungfrau, und hoffte sie zu ergreifen. Als er sie aber schon zu haben vermeinte, verschwand sie vor seinen Augen. Zugleich erschien ein Gespenst, das seine Augen verblendete und schlug ihn nieder zur Erde. Er fieng erbärmlich an zu schreien, aber das Gespenst ließ nicht ab von ihm, sondern schlug ihn je länger je härter. Der König sprach: Ach Gott, wes zeihst du mich, läßt du nicht ab mit Schlagen, so muß ich ohne Wehr verderben und mein junges Leben verlieren. Hiermit hub das Gespenst ihn auf und stieß ihn aus dem Schloße. Der König war von den harten Schlägen so ohnmächtig geworden, daß er kaum von dannen kriechen mochte. Dazu fürchtete er noch größer Ungemach. Doch eilte er so gut er konnte herab auf die Wiese und kam zitternd zu den Seinen. Die Diener erschraken sehr, und sprachen: Habt ihr den Sperber bewacht und das Abenteuer bestanden? Der König sprach: Ja, aber zu böser Stunde bin ich hieher gekommen: wohl auf, und schnell von hinnen! Sie legten geschwinde ihre Sättel auf, eilten von dannen und ritten Tag und Nacht, bis sie zu dem Gestade des Meers kamen. Da setzte er sich zu Schiffe, that seinen Harnisch ab, und erwartete das Uebel, welches ihm und seinem Königreiche widerfahren sollte und würde, nach der Weissagung der Jungfrau. Also kam er mit den Seinen wieder nach Armenien nach großem Ungemach, das er mit ihnen auf dem Meere durch viele Ungewitter gehabt hatte, und fieng wieder an zu regieren, wiewohl mit beständigem Unglück, denn von Tag zu Tag nahm er ab, und sein Königreich zergieng immer mehr und mehr bis an seinen Tod. Alsdann wurde ein anderer König nach ihm, derselbe hatte noch viel mehr Unglück in sei-

nem Regimente, und also wurden die Könige und das Königreich immer mühseliger und zuletzt ganz arm bis an das neunte Geschlecht. Und der welcher diese Historie schreibt, hat in Frankreich einen König gesehen, so aus Armenien vertrieben worden war, und vom Könige in Frankreich eine lange Zeit erhalten wurde. Da er zu Paris starb, wurde er in das Kloster der Cölestiner zur Erde bestattet, und alle seine Diener weiß gekleidet, welches doch ganz und gar wider des Landes und des Königs Gewohnheit war, darüber sich auch das Volk verwunderte, weil dergleichen in Frankreich bei Menschen Gedenken niemals gesehen noch gehört worden war. Warum aber dieß geschehen, hat der Verfaßer dieses Buches nicht gemeldet. Nun will ich die Historie von dem Schloße mit dem Sperber bei Seite setzen, weil ich hoffe, hiervon genug gesagt zu haben, und will nun von Palentina, der dritten und ältesten Tochter des Königs Helmas melden, die Melusinens und Meliorens Schwester war.

Wie die Jungfrau Palentina auf einem hohen Berge in Arragonien ihres Vaters Schätze hütete, und von einem englischen Ritter, der sie gewinnen wollte.

Die schöne Jungfrau Palentina war von ihrer Mutter Persina, wie schon gemeldet worden, auf einen Berg in Arragonien also verwünscht, daß sie daselbst ihres Vaters Schätze hüten sollte. Diesen Schatz konnte niemand gewinnen noch heben, als einer, der vom Stamm und Geschlecht des Königs Helmas wäre. Um den Berg waren nun so viel großer ungeheurer Würme und Thiere, daß man ohne große Arbeit zu dem Abenteuer nicht kommen konnte, und viel tapfere

Ritter waren da gewesen, ihn zu heben, und dabei um ihr Leben gekommen. Insonderheit hatte sich einsmals ein Ritter aus England in Arragonien eingefunden, diesen Schatz und darnach das gelobte Land zu gewinnen. Dieser Ritter war ein gar mannlicher und kühner Held, hatte zuvor auch Alles geleistet, was ein redlicher Ritter thun und leisten sollte. Er war von der Tafelrunde an des Königs Artus Hofe, ein Verwandter Herrn Tristans und bei dreißig Jahr alt. Dieser nahm sich vor, den Schatz zu heben und das seltsame Abenteuer zu bestehen, kam an den Berg, und fand ein großes ungeheures Thier, das hatte einen Bauch wie ein Weinfaß gestaltet, nur ein Ohr, kein Nasenloch, ein Auge, welches ihm an seiner Stirne stund; sein Odem gieng ihm zum Ohre aus und ein, dabei war es drei Schuh breit und lang. Es war gar ein grausames, erschreckliches Thier, welches denn dieser Ritter gar wohl gewahr ward, wie ihr hernach wohl hören werdet. Dieses Thier schlief sehr fest, und lag nahe bei der Höhle, darin die vorgenannte Jungfrau ihres Vaters Schätze hütete. Vor der Höhle war eine starke eiserne Thüre, die hütete das Thier, daß niemand hinein kommen konnte, er sei denn von dem Stamm und Geschlecht des Königes Helmas entsprungen, wie Solches Persina, wie oben gemeldet, angeordnet hatte. Dieses Loch war in der Mitte des Berges, da mancher tapfere Ritter und Held umgekommen war, und über dem Loche waren noch viele andere Löcher mit Würmern und andern Thieren angefüllt, dadurch derjenige muste, der sich der seltsamen Dinge bemächtigen wollte. Auf den Berg gieng ein sehr schmaler Steg, drei Arragonische Meilen lang, denselben muste man ohne alles Säumen sehr geschwinde hinauf reiten

oder gehen, weil man sich an keinem Orte dazwischen wegen der vielen Würmer und Schlangen niederlaßen konnte. Nun ritt der Ritter an den Berg Rottnische in Begleitung eines Führers oder Kundmanns, der aber nur eine halbe Meile mit hinauf ritt, und dann wieder umkehrte und sich nach Hause begab. Da nun der Ritter hinauf kam, stieg er ab vom Pferde, gab dasselbe dem Führer an die Hand und sprach: Bleibe hier an dieser Stelle, und reite nicht von dannen bis ich wieder zu dir komme. Ach Gott! wie lange müste er da seines Herrn gewartet haben. Der Ritter gieng den Steg hinauf, und fand einen so schmalen und gefährlichen Weg, desgleichen er nie gesehen hatte. Er war ganz gewappnet und trug sein Schwert in der Hand. Da begegnete ihm ein großer Drache, mehr als zwanzig Schuh lang, und als er denselben mit offnem Rachen gegen sich schießen sah, nahm er sein scharfes Schwert, und schlug ihm damit das Haupt ab. Also gieng der Ritter auf dem schmalen Stege weiter, da begegnete ihm ein großer ungeheurer Bär, der lief ihn an, zerrte ihm seinen Schild vom Halse und begann ihm den Harnisch zu zerreißen. Als der Ritter den Grimm des Bären sah, ergriff er sein Schwert, und hieb damit den Bär so sehr auf den Oberkiefer, daß er ihm des einen Theil herunter schlug. Davon ward der Bär noch grimmiger und sprang nach dem Ritter; er aber entwich ihm, ergriff sogleich sein Schwert wieder und hieb ihm damit eine Tatze ab. Der Bär trat auf seine Hinterfüße, und schlug so grimmig nach dem Ritter, daß er ihm seinen Harnisch zerriß, und sie beide den Berg hinabfielen. Dabei verlor der Ritter sein Schwert, und muste seinen Dolch zu Hülfe nehmen. Mit

diesem stach er den Bären so sehr, daß er grausam schrie, und todt zur Erde fiel. Darnach suchte der Ritter sein Schwert, und als er solches wieder gefunden, stieg er den Berg hinauf, und ertödtete dazwischen unzählig viele Würmer. Zuletzt kam er an eine Höhle, wo das grausame Thier lag, das der eisernen Thür hütete, dahinter der große Schatz mit dem Gespenst verborgen lag. Also gieng der Ritter voller Begierde an das Loch und suchte das grausame Thier, welches er nur zu frühe fand. Das wilde, ungeheure, grausame Thier, sobald es ihn sah, richtete sich auf, und lief den Ritter sehr grimmig an. Der Ritter ergriff geschwinde sein Schwert, schlug und stach damit nach dem Thiere, es empfieng aber keinen Schaden, weil es durch Zauberei also verwahrt und gefeit war, daß es weder von Stahle noch Eisen versehrt und verwundet werden konnte.

Das Thier ergriff des Ritters Schwert mit seinen Zähnen, zerbiß es in zwei Stücken, that darzu einen grausamen Schrei, und verschlang hierauf den Ritter ganz und gar mit aller seiner Rüstung. Also verdarb der mannliche Ritter gar kläglich und elendiglich, der so viel Ritterschaft und mannliche Thaten vollbracht hatte, welches sehr zu beklagen war, zumal nie zuvor ein Ritter so hoch auf den Berg gekommen war als er. Der Bote wartete seines Herrn zwei Tage und eine Nacht. Darnach ritt er wieder von dannen nach England und erzählte unterwegs vor Jedermann, wie er seinen Herrn verloren hätte. Unter andern kam der Führer zu einem wohlgelehrten Mann, der Merlins Jünger war. Er wohnte in Arragon nahe bei dem Berge und sagte dem Boten durch seine nigromantische Kunst, daß sein Herr der Ritter mit den Thieren und Würmern siegreich gefochten hatte, zuletzt aber von einem ungeheuern

wunderlichen Thier verschlungen worden. Dieser gelehrte Mann war aus Hispanien gebürtig und hatte auf der Schule zu Toledo, wo man die Bücher der schwarzen Kunst lernt und liest, mehr denn zwanzig Jahre studiert. Diese Märe von dem Ritter breitete sich darauf in ganz England aus und ward davon ein großes Buch gemacht, von diesem Abenteuer allein.

Nun war auch ein Ritter in dem Königreich Ungarn, der dieses Abenteuer bestehen wollte, er mochte aber nicht mehr denn fünfzehn bis zwanzig Schritt hoch auf den Berg kommen, da ward er von den Würmen verschlungen. Ueberdem sind ihrer noch viele gewesen, die sich dieses Abenteuers unterfangen haben; sie sind aber alle da geblieben, da Niemand so mannlich ist, noch sein mag, der es bestünde, er sei denn von Königs Helmas Geschlecht entsprungen. Doch war es großer Schade, daß der Ritter von England nicht des Geschlechts gewesen, da er sonst ein gar mannlicher Ritter und von Herrn Tristans Geschlecht war, auch sonst Niemand so hoch an den Berg kam.

Wie ein Bote aus Arragonien zu Geoffroi kam und sprach, er sollte auf den Berg Rottnische ziehen und das Abenteuer bestehen, was er auch gerne gethan hätte; aber er ward krank, nahm das hochwürdige Sacrament und starb.

Nun wollen wir wieder vom Geoffroi schreiben, dem tapfern Ritter, welcher dazumal zu Lusinien in Freuden lebte. Als er einsmals in einem Garten mit Frauen und Jungfrauen gieng, sah er einen Boten in großer Eil auf sich zu kommen: denselben fragte er, was für neue Mär er brächte? Da fieng der Bote an und sprach: Auf dem Berge Rottnische in Arragonien sei ein ungeheures Thier, und erzählte ihm vor

jedermann, wie es dem Ritter von England ergangen, und wie noch viele andere daselbst jämmerlich umgekommen wären, weil sie des Königs Helmas von Albanien Schätze, die seine Tochter Palentina daselbst hüte, gewinnen wollen. Als Geoffroi dieß hörte, wunderte er sich sehr wegen des ungeheuern Thieres, und sprach: Nun wohlan, ich will mich dieser Sache unterstehen und ich hoffe, dieses Thier mit göttlicher Hülfe zu erlegen, wie ich den ungeheuern Riesen überwunden habe. Er gebot darauf seinem Volke, sich zu rüsten, und schrieb seinem Bruder Dietrich, daß er zu ihm käme, sich des Landes und aller der Seinen anzunehmen, und die Regierung so lange zu verwalten bis er wieder käme. Als er aber aufbrechen wollte, den Schatz zu suchen und das ungeheure Thier zu erlegen, befiel ihn ein Siechthum, daß er abstehen muste; seine Krankheit nahm bald so sehr zu, daß ihm kein Arzt mehr helfen konnte. Geoffroi war bis in sein Alter unverheiratet geblieben. Nun nahte ihm die Stunde seines Todes, daß er dem Lauf der Natur und göttlichem Gesetz gehorchen muste; auch ergab er sich geduldig in den göttlichen Willen. Wegen seiner Krankheit aber war allgemeine Klage, Jedermann betrübte sich herzlich darüber. Er hatte in der Grafschaft Poitiers viel schöner Kirchen und Capellen zu bauen angefangen, auch noch viel Gutes zu stiften sich vorgesetzt; wegen seines Todes aber gieng Solches mehrentheils nicht vor sich, und blieb unausgeführt.

Als Geoffroi sah, daß ihm der Tod nahte, schickte er nach einem Priester, empfieng das hochwürdige Sacrament, setzte seinen Bruder Dietrich in seinem letzten Willen zum Erben ein und verordnete, daß er in dem Kloster Malliers,

das er verbrannt und hernach wieder aufgebaut hatte, zur Erde bestattet würde. Daselbst liegt er herrlich begraben und der Verfaßer dieses Buchs hat sein Grab gesehen. Nach Geofrois Tode regierte Dietrich allenthalben in den Schlößern, die ihm erblich angefallen waren. Hernach aber wurde das Land in vier Theile getheilet, und den Kindern zur Heimsteuer oder Morgengabe gegeben. Die Männer, so von seinem Geschlecht kamen, wurden sehr berühmte und tapfere Ritter. Der Verfaßer dieses Buchs hat einen dieser Herrn, die von Dietrichs Geschlecht waren, wohl gekannt, und ihm einige Zeit gedient, und ihm zu Ehren dieß Buch zu schreiben angefangen. Wie aber kein Mensch den nächsten Augenblick vor dem Tode sicher ist, so geschah es auch, daß dieser Herr starb, ehe die Historie vollendet war. Dieser Herr zu Portenach, welcher diese Geschichte in welscher Sprache zuerst schreiben ließ, war genannt Wilhelm und schied von dieser Welt am h. Pfingstabend, da man zählte nach Christi unseres Herrn Geburt 1400 Jahr, und wurde zu Portenach sehr prächtig zur Erde bestattet. Bei seinem Begräbnisse waren sehr viel geistliche und weltliche Herrn, und sein Sohn, Johann von Portenach, wurde Besitzer seines Vermögens nach ihm. Dieser Herr hatte großen Jammer um seinen Vater; doch that er, wie die Weisen thun, denn was niemand wiederbringen kann, das soll man Gott befehlen. Als er nun seines Vaters Begräbniſs herrlich begangen hatte, wurde er auch Herr zu Mathesolon, war stäts fromm und milde, und vollbrachte viel gute Werke. Von seiner Mutter her war er ein naher Anverwandter des Königs in Frankreich. Zu der Zeit sind von Melusinens Nachkommen sehr berühmt gewesen der Herzog

von Lützelburg, die Grafen vom Forst, die Grafen von Pavenburg in England, die von Cabreie in Arragonien auch haben in Norwegen, Cypern, Armenien, Böhmen und vielen andern Ländern noch zu des Verfaßers Zeit gar mannliche Ritter und Fürsten gelebt, die aus dem Hause Lusinien von Melusinen und Reimund entsproßen waren. Als dieser Herr Johann von Portenach, Herr zu Mathesolon, vernahm, daß diese Historie von seinem Vorfahren angefangen, aber noch nicht zu Ende gebracht worden wäre, wendete er allen Fleiß an, und begehrte von dem Verfaßer, daß er sie zu Ende schreiben möchte, wofür er ihm viel Freundschaft erweisen wollte, welches der Verfaßer auf seine Bitte auch that.

Beschluß.

Diese Historie habe ich Thüring von Ringoltingen mit der Hülfe Gottes im Jahre 1466 völlig zu Stande gebracht, muß aber bekennen, daß solche nicht zum Besten ausgefallen ist, weil ich etwas aus einer Sprache in die andere zu bringen kein Meister bin. Meinen gnädigsten Herrn, den Markgrafen zu Röteln, bitte ich, weil er die Sprache beßer versteht, mir meine Fehler zu Gute zu halten. Desgleichen ersuche ich auch einen Jeden, der die Sprache versteht, und diesem Buche zu helfen weiß, solches zu verbeßern, wo es nöthig ist.

Ich habe noch viele andere Historien, als von des Königs Artus Hofe und seiner Ritterschaft, von Herrn Iwein und Herrn Gawan, Herrn Lancelot, Herrn Tristan und Herrn

Parzifal, imgleichen von Herzog Wilhelm von Orleans und von Pontus und Merlin gelesen.

Da mir aber die Historia von der Melusina am besten gefallen hat, und auch eine der wahrhaftigsten vor den andern allen zu sein scheint, weil die vorgemeldeten Geschlechter alle daher kommen, so habe ich sie zu verdeutschen nicht unterlaßen wollen.

Ich habe auch von dem Grafen von Erlach, der in vielen Schlößern gewesen ist, die Melusina erbaut hat, vernommen, daß die Grafen von St. Paulus in Frankreich aus demselben Stamm gewesen sind, und daß sie in ihrem Wappen Melusina die Meerfei, führen, in der Gestalt, welche sie alle Samstag annahm. Daher wolle der geneigte Leser diese Historia für keine Fabel halten.

Markgraf Walther.

Das erste Capitel.

Wo Markgraf Walther gewohnt und Hof gehalten und von seinem Geschlecht und Leben.

In dem Lande Italia gegen Niedergang der Sonne liegt ein überaus hoher Berg geheißen Vesulus, des Gipfel reicht über alle Wolken in die lautern ungetrübten Lüfte. Er ist edel nach seiner eigenen Natur und auch weil der Fluß Padus an seinem Fuße entspringt, welchen der sinnreiche Poet Virgilius einen König der Flüße nennet. Derselbe ist anfänglich klein, wird aber bald durch andere Bäche und Quellen vermehrt, fließt durch Ligurien, Aemilien, Flaminien gegen Venedig, da er endlich in großen und gewaltigen Mündungen sich ins Meer ergießt. Dieser Theil des welschen Landes ist sehr lieblich wegen seiner Ebenen, aber auch mit unterschiedlichen Hügeln, Bergen und Wäldern geschmückt, und über alle Maßen anmuthig und lustig, wie er denn auch von einem Berge den Namen hat, und Piemont genannt wird. Es sind daselbst schöne und wohlerbaute Städte, Flecken, Dörfer und Schlößer. Unter andern liegt am Fuße des Berges Vesulus das Land von Saluz, welches viel Flecken, Schlößer und Höfe hat, so von Vornehmen von Adel, Rittern und Grafen bewohnt werden. Der Vornehmste unter ihnen war ein Markgraf mit Namen Walther, ein Herr und Regent der andern allen, welcher sowohl wegen seines hohen Stammes und Ge-

schlechts als auch seiner vortrefflichen Tugend wegen bei allen in hohem Ansehen war. Von Person war er einer ziemlichen Länge, ansehnlich, sehr schön und im besten blühenden männlichen Alter, lebte sehr sorglos in aller Lust und Freude, jedoch fromm, gottesfürchtig und ohne Tadel. Die meiste Zeit brachte er mit Jagen und anderen fürstlicher Lust und Kurzweil zu. Also lebte er manches Jahr so, daß es das Ansehen gewann, als wollte er ohne und außerhalb der Ehe sein Leben verbringen.

Das zweite Capitel.

Dem Markgrafen Walther rathen seine Unterthanen zu heiraten.

Ueber dieß einsame Leben des Markgrafen wurden die andern Herren und alle seine Unterthanen sehr traurig, und als sie Solches lange Zeit mit Stillschweigen, wiewohl mit Leidwesen und großer Ungeduld ertragen hatten, werden sie endlich des Handels einig, faßen einen frischen Muth, kommen in großer Menge vor seine Residenz Salutz, und begehren mit ihrem Herrn in eigner Person zu reden, weil sie eine sehr wichtige Sache anzubringen und zu verhandeln hätten. Markgraf Walther verwundert sich über der Menge des Volks, ist bestürzt und begierig zu erfahren, was doch ihr Anliegen sein möchte, läßt sie in seinen fürstlichen Saal kommen, und weil ihm nichts Böses bewust ist, auch zu seinen Unterthanen sich nichts als alles Liebes und Gutes versieht, tritt er ihnen männlich unter die Augen und wird von ihnen sehr ehrerbietig und demüthig begrüßt, worauf er auch sie gnädig und freundlich, wiewohl mit ernster und edler Haltung empfängt, also daß sich Jedermann seines herrlichen Ansehens verwundert. Als

er sie nach ihrem Anliegen mit Güte befragt, fängt einer unter ihnen an, welcher entweder als der Vornehmste dem Fürsten am nächsten stand, oder am meisten Beredsamkeit besaß und spricht etwa in solcher Weise: Eure große Gnade und Herablaßung, hochgeborner gnädiger Herr, erweckt uns, euern Unterhanen, solche große Liebe, Zuversicht und Freudigkeit, daß ein Jeglicher unter uns, so oft es die Noth erfordert, mit voller Kühnheit vor Ew. Gnaden treten, und mit euch reden mag. Und zwar sind wir nun alle einhellig allhier erschienen, nicht als ob ein jeder für sich seine eigne Sache zu werben hätte, sondern was unser aller wie eines, und eines wie aller Meinung und Bitte sei, wollen Ew. Gnaden von uns vernehmen. Nachdem bisheran Alles was Ew. Gnaden je geredet, gethan oder gelaßen haben, uns, wie auch nicht mehr als billig ist, gefallen hat, und noch gefällt, also, daß wir wegen eines so tugendhaften und löblichen Landesherrn billig für glücklich zu achten sind, so bleibt uns doch Eins zu wünschen, um welches in höchster Unterthänigkeit und Gehorsam wir anjetzo wohlmeinend ersuchen. Und so sich Ew. Gnaden werden erbitten laßen, uns Solches, wie wir hoffen, zu gewähren, wollen wir uns für die allerglücklichsten Leute in ganz Welschland achten. Die Bitte ist diese: Es wollen Ew. Gnaden nach Gottes Ordnung sich in den heiligen Ehestand begeben, und Solches je eher je lieber ins Werk setzen. Ew. Gnaden wißen, wie geschwind und flüchtig dieses Leben dahin fährt, und ob Sie sich schon noch zur Zeit in der besten Blüthe des Alters befinden, so verrauscht und vergeht doch dieselbe jählings, und ehe man sichs versieht, schleicht das graue gebrechliche Alter heran. Auch hat weder Jung noch Alt einen

Bürgen für den Tod: den haben wir alle gewiſs einmal vor uns, ſo ungewiſs auch Zeit und Stunde ſei. Wollen demnach Ew. Gnaden dieſe wohlgemeinte Bitte gnädig aufnehmen, und ſo es Ihnen gefällig, wollen wir uns in aller Welt umſehen nach einer ſolchen Braut und zukünftigen Gemahlin, die Eurer Gnaden werth ſei, Ihnen gleich an Stamm und Geſchlecht, an Tugenden, Reichthum und Ehre. Und tragen wir keinen Zweifel, Gott werde ſeine Gnade und Segen dazu verleihen, daß Ew. Gnaden nicht ohne Leibeserben und wir mit der Zeit nicht ohne Erbherrn ſein mögen.

Das dritte Capitel.

Markgraf Walther willigt, ſich in den Eheſtand zu begeben.

Markgraf Walther, der dieſe Rede bis zu Ende angehört hatte, verwunderte ſich über die große Liebe, Treue und Fürſorge ſeiner Unterthanen, und ließ ſich die Rede ſo ſehr zu Gemüth gehen, daß ihm faſt die Augen voller Waßer ſtunden. Liebe Herrn und Freunde, ſagte er, ihr zwingt mich zu einem Werk, das ſonſt nie in mein Gemüth gekommen wäre, denn ich habe mich bisher ganzer Freiheit erfreut, die gar ſelten in der Ehe gefunden wird. Aber ich will dem Willen meiner Unterthanen nicht widerſtreben, der aus reifem Rath, großer Weisheit und höchſtrühmlicher Treue fließt. Jedoch die Sorge, die ihr auf euch nehmen wollet, mir ein Gemahl zu ſuchen, will ich mir ſelber und dem gütigen Himmel vorbehalten. Denn nach fremdem Willen weiben, bringt Unglück und was wir Menſchen ſind und haben, quillt Alles aus Gottes Gnade und Fürſorge: er iſt ein unerſchöpflicher Brunnquell alles

Guten: dem will ich meinen Ehestand, mein Glück, ja Leib und Leben heimgestellt haben, der wird mir finden, zuführen und bescheren was er mir, meinem Geschlecht und dem ganzen Lande das Allernützlichste weiß. Und weil dieses euer Bitten und Begehren ist, so sage ich euch hiermit zu, ich will mit göttlicher Hülfe und Gnade ein Weib nehmen, und das soll noch eher geschehen als ihr denkt. Ihr sollt mir aber dagegen auch versprechen und halten, daß ihr Diejenige, die ich erwähle, und welche mir der Himmel bescheren wird, sie sei auch gleich wie sie wolle, als meine Gemahlin, und als eure Herrin gebührendermaßen ehren wollt. Auch wolle ihretwegen mich keiner verachten, oder sonst etwa übel von mir reden. Was mir gefällt, was mir gut genug ist, soll euch auch allen gut genug sein und gefallen, denn ihr habt den Allerfreisten dem Joch der Ehe unterthänig gemacht. Darum will ich die Wahl haben, welches Joch ich erküre: sie sei des Kaisers, eines Fürsten oder Hirten Tochter, so will ich, daß sie eure gewaltige Frau sei. Ueber diese Rede des Markgrafen erhob sich eine unsägliche Freude und verhieß und gelobte ein Jeder vom ersten bis zum letzten seiner zukünftigen Landesmutter allen Gehorsam und Ehrerbietung, worauf sie sich alle wieder nach Hause begaben.

Das vierte Capitel.

Wie Markgraf Walther sich zur Hochzeit schickt und doch keine Braut da ist.

Die neue Zeitung von der bevorstehenden Hochzeit des Markgrafen erscholl in großer Eil durch das ganze Land, und war fern und nahe kein Mensch, der sich nicht von Herzen dar-

über gefreut hätte. Sonderlich aber hätte jedermann gerne gewußt, wer doch die Braut sein würde, und erwartete männiglich mit großer Begierde und Verlangen des Hochzeittages. Im Schloß Saluz wurden alle Gemächer und Zimmer aufs herrlichste hergestellt und geziert, allerhand Vorrath an Speis und Trank überflüßig herbei geschafft, der Hochzeittag bestimmt und angesetzt und die vornehmsten Herrn im ganzen Markgrafthum, als Grafen, Herren, Ritter, Edelleute und Bürger in den Städten verschrieben, die sich auch willig und gehorsamlich einstellten. Der Hochzeittag war endlich vorhanden, der Mittag gieng vorbei, es war nun die Zeit, daß Braut und Bräutigam getraut werden sollten; noch aber war von der Braut weder etwas zu sehen noch zu hören. Die anwesenden Herrn und Gäste hätte groß Wunder nehmen mögen. Zuletzt als der Markgraf seine Zeit ersieht, befiehlt er den vornehmsten Herrn und Dienern, zu Pferde zu sitzen, und die Braut einzuholen, wozu sie sich auch alle in großer Eile bereiten. Auch saßen viel Frauen und Jungfrauen auf Kutschwagen und Carreten, die Braut zu bewillkommnen und zu begleiten.

Das fünfte Capitel.

Wo Markgraf Walther seine Braut gefunden hatte.

Nun lag nicht allzuferne von dem Palast ein kleines Dörflein, darin niedere und arme Leute wohnten, und von denen war der ärmste geheißen Janicola. Wie aber die himmlische Gnade auch etwann einem armen Häuslein erscheint, so hatte dieser Arme eine Tochter, geheißen Griseldis, eines schönen und geraden Leibes, lieblichen Angesichts, und nicht

unebener Gebärden. Diese war bei sehr geringer Kost auferzogen, fromm, einfältig und unschuldig, und wuste nichts von allerlei Wollust und Hoffart. Sie weidete ihres Vaters weniges Vieh, nahm ihren Rocken mit zu Felde und spann. Auf den Heimweg sammelte sie Kräuter und was ihr das Glück bescherte, das war ihr Nachtmal. Zu Haus machte sie Feuer an, richtete das Eßen zu, besorgte alle Hausarbeit, war ihren Eltern gehorsam, hatte sie herzlich lieb, und ward wiederum von ihnen geliebt. Der Markgraf hatte vielmal, wenn er auf der Jagd gewesen, diese Dirne gesehen, sich ihres Fleißes, wie auch ihrer Gestalt und Gebärden verwundert, und daher eine eheliche Liebe zu ihr geschöpft, die sie sich aber nimmermehr hätte träumen laßen, noch einbilden mögen. Der Markgraf kam nun daher auf der Straße gegen das Dorf zu mit einem ansehnlichen Geleit, über alle Maßen herrlich und prächtig geziert und geschmückt. Jedermann eilte herbei, den Bräutigam wie auch die Braut, wenn dieselbe kommen sollte, zu sehen. Griseldis säumte sich auch nicht, sie war eben aus dem Hause zu dem Brunnen gegangen, hatte Kannen in den Händen und schöpfte Waßer. Als sie nun das große und wohl geschmückte Geleit ersieht und sich darüber verwundert, wer sie sein möchten, eilt sie wieder nach Hause, setzt das Waßer nieder, tritt an die Thür, und sieht, jedoch mit jungfräulicher Zucht und Bescheidenheit, das Geleit an. Als der Markgraf vor das Haus kommt, hält er stille, grüßt Griseldis, nennt sie mit Namen und fragt, ob ihre Eltern zu Hause wären. Griseldis erschrak so sehr über den ungewöhnlichen Gruß des vornehmen Herrn, daß ihr eine heftige Röthe ausbrach, und sie fast erstummt wäre: doch brachte sie noch

so viel zu wege, daß sie dem Markgrafen dankte, und meldete, ihre Eltern wären zu Hause. Da befiehlt ihr der Markgraf, ihren Vater zu rufen, welches sie zu thun verspricht und ins Haus geht.

Das sechste Capitel.

Wie Markgraf Walther sich die Braut erwählt und vermählt.

Janicola erschrickt nicht weniger als seine Tochter, geht mit Zittern und Zagen heraus, und wundert sich sehr, aus

welcher Ursache ihn wohl der Markgraf rufen laße. Der Markgraf nimmt ihn bei der Hand, führt ihn ein wenig bei Seite, und spricht zu ihm: Lieber Janicola, ich weiß, daß du mich als deinen Herrn lieb hast, und mein treuer Unterthan bist, auch mir in allem, was ich nur begehe, willigen Gehorsam leistest. Jedoch muß ich dich um etwas fragen: Ob du mich zu einem Eidam annehmen und mir deine liebe und einzige Tochter zu einer Gemahlin geben wollest? Janicola erschrak dieser unerwarteten Frage so sehr, daß er nicht gleich antworten konnte; doch erhob er sich endlich und sprach mit tiefem Seufzer: Gnädiger Herr, ich kann es euch wohl gönnen, daß ihr mit mir armen Mann Lust und Kurzweil treibt. Markgraf Walther versicherte darauf, es sei keine Kurzweil, sondern sein völliger Ernst: er, Janicola, der Vater, sollte sich nur erklären mit Ja oder Nein. Janicola, als er den Ernst vermerkte, sprach: Ich gebe meinen Willen in den euern und will nichts wollen noch nicht wollen, als was euch gefällig ist, denn Ihr seid mein Herr. So gehen wir hinein, sprach Markgraf Walther, daß ich von ihr in deiner Gegenwart etwas erkunde. Hiermit stieg er ab, gieng hinein und fand die Magd in dem Häuslein schaffen. Jedermann verwunderte sich und erwartete mit Verlangen, was hieraus werden sollte; insonderheit wunderte sich und erschrak Griseldis, welche die Zeit ihres Lebens keinen so vornehmen Gast in ihres Vaters Hause, auch sonst keinen so schönen wohlgeputzten Herrn gesehen hatte; viel weniger gedachte sie, daß es ihr Bräutigam wäre, und daß sie noch heute diesen Tag mit ihm Hochzeit halten sollte. Als nun der Markgraf sich auch mit der Mutter unterhalten hatte, redete er Griselden an, und sprach: Griseldis, es ist mein, wie auch

deines Vaters und deiner Mutter Wille, daß du mich heiraten und meine Gemahlin werden sollest; auch zweifle ich nicht, daß du mir und deinen Eltern hierin folgen werdest; ich habe aber noch eine Frage an dich, die wollest du wohl bedenken und mir beantworten. Die Frage ist diese: Wenn wir nun durch Gottes Gnade werden Eheleute sein, welches noch heute diesen Tag geschehen soll, willst du dann auch deinen Willen meinem Willen in allen Dingen gehorsamlich unterwerfen, also daß ich mit dir vornehmen und thun möge, was ich wolle, und du weder mit Worten noch Gebärden einigen Widerwillen spüren laßest? Griseldis, die da vor Ueberraschung weder lebendig noch todt war, und nicht wußte, ob dieses ein Traum, oder ob es die Wahrheit wäre, hielt sowohl vor Schrecken und Erstaunen als in Erwägung dieser scharfen und weitgreifenden Frage, ein wenig innen, ermannte sich doch endlich, und mit großer Beschämung und Ehrerbietung gab sie zur Antwort: Gnädiger Herr, ich weiß mich solcher Ehre ganz unwürdig; weil es aber also Ew. Gnaden Wille und mir das Glück beschert ist, so will ich so fern mir Gott hilft, nichts thun, ja nichts gedenken, was wider Ew. Gnaden Willen und Gefallen ist, und so Der mich auch wird sterben heißen, soll es bei mir Ja und Amen sein. Wohl, es ist genug, sagte der Markgraf, nahm seine Braut bei der Hand, führte sie hinaus, zeigte sie allem Volk, und sprach: Dieses soll meine Gemahlin sein: die sollt ihr als eure Herrin in allen Ehren halten, und wie lieb ihr mich habt, so günstig und gewogen sollt ihr auch ihr sein. Hierauf ließ er einen Kasten mit köstlichen Kleidern, goldnen Ringen, zierlichen Gürteln, Kronen und was sonst zu einer fürstlichen Braut gehört, der eigens hiezu auf einem Wagen

mitgeführt worden, öffnen, und befahl seine Braut ins Haus zu führen und anzuziehen, welches denn von gräflichen und adeligen Jungfrauen in der Eil mit höchstem Fleiß geschah, indem sie ihr die alten zerfetzten Hadern abnahmen, sie von Fuß bis zum Scheitel mit fürstlicher Kleidung und Schmuck von Gold, Perlen, Edelsteinen und Ketten kleideten und zierten. Hierauf verlobte sie sich der Markgraf mit einem eigens dazu gemachten Ring, führte sie hinaus und zeigte sie dem Volke zum andernmal, welches sich denn nicht genug verwundern konnte wegen ihrer Schönheit. Ihre Nachbarn und vertrautesten Gespielinnen erkannten sie kaum mehr. Ihrer viele hörte man sagen: Der Markgraf müße kein blödes Gesicht haben, weil er so wohl kenne was schöne Jungfrauen seien. Ihr Bräutigam setzte sie nun auf einen schneeweißen Zelter mit ihm nach dem Schloß Salutz zu reiten, wo die Hochzeit mit unglaublicher Freude gehalten wurde.

Das siebente Capitel.

Wie sich die neue Markgräfin verhielt.

Als nun Griseldis aus einem armen verachteten Bauernmädchen eine reiche und vornehme Markgräfin geworden, wofür sie Gott mit höchster Demuth und herzlicher Andacht alle Tag und Stunden dankte, hat ihr Gott die Gnade verliehen, daß man es ihr nicht ansehen konnte, sie sei in einer Bauerhütte aufgewachsen, sondern das Ansehen hatte, als ob sie in eines römischen Kaisers oder Königs Hofhaltung erzogen und gebildet wäre. Bei Allen und Jeden, Hohen und Niedern hatte sie ein größeres Ansehen, als keine ihres Gleichen von fürstlichem und gräflichem Her-

kommen; jedermann war ihr hold und günstig, und wers nicht wuste, konnte es nicht glauben, daß sie des Hirten Janicola Tochter wäre. Ihr Leben verbrachte sie fromm und gottesfürchtig, in unabläßigem Gebet zu Gott; ihre Sitten und Gebärden waren ehrbar und ehrsam, ihre Worte wenig und weise, Würde und angeborne Lieblichkeit so darin verschwistert, daß sie Jedermann, der sie nur sah und hörte, ihr hold und günstig zu sein zwang. Sie stand nicht allein in ihrem Schloß und Lande bei ihren Bedienten und Unterthanen in großen Ehren und Ansehen, sondern ihr Lob brach aus in weit entlegene Lande, also daß viel Fürsten und Herren, Frauen und Jungfrauen kamen, die sie zu sehen und zu hören begehrten. Also hatte sich Markgraf Walther zwar gering und armselig, aber sehr wohl und glücklich beweibt. Zwischen ihnen war eine unaussprechliche Liebe, in Frieden und höchsten Freuden lebten sie bei einander. Auch gewann der Markgraf ein größeres Ansehen, als alle seine Voreltern. Bei den Seinen und bei ausländischen Herren und Fürsten ward er höchlich gerühmt und gelobt, daß er so hohe und fürstliche Eigenschaften, solche vortreffliche Tugend bei wahrer Gottesfurcht in einer finstern Bauerhütte, unter schnödem Gewand zu suchen und zu finden gewust, die man wohl in hohen und großen Schlößern nicht allezeit antrifft.

Das achte Capitel.

Griseldis macht sich um ihre Unterthanen verdient und gebiert eine Tochter.

Frau Griseldis gewöhnte sich nun, daß sie sich nicht allein um Weibersachen, und was zur Haus- und Hofhaltung dient,

bekümmerte, sondern wenn es die Noth erforderte und es ihr Herr befahl, nahm sie in seiner Abwesenheit auch Gerichtshändel und streitige Sachen vor, und ertheilte Urtheile und Abschiede mit so hohem Verstand, Weisheit und Billigkeit, daß es das Ansehen hatte, als ob dieses Weib zu ihres Herrn und des ganzen Landes Wohlfahrt und Blüthe vom Himmel herabgesandt wäre. Als nun einige Zeit verfloßen war, befand sie sich guter Hoffnung. Dieses verursachte große Freude bei ihrem Herrn und allen Unterthanen, die mit großem Verlangen erwarteten was der Himmel bescheren würde. Endlich hatte sie ein Töchterlein zur Welt geboren, welches wohlgestalt und überaus schön war. Obgleich nun sowohl des Kindes Vater als auch die ganze Landschaft lieber einen jungen Prinzen gewünscht hätten, so haben sie sich doch Solches auch gefallen laßen, dem Himmel gedankt, und weitern Segen gehofft und erwartet.

Das neunte Capitel.

Markgraf Walther versucht seiner Gemahlin versprochenen Gehorsam.

Als sie nun das Kind entwöhnt hatte, kam dem Markgrafen Walther ein wunderlicher Einfall, von dem ich nicht urtheilen will, ob er löblich gewesen, nämlich eine große Begier, sein Weib, die ihm treu und lieb war, höher und höher zu versuchen. Er rief sie zu sich in ein geheimes Zimmer, zeigte ihr ein ernstes Gesicht, redete sie mit strengen und harten Worten an und sprach: Du weist, Griseldis, wie du in mein Haus gekommen bist; ich glaube auch nicht, daß du in diesem glücklichen Leben deines alten Standes vergeßen habest. Obwohl ich dich

nun bisheran immer geliebt habe, auch dir von den Meinen genugsame Ehre bezeigt worden ist, wie dir auch noch ferner geschehen soll, so hat sich doch, nachdem du eine Tochter geboren hast, der Grafen, Herren und Edelleute Gemüth gegen dich und mich geändert: sie geben ausdrücklich vor, daß sie einem solchen meinem Erben, einer Frau die einen Bauern Großvater heißt, nimmermehr unterthan und gehorsam sein könnten. Weil ich nun gerne Friede habe, und niemand zu Feindschaft und Aufruhr Ursach zu geben gedenke, so must du mit mir in einen sauern Apfel beißen, und wie ungern ich Solches dulde, es dahin gestellt sein laßen, was die Widersacher deinem Kind anthun möchten. Auch erinnere ich dich jetzt, was du bei unserer Vermählung mir verheißen und zugesagt hast: und beweise demnach jetzt mit der That deinen versprochenen Gehorsam. Dieß habe ich dir anzeigen wollen, damit nichts ohne dein Wißen, und wider deinen Willen, den du drein zu geben schuldig bist, geschehen möge. Griseldis, die dieses alles mit beständigem Gemüthe angehört, und sich weder vor ihres Herrn Gesicht, noch vor seinen Worten entsetzt hatte, gab unerschrocken zur Antwort, und sprach: Gnädiger Herr, Ihr seid eures und meines armen Kindes Herr, der Herr thut mit den Seinigen was ihm beliebt und gut dünkt. Ich begehre nichts zu haben, fürchte auch nichts zu verlieren als euch und eure Liebe und Gnade. Mein Gemüth und Herz, in welchem ich Ew. Gnaden auf das allerfesteste beschloßen habe, liebt euch also, daß auch der Tod euch nicht daraus zu tilgen vermag, ja keine Zeit und kein Unfall, wie groß er auch sei. Hierüber verwunderte und freute sich der Markgraf Walther; stellte sich jedoch, als ob er in großer Traurigkeit von ihr gienge.

Das zehnte Capitel.

Wo Markgraf Walther seine Tochter hinschickte.

Die folgende Nacht sandte der Markgraf einen seiner getreuſten Diener, den er auch in andern geheimen und wichtigen Sachen zu brauchen pflegte, zu Griſeldis. Als der zu ihr kam, redete er ſie an mit kläglicher Stimme und Gebärde, und ſprach: Gnädigſte Frau, verzeiht mir um Gottes willen, und rechnet mir nicht zu, daß ich verrichte was mir befohlen iſt, und wozu ich gezwungen werde. Ihr wißt nach eurer Weisheit gar wohl was dienen und einem andern zu Gebot ſtehen heißt, und wie ein Diener nicht allezeit darauf ſehen darf was recht oder unrecht ſei, ſondern thun muß was derjenige befiehlt und haben will, welcher der Herr iſt ſeines Leibes und Lebens. Mein gnädiger Herr, der Markgraf, hat mir befohlen, ſagte er mit großer Bewegung, das Kind zu nehmen und es — da brach er die Rede jählings ab, als ob er etwas Grauſames und Erſchreckliches zu verrichten vor hätte. Die Abfertigung eines ſo vornehmen Dieners, die finſtre Stunde der Nacht, die nachdenklichen Reden und Gebärden gaben der Frauen wohl Urſach genug, daß ſie nicht anders denken mochte als daß ihr kleines Kindlein als ein unſchuldiges Lämmlein zur Schlachtbank begehrt und abgefordert würde. Doch vergoß ſie keine Thränen, ſtieß auch keinen Seufzer aus, da es doch einer Amme überhart geweſen wäre zu dulden, geſchweige einer Mutter. Sie nahm ihr Kindlein, ſah es als eine Mutter gütig an, küſste und ſegnete es mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, und bot es dem Diener hin. Gehe, ſagte ſie, und vollbringe was dich unſer Herr geheißen hat; eins

nur bitte ich dich, du wollest das entseelte Körperlein die wilden Thiere oder Vögel nicht zerschleifen laßen, es wäre dir denn dieses auch befohlen. Als der Diener zu seinem Herrn zurückkehrte und berichtete, wie es abgelaufen war, und was er gesehen und gehört hatte, ist dem Markgrafen dieses sowohl des Weibes als des Kindes wegen sehr zu Herzen gegangen. Jedennoch hat sein Gemüthe nicht können gebrochen werden, daß er seinen Vorsatz geändert hätte. Er hieß das Kind wohl mit Tüchern umwickeln, und befahl dem Diener, noch in derselben Nacht aufzubrechen, und es so still und heimlich als er vermöchte in einem Korb auf einem Esel gen Bologna zu seiner Schwester zu bringen, die daselbst dem Grafen de Panico vermählt war, mit der Bitte, daß sie es auferziehen, zu Gottesfurcht, Ehrbarkeit und guten Sitten fleißig gewöhnen, die Sache aber so heimlich halten sollte, daß kein Mensch erführe wem es angehöre. Dieß Gebot vollbrachte der Diener mit Fleiß nach allem Willen seines Herrn. Markgraf Walther nahm unterdessen oft seiner Gemahlin Gesicht, Worte und Gebärden in Obacht, und erforschte ihr Gemüthe, konnte aber nicht das geringste Anzeichen vermerken oder verspüren, als ob ihr Gemüth gegen ihn verändert sei. Dieselbe Heiterkeit und Beflißenheit, denselben Gehorsam, dieselbe Freundlichkeit und Liebe befand er in Allem wie vorher, mit keinem Worte gedachte sie jemals ihres Kindes, weder von selbst noch so ihr Anlaß dazu gegeben wurde.

Das eilfte Capitel.

Griseldis gebiert ein Knäblein, welches der Vater gleichfalls hinwegschickt.

In diesem Zustande nun brachte die Markgräfin vier Jahre

hin, nach deren Verlauf sie Gott wiederum segnete, daß sie ein schönes und wohlgestaltetes Knäblein zur Welt gebar, worüber sich bei dem Vater wie bei allen Freunden und Unterthanen große Freude erhob. Als auch dieses Kind nach zweien Jahren entwöhnt war, nahm sich der Markgraf vor, den Gehorsam seiner Gemahlin auf die andere Probe zu stellen. Du hast schon vordem gehört, sprach er zu ihr, daß meinen Unterthanen und Verwandten unser beider Ehestand gar heftig zuwider ist, sonderlich nachdem uns Gott Kinder beschert hat; niemals aber habe ich ihren Widerwillen und Zorn augenscheinlicher verspürt, als seitdem du einen Sohn geboren hast. Denn sie sagen mirs unter die Augen und fragen ohne Scheu: ob denn nach meinem Tode ein so edles und schönes Land ein Bauer, des Janicola Enkel, beherrschen solle? Dieses ist Niemands als nur Jedermanns Rede, damit trägt sich Jung und Alt, Reich und Arm durch das ganze Land. Hierdurch werde ich nun gewarnt, und will ich anders vor einem Aufstand sicher sein und Ruhe und Frieden haben, dessen ich begehre, so muß ich auch über den Knaben ergehen laßen, was vor etlichen Jahren mit dem Mägdlein ergangen ist. Und dieses habe ich dir hiermit anzeigen wollen, damit du dich mit Geduld darein ergebest, und nicht in allzuplötzliches Trauern gestürzt werden mögest. Hierauf gab Griseldis zu Antwort: Gnädiger Herr, ich habe mich vordem erklärt, und erkläre mich nochmals, daß mir nichts lieb noch leid sein soll, als dasjenige, wovon ich bemerke, daß es euch lieb oder leid ist. Ich und meine Kinder sind euer, der Herr gehe mit den Seinen um, wie ers für das Beste erkennt, ich kann wider seinen Willen und Gewalt nicht. Er heiße mich auch nur sterben, so will ich folgen: der Tod soll mir nicht so bitter sein, daß er meine

Liebe, Ergebung und Gehorsam gegen euch brechen sollte. Der Markgraf verwunderte sich über die Beständigkeit seiner Gemahlin, stellte sich jedoch betrübt, und gieng davon. Bei Nacht sandte er den vorigen Diener, welcher sich wie vordem mit vielen Worten entschuldigte, daß er seine Gnaden, die Markgräfin, auf Befehl seines gnädigsten Herrn abermals betrüben müße, für seine Person um Gnade und Verzeihung bittet und das Kind begehrt. Griseldis antwortet dem Diener wie vordem mit unerschrockenem Herzen und unverwandeltem Gesichte, herzt das Kind, segnet und bezeichnet es mit dem heiligen Kreuze, und überreicht es dem Diener mit der Bitte, er wolle nur den zarten Leib des unschuldigen Kindleins und Söhnleins seines Herrn Thiere und Vögel nicht zerschleifen laßen, sondern begraben, es wäre ihm denn anders befohlen. Der Diener war erstarrt über die herzhafte Rede und die Beständigkeit der Frauen und wenn er sonst ihre Natur und Gemüthsart wie auch ihre große Leutseligkeit gegen alle Diener sowohl hohes als niedriges Standes, wie auch gegen die Unterthanen, ja ihr weibliches Herz gegen ihren Herrn und Gemahl nicht so gut und genau gekannt und gewust hätte, würde er sie eher für ein unvernünftiges Thier, ja für einen Stein, für einen unempfindlichen Kloß als für eine natürliche Mutter gegen ihr Fleisch und Blut gehalten haben. Das junge Herrlein brachte er wie ihm befohlen in aller Stille gen Bologna zu seinem Schwesterlein, mit welchem es fürstlich gepflegt und erzogen ward. Als nun auch dieses Kind hinweg war, gab der Markgraf nochmals genau Achtung auf seine Gemahlin, ob sie etwa anjetzo ihr Gemüthe geändert und einen Zorn oder Widerwillen gegen ihn geschöpft hätte; aber er konnte an

ihr nichts spüren, als daß sie ihm von Tage zu Tage gehorsamer und getreuer wäre und bliebe.

Das zwölfte Capitel.

Markgraf Walther giebt vor, er wolle sich anderweitig verheiraten.

An diesen beiden Proben hätte sich nun Markgraf Walther billig begnügen können und sollen, hätte seine fromme, liebe und getreue Gemahlin ferner nicht betrüben, sondern nach so großem Herzeleid und Schmerzen vielmehr erfreuen, und ihr nach so langer Zeit die genommenen und versandten Kinder wieder zuführen sollen, da er doch ihren innerlichen Kummer wohl wuste, wie heimlich und verborgen sie ihn auch hielt, weil Maß zu allen Dingen gut ist, ja, weil auch seine Diener und Unterthanen nicht allzuwohl von ihm redeten, mit der Frau Markgräfin alle ein herzliches Mitleiden hatten, sie sehr beklagten und sich wegen ihres großen gedoppelten Unglücks kränkten und dem Markgrafen wegen der an seinem Fleisch und Blut verübten Unbarmherzigkeit und Grausamkeit gram und feind zu werden anfiengen. Denn sie hielten ihn für einen Wütherich, Bluthund und Mörder, fürchteten sich, und versahen sich ferner nicht viel Gutes mehr zu ihm. Denn ohne den Markgrafen selber und den einzigen Diener, der die Kinder weggebracht hatte, wuste und dachte am Hof und im ganzen Lande kein Mensch anders, denn daß die Kinder heimlich ermordet wären, und daß den Markgrafen gereuet hätte, und er sich schämte, sich so gering und armselig verheiratet zu haben. Markgraf Walther merkte dieses alles wohl, fragte aber nichts darnach, was auch ein Jeder denken und reden

mochte, ja er wurde hierdurch nur desto beherzter und begieriger, in seinem Vorhaben fortzufahren. Denn als nun seine Tochter erwachsen und sechszehn Jahr alt war, schickte er eine Botschaft nach Rom, welche daselbst erdichtete Briefe holen muste, darin geschrieben stund, wie ihm vom Pabst erlaubt sei, sich von seiner bisher gehabten Gemahlin, die ihm an Stand und Geschlecht so gar ungleich, zu scheiden, und eine andere, die seines Gleichen wäre, zu ehelichen. Diese Briefe ließ er öffentlich anschlagen. Als Solches vor Griseldis kam, ist es nicht möglich, das sie hierüber nicht sollte erschrocken sein: jedoch hat sie nochmals einen frischen Muth gefaßt, sich mit Geduld darein ergeben, und beschloßen, zu erwarten und anzunehmen, was ihres Herrn Willen und Meinung sein möchte, und wie es der Himmel mit ihr schicken und fügen würde.

Das dreizehnte Capitel.

Markgraf Walther schickt sich zu einer neuen Hochzeit, und giebt seiner Gemahlin den Abschied.

Inzwischen hatte Markgraf Walther nach Bologna geschickt, und seine Schwester sammt ihrem Herrn, dem Grafen de Panico gebeten, daß sie zu ihm kommen und ihm seine beiden Kinder mitbringen sollten, welches sie alles gern und mit Freuden thaten. Bei Hof aber und im ganzen Lande ließ er eine gemeine Rede ausssprengen, wie er zu Bologna um ein Fräulein, welches sich bisher daselbst bei seiner Schwester aufgehalten hätte, werben ließe. Er ließ auch mit ganzer Macht zurichten als zu einer herrlichen und prächtigen Hochzeit. Als nun dieses alles in vollem Schwunge war, ließ Markgraf Walther seine Gemahlin Griseldis vor sich for-

dern, redete sie an und sprach: Griseldis, ich habe bisher mit dir noch in einem leidlichen Ehestand gelebt, deine Sitten und Gebärden habe ich niemals groß tadeln können, über Untreu oder Mangel an ehelicher Liebe und Gehorsam darf ich nicht klagen. Es ist aber mit mir und meines Gleichen anders bewandt als mit einem Bauern, für mich ist nicht was für ihn ist, will mir auch nicht gebühren und anstehen. Die Meinigen zwingen mich, der allerheiligste Vater, der Pabst zu Rom, gestattet und bewilligt, daß unser Ehestand getrennt werde, und ich ein ander Weib nehme. Meine neue Braut ist schon auf dem Wege, und versehe ich mich derselben stündlich. So räume demnach einer andern das Haus, nimm das Deine, und wandere wieder hin, wo du hergekommen bist.

Das vierzehnte Capitel.

Wie sich Griseldis gegen ihren Herrn wegen ihrer Verstoßung erklärt.

Griseldis hatte ihres Herrn und Gemahls Meinung angehört, und gab hierauf diese Antwort: Gnädiger Herr, ich habe es allezeit gewust, daß zwischen meiner Niedrigkeit und euerer Hoheit kein Gleichniſs sei; ich habe mich auch nie nur eures Dienstes, geschweige der Gemahlschaft würdig geschätzt, und bin in dem Hause, darin ihr mich zur Herrin gesetzt habt, in meinem Gemüth allweg eine Magd gewesen: darum sage ich Gott und euch so großen Dank als ich kann für die Zeit, die ich in euerm Hause in größern Ehren als ich verdienen mochte, vertrieben habe. Im übrigen bin ich willig und bereit, auf euern Befehl mich wieder in meines Vaters Behausung zu begeben, und wo ich die Jahre meiner Kindheit und

Jugend zugebracht, daselbst will ich auch den wenigen Rest meines Lebens und mein Alter nach Gottes Willen zubringen und beschließen. Ich achte mich in diesem Fall noch für glückselig, werde auch so Gott will bei verständigen und ehrliebenden Leuten darum immer noch in Ehren und Ansehen sein, daß, wie arm und gering ich auch bin, ich dennoch eines Markgrafen, meines Landesherrn, Gemahlin gewesen, von ihm ehrlich und ehelich gehalten worden, ihm eheliche Kinder geboren und ohne meine Schuld und Missethat, dessen Gott, mein Gewißen und alle eure Unterthanen Zeugen sind, von ihm ehrlich und in aller Güte bin verabschiedet worden. Ich weiche demnach der neuen Braut, das kann ich mit Gott und meinem Gewißen bezeugen, willig und gerne; ja ich wünsche euch auch von Herzen alles Glück, Heil und Wohlfahrt. Weil aber Ew. Gnaden sprechen: Ich soll das Meine nehmen, so erinnere ich mich ja sehr wohl, und habe es nie vergeßen, daß ich in meines Vaters Hause alle des Meinigen entblößt worden und mit nichts, als mit demjenigen was Euch gehörte, bekleidet, hierher gekommen bin. Was ich mitgebracht habe von dem Meinigen ist nicht mehr gewesen als ein reiner unbefleckter Leib, ein treues Herz und ergebenes Gemüthe. Ich übergebe demnach und stelle Ew. Gnaden wieder zu den Ring, mit welchem Ihr Euch mit mir verlobt habt; die andern Kleider, Kleinodien und Geschmeide, so viel ich dessen von Ew. Gnaden empfangen habe, will ich in meiner gewesenen Schlafkammer ablegen und zurücklaßen. Wie ich von all dem Meinigen bloß hieher gekommen bin, also will ich von allem dem, das Ew. Gnaden ist, nackend und bloß wieder zu den Meinigen heimkehren. Jedoch achte

ichs für unbillig, daß dieser mein Leib, welcher Ew. Gnaden eheliche Kinder geboren hat, vor Euern Dienern und Unterthanen entblößt gesehen werden sollte. Demnach bitte ich, so es Ew. Gnaden gefällt und nicht zuwider ist, daß sie mir für meine Jungfrauschaft, die ich hieher gebracht habe, und nicht mitnehmen und zurück bringen kann, ein Hemde folgen laßen wollen, damit ich meinen Leib, bis ich zu meinem Vater komme, bedecken möge.

Das funfzehnte Capitel.

Griseldis geht nackend und bloß wieder zu ihrem Vater.

Dem Markgrafen stunden die Augen voller Waßer, er konnte sich des Weinens nicht länger enthalten, und wandte sich demnach hinweg, als ob er Griseldens nicht mehr achtete, und Verdruß hätte, ihrem langen Geschwätz zuzuhören. Hierauf gieng sie in ihre Kammer, legte Kleider und allen Schmuck von sich bis auf ein einziges Hemd oder Unterkleid, und gieng mit bloßem Haupt und Füßen vor allen Dienern und Hofleuten zum Schloß hinaus. Jedermann weinte und beklagte ihr Elend; sie allein gieng mit trocknen Augen, fröhlichem Gesichte und unerschrockenem Herzen, als ob ihr nichts darum wäre und kam also zu ihrem Vater und bat ihn, sie als sein Kind in Haus, Dienst und Arbeit wieder anzunehmen, weil sie von ihrem Ehemann und Herrn den Abschied bekommen. Der Alte hatte das allzugroße plötzliche Glück seiner Tochter immerdar für verdächtig und unbeständig gehalten, und sich stäts eingebildet, und diese Rechnung gemacht, es würde endlich darauf hinauslaufen, daß der Markgraf, wenn er seiner Tochter satt wäre, sie ihm wieder heim schicken würde,

wie es denn bei vielen großen und reichen Herren nicht selten ist, daß sie bald dieses bald jenes arme Mägdlein mit großen Verheißungen betrügen, sie eine Zeitlang gebrauchen, hernach abfertigen, wegschicken, und in Schande, Armut und Verachtung sitzen laßen. Er hatte demnach seiner Tochter Haderlumpen und bäurischen Anzug, welche sie hinterlaßen als sie der Markgraf, ihr Bräutigam, sich vermählt und gekleidet, bisher in einem alten Futterkasten fleißig aufgehoben. Als er nun vernahm, daß seine Tochter so nackend und bloß daher komme, suchte er, sobald er sie nur von fern ersah, eilends ihre Kleider her=

vor, warf sie ihr über, und tröstete sie so gut er vermochte; weil er aber mehr Trostes bedurfte als sie, so sprach sie vielmehr ihm zu, hieß ihn geduldig und getrost sein und seinen Willen in der hohen Obrigkeit Willen stellen, weil man einen schweren Stein nicht weit werfen, noch wider den Strom schwimmen könnte; er sollte mit ihr fleißig beten, der Himmel würde sie nicht verlaßen; wäre sie schon keine große und reiche Markgräfin, wenn sie nur eine fromme Christin wäre.

Das sechszehnte Capitel.

Griselbis ward wieder nach Hofe berufen, der neuen Braut aufzuwarten.

Griselbis war nun etliche Tage wieder bei ihrem Vater gewesen, mit so großer Geduld und Gleichmuth, als ob sie nie auch nur einen Fuß aus ihres Vaters Haus versetzt, oder von größerm Gut, Reichthum und Ehre niemals gewust hätte, als sie bei ihrem Vater besaß. Unterdessen hatte sich der Graf de Panico auf den Weg gemacht mit seiner Gemahlin, des Markgrafen Schwester, wie auch mit des Markgrafen Sohn und Tochter. Mit ihnen zogen viele vornehme Herren, sammt einer großen Anzahl Diener und Gefolges. Der Graf hatte auch eine Botschaft vorausgesendet, um zu melden, welchen Tag und um welche Zeit er zu Salutz anzukommen gedächte. Allenthalben am Hof und im Lande wurde fast nichts geredet als von der neuen Braut des Markgrafen, wie die auf dem Wege wäre, die denn auch Jedermann erwartete und zu sehen begehrte. Den Tag zuvor, ehe der Einzug geschehen sollte, schickte der Markgraf seinen Diener zu Griseldis mit dem Befehl, sie sollte alsbald zu ihm kommen; sie

verwunderte sich dessen sehr, stellte sich aber willig und gehorsam ein. Der Markgraf sprach zu ihr: Griseldis, es wird morgen, so der Himmel will, meine neue Braut, mit herrlichem Geleit und Gefolge hier ankommen, und wird darauf die Hochzeit gehalten werden. Nun wollte ich gern, sie und das mit ihr kommende Frauenzimmer möchte mit gebührender Ehrerbietung eingeholt und empfangen und hernach ein Jeglicher nach Stand und Würden bei Tisch an den ihm gebührenden Ort gesetzt werden. Auch wollte ich, daß sonst im ganzen Schloß allerhand Anschaffung geschehe und Aufsicht gehalten werde, wie es Noth thut. Weil es aber an einer Weibsperson mangelt, die hierzu geschickt wäre, und Solches verrichten könnte, du aber Solches wohl thun kannst, auch meinen Geschmack und Sinn ganz innen hast, und wohl weist, wie ich alles und jedes gethan haben will, so will ich dir Solches zu verrichten befohlen haben. Mit deiner Kleidung hat es nichts auf sich, wenn du so gehst, wie es dein Stand und Vermögen mit sich bringt. Gnädiger Herr, sagte hierauf Griseldis, nicht allein willig, sondern mit großer Begierde thu ich dieß und worin ich euch nur mag zu Willen werden. Ich kann in euerm Dienste nicht müde werden, so lange die Seele noch in mir ist. Nach diesen Worten geht sie im ganzen Schloß in alle Gemächer, wie eine Magd oder Hofmeisterin, giebt Rath und That, legt selbst mit Hand an, hilft waschen und scheuern, kehren, backen, Betten überziehen, Tische und Stühle setzen, und besieht, wie es in Küchen und Kellern bewandt und was sonst zu thun ist.

Das siebenzehnte Capitel.

Der Einzug geschieht, Griseldis ist dabei geschäftig.

Des andern Tages gegen Mittag geschah der Einzug mit vielem Volk gar herrlich und prächtig. Aller und Jeder Augen waren auf die neue Braut gerichtet, welche jung und überaus schön war, also, daß niemand leichtlich mit rechtem Grund der Wahrheit sagen konnte, daß er die Zeit seines Lebens eine schönere und zartere Jungfrau gesehen hätte. Ihr Bruder saß ihr an der Seiten auf einem über alle Maßen wohlgeschmückten Wagen, und gab ihr an Schönheit nichts nach; niemand konnte sich an ihrer Gestalt und auffallenden Aehnlichkeit satt sehen und alle lobten den Markgraf Walthern, daß er nicht unrecht gethan hätte, daß er seine vorige Gemahlin verstoßen, und wo nicht eine verständigere, tugendhaftere, daran sie doch auch wenig zweifelten, jedoch in Wahrheit eine weit jüngere und schönere, die ihm an Stand und Ehren gleich wäre, sich ersehen hätte. Griseldis nahm in Acht und verrichtete, was ihr anbefohlen war, grüßte und empfieng die Braut, und dann die andern alle nach eines Jeglichen Stand und Würden, und was ihr an Putz und Kleidung mangelte, ersetzte sie reichlich und überflüßig mit überaus höflichen Gebärden und schönen wohl anstehenden Sitten, wie auch mit zierlichen und lieblichen Reden. Sie empfieng sie alle und wies ihnen ihre Wohnungen, bestimmte ihnen die Plätze an der Tafel mit so viel Artigkeit und Geschicklichkeit, daß sich niemand genug verwundern konnte, wie doch so feine Sitten, so schöne und zierliche Gebärden, so hoher Verstand, so süße und liebliche Reden bei

einem so groben Bauernkittel könnten gefunden werden. Alle verwunderten sich, wer sie doch sein möchte, sahen sich unter einander an, und hatten mancherlei Gedanken. Der Markgraf, ein Mann von königlichem Anstand, aufs allerköstlichste und prächtigste angethan und geziert, setzte sich nun mit andern Grafen, Herren und Rittern zur Tafel. Griseldis diente neben andern Dienern und Dienerinnen bei Tische, und war von Allen die Geschäftigste.

Das achtzehnte Capitel.

Markgraf Walthers und Griseldis Gespräch über die neue Braut.

Als nun jedermann in der besten Lust und Laune war, rief der Markgraf Griselden zu sich, und sprach: Griseldis, wie gefällt dir diese meine neue Braut? Ist sie auch schön und schmuck genug für mich? Gefallen dir auch ihre Sitten und Gebärden? — Griseldis sah etwas ernst, verband jedoch diesen Ernst mit natürlicher und wohl anstehender Freundlichkeit, und sprach: Gnädiger Herr, ich glaube nicht, daß ein schöneres Frauenzimmer zu finden sei, als diese Ew. Gnaden Braut und zukünftige Gemahlin ist; ich hoffe auch, daß innerlich ihr Herz und Gemüthe an Tugenden, Liebe und Treue der äußerlichen Schönheit gleichen werde. Demnach werdet ihr mit ihr verhoffentlich eine glückliche, friedsame und gesegnete Ehe führen, welches ich euch von Grund meines Herzens und meiner Seelen wünsche. Doch will ich Ew. Gnaden inständigst gebeten und treulichst vermahnt haben, Sie wollen diese schöne und tugendhafte Gemahlin schonen, und sie nicht mit so harten Proben

ihres Gehorsams, ihrer Lieb und Treue versuchen, noch mit so großem Herzeleid beschweren und kränken, wie Sie Ihre vorige Gemahlin versuchen durften. Denn dieweil diese viel zärtlicher und vornehmer erzogen ist, und von Kreuz und Widerwärtigkeit weniger wißen kann, so trage ich Sorge, sie möchte nicht mit gleicher Geduld und Gleichmuth ertragen können, was jene andere erdulden mochte.

Das neunzehnte Capitel.

Griseldis ist und bleibt die rechte Gemahlin, erlangt ihre Kinder wieder und erregt große Freude am Hofe.

Markgraf Walther sah über diese Rede Griseldis an, als ob er über ihre Worte erstarrte; er konnte sich nicht genug über ihre Geduld, Treue und Beständigkeit verwundern und daß sie so viele Schmach, wie ihr von ihm angethan und bewiesen war, so gering achten und aus dem Sinne schlagen, und so viel Herzeleid, Schmerzen und Unglück, so sie von langen Jahren her bis auf den heutigen Tag erlitten, so herzhaftig überwinden konnte. Er mochte es aber nicht über sein Herz bringen, daß er sie in ihrem Elend länger laßen sollte, und sprach: Liebe Griseldis, ich muß bekennen, daß ich deine Treue und Gehorsam mehr als zu scharf versucht, und daß ich sie köstlicher und bewährter denn Gold erfunden habe. Ich glaube auch nicht, daß ein Mann unter der Sonnen sei, dem sein Weib Treue und Gehorsam so scheinbar und vollständig erwiesen habe als du gethan hast. Hiermit umfieng er sie mit beiden Armen und sprach: Es ist mir niemals ein Weib an die Seite gekommen als du, ich begehr

auch bis an mein Ende keine andere als dich; du bist mir die Liebste und sollst es auch mit der Hülfe Gottes sein und bleiben. Diese Jungfrau, welche du meine Braut vermeinst, ist deine Tochter, und dieser, ihr Bruder, dein Sohn: es sind unsere beiden Kinder: die habe ich dir eine Zeitlang nehmen laßen, übergebe sie dir aber hiermit nebst mir selber wieder. Du hast geglaubt, sie seien getödtet worden: siehe, hier sind sie, wohl und ehrlich erzogen. Griseldis wuste nicht wie ihr geschah, was sie sagen oder thun sollte; sie war in großer Bestürzung und wie in einem Traum, und wäre bald wegen al-

zugroßer plötzlicher Freude, in eine Ohnmacht gefallen und vergangen. Den Markgrafen, ihren Herrn und Gemahl, der sie in den Armen hatte, umfieng sie zärtlich und züchtiglich, hernach ihre beiden Kinder, bald dieses, bald jenes. Hierüber entstand bei allen anwesenden Herren und Dienern eine solche Freude, daß es nicht zu sagen noch zu beschreiben ist. Griseldis wurde von Stund an in ihr Gemach geführt, auf das allerschönste und köstlichste gekleidet, und hielten also der Markgraf und Griseldis gleichsam aufs neue wieder Hochzeit, ja es war die Freude bei diesem festlichen Mal weit größer als sie auf ihrer ersten Hochzeit gewesen. Auch hatte der Markgraf seinen armen alten Schwiegervater holen laßen, gegen den er sich bisher gestellt hatte, als ob er ihn nicht achte und sich seiner schämte: der hat sich nun auch nach so großem, schweren und langwierigen Kummer recht von Herzen gefreut, und hat ihn der Markgraf viele Jahre bis an sein Ende in großen Ehren und Freuden bei sich am Hofe behalten. Nach diesem haben die beiden Eheleute manches Jahr bis an ihr hohes Alter in großer Liebe, Freude und Einigkeit, wie auch in großem Glück und Ehren beisammen gelebt. Die Tochter des Markgrafen ist auch bald nachdem sie zu ihren Eltern nach Hause gekommen, einem vornehmen Herrn vermählt worden. Das Markgrafthum hat der Vater bei seinem Leben, als er Alters halber schwach und unvermögend geworden, seinem Sohne übergeben, und haben sie Kindeskinder erlebt und gesehen.

Eine schöne Historie

von des

Fürsten zu Salerno

schöner Tochter Gismunda.

Wir lesen in alten glaubwürdigen Geschichten, daß bei Kaiser Friedrich des Ersten Zeiten ein Fürst zu Salerno Hof gehalten, gütiger und sanftmüthiger Natur, wenn er nur im Alter seine Hände nicht befleckt und das Blut zweier liebhabenden Menschen vergoßen hätte. Dieser Fürst hatte nie ein anderes Kind gehabt als eine einzige Tochter, wie ihm denn beßer gewesen wäre, wenn er auch die nicht gehabt hätte. Weil sie nun sein einziges Kind war, liebte er sie so inniglich, daß er sie ungerne von sich scheiden ließ und wiewohl Viele sie zur Ehe begehrten, suchte er doch stäts eine Ausflucht und behielt sie über die gebührlichen Jahre zu Hause. Doch ließ er sich zuletzt bereden, sie dem Sohn des Herzogen von Capua zur Ehe zu geben, welcher aber nur ein Jahr und fünf Wochen mit ihr im Ehestand lebte und starb, worauf sich die junge Wittwe in großer Traurigkeit wieder zu ihrem Vater nach Salerno begab. Weil sie aber von Angesicht über alle Maßen schön und aller natürlichen Anmuth voll, dabei auch verständiger war als vielleicht Frauen gebührlich ist, warb mancher Fürst um sie; ihr Vater aber nahm sich vor, ihr keinen Mann mehr zu geben. Als sie nun bei ihrem Vater wohnte und als eine vornehme Frau mit aller Ueppigkeit und Wollust umgeben war, gedachte sie einsmals in ihrem Gemüth,

wie wenig oder gar nicht ihr Vater geflißen sei, sie anderweitig zu vermählen. Jedoch schämte sie sich, Solches von ihm zu begehren und setzte sich vor, wenn es anders mit Fug geschehen möchte, sich lieber heimlich einen Buhlen von adeligem Gemüth zu suchen. Nun war ihres Vaters Haus voll edler Grafen und Herren, wie es denn an großen Fürstenhöfen Gewohnheit ist; als sie aber deren Sitten, Leben und Gestalt genau gemerkt, erspäht und erwogen hatte, warf sich zuletzt ihr Gemüth auf einen Jüngling in ihres Vaters Diensten, mit Namen Guiscardus, von niederm Geschlecht geboren, aber von löblichen Sitten und edler von Gemüth als die andern alle, darum er ihr herzlich wohlgefiel. Diesen hub sie an emsiglich anzusehen und ward von Tag zu Tag inbrünstiger gegen ihn in Liebe entzündet und pries und lobte ihn auch stäts vor ihren Jungfrauen. Als aber der Jüngling, von Vernunft nicht träg, der Frauen Gemüth und geneigten Willen vermerkte, ward er gleichfalls gegen sie in Liebe so entzündet, daß er alle andere Dinge sich aus dem Sinne schlug und nichts mehr that als Tag und Nacht an sie gedenken und wie er sich ihr dienstbar erzeigen, ihr zu Willen und Wohlgefallen leben möchte.

Als nun so ihre Liebe beiderseits gegen einander erwachsen war und die Frau nichts anders mehr begehrte, denn wie sie zusammen kommen möchten und doch in diesen Sachen ihr Gemüth Niemand offenbaren durfte, erdachte sie zuletzt einen solchen Ausweg: sie schrieb dem Jüngling und offenbarte ihm ihr Gemüth und wie er in der Stille zu ihr kommen könnte und verbarg den Brief in ein unscheinbares Rohr und gab das Rohr dem Jüngling und sprach wie im Scherz: Dieß,

Guiscardus, gieb deiner Magd das Feuer damit anzublasen. Als nun Guiscardus das Rohr empfieng, gedachte er wohl, es werde ihm nicht ohne Ursache gegeben sein. Da schied er freundlich von ihr und gieng zu Hause; hier öffnete er heimlich das Rohr und fand die Schrift und las was die Frau wollte, daß er thun möchte. Da ward er mit ungebührlicher Freude durchgoßen und begann gleich Fleiß anzuwenden, damit er in der Maße zu ihr kommen möchte, wie sie ihn unterrichtet hatte. Nun war bei des Fürsten Haus eine Höhle oder Gruft und darüber ein Luftloch, das mit Gewalt durch den Felsen gehauen, der Höhle Licht gab. Weil sich aber in gar langer Zeit Niemand derselben Höhle oder Gruft bedient hatte, war sie mit Dornen und Gesträuch verwachsen und Jedermann unbekannt. In derselben Höhle war ein heimlicher Eingang zu der Schlafkammer, darin die junge Frau zu der Zeit ihre Wohnung hatte, wiewohl die Thüre mit großen starken Dielen versperrt war. Aber die Liebe, deren Augen nichts verborgen ist, führte den Zugang wieder in das Gemüth der liebhabenden Frau, die da mit ihrem eigenen weisen Rath, damit sie Niemand von diesen Dingen in Kenntniß setzte, die Kunst fand, wiewohl das langsam und mit großem Fleiß zugieng, wie man die Thüre aufbringen möchte, worauf sie selbst allein in die Höhle gieng und das Loch besah, wo der Tag einfiel, und durch das Guiscardus zu ihr kommen sollte, auch selbst das Maß der Höhle nahm, das sie ihm in dem Brief angab, damit er gemach zu ihr hinab kommen möchte. Darum als Guiscardus von dem Allem durch der Frauen Brief unterrichtet worden war, machte er zu dieses Dinges Vollbringung schnell ein Seil mit Knoten und Schlingen zurecht und klei-

dete seinen Leib in einen ledernen Koller, damit er vor den Dornen sicher wäre. So gieng er in der andern Nacht ganz allein und ohne eines Menschen Wißen zu der Oeffnung und band das Eine Ende des Seils an einen Baum, der in dem Eingang des Lochs gewachsen war und ließ sich daran herab und erwartete mit großen Schmerzen seiner herzlieben Frauen. Aber die Frau, da es Tag geworden war, denn früher konnte sie nicht kommen, gebärdete sich als ob sie Schlaf und Ruhe bedürfte, ließ, damit sie Niemand störte, ihre Frauen und Mägde von sich gehen, verschloß sich allein in der Kammer, und öffnete dann als sie allein war die Thüre der Kammer, die in die Höhle gieng, trat hinein und nahm den Jüngling, den sie da fand, begierig in ihre umfahenden Arme. Darauf giengen sie zusammen in die Schlafkammer und pflagen da mit einander solcher Freuden und Wollüste, die mit Worten nicht zu sagen sind, und vertrieben so den meisten Theil des Tages. Als sie darauf sorgfältig verabredet hatten, wie ihre Liebe ferner bestehen und geheim bleiben möchte, schied Guiscardus wieder von ihr und gieng in die Höhle und vermachte die Frau die Thüre derselben wieder sorgfältig, und gieng wieder hin zu ihren Jungfrauen und Mägden. Und als es Nacht ward, stieg Guiscardus an dem Seile hinauf und klomm aus der Oeffnung, wie er hineingestiegen war und kam in sein Haus, daß sein Niemand gewahr noch inne ward. Und als er einmal den Weg gelernt hatte, kam er emsiglich wiederum dahin zu der liebhabenden Frauen, die er nicht minder lieb hatte, die Werke der Liebe zu vollbringen, und fast einen um den andern Tag fügten sie sich also zusammen. Aber das Glück, das allwege langer Wollust feind und wider=

wärtig ist, verkehrte zuletzt durch einen traurigen Zufall die Freude der beiden liebhabenden Menschen in bitteres Weinen und Schmerzen, ja in den grausamen Tod. Denn der Fürst Tancredus war gewohnt unterweilen allein ohne alle Diener in die Schlafkammer seiner Tochter zu kommen, eine Weile bei ihr zu bleiben und nach etlichen Gesprächen wieder in sein Gemach zu gehen. So begab es sich eines unseligen Tages, daß Tancredus nach dieser Gewohnheit zu Nachmittag in die Schlafkammer seiner Tochter gieng und Niemand da fand, da Gismunda mit ihren Jungfrauen in einem Garten war, in den man aus ihrem Schlafgemach gelangen konnte. Da wollte er sie von ihrer Freude und Kurzweil nicht scheiden, und weil er alle Fenster der Kammer verschloßen fand und des Bettes Vorhänge niedergelaßen, setzte er sich hinter dem Bett auf einen Polsterstuhl, lehnte sein Haupt an das Bette, zog den Vorhang über sich und hub an zu schlafen. Und als er nun schlief, verließ die Jungfrau, die zum Unglück Guiscardum desselben Tags zu sich hatte kommen heißen, den Garten und schlich sich in ihre Kammer, deren Thüre sie verschloß. Und weil sie des schlafenden Vaters hinter dem Bette nicht gewahrte, öffnete sie die Thüre der Höhle, und da Guiscardus herein kam, machten sie sich nach ihrer Gewohnheit auf das Bette, allda der fröhlichen Minne zu spielen nach ihres Herzens Lust und Gefallen. Darüber erwachte Tancredus, sah und vernahm Alles was seine Tochter und Guiscardus mit einander begiengen und schnell von großen Schmerzen umfangen, wollte er sich erst offenbaren und sie anschreien; doch besann er sich eines Beßern und schwieg stille, damit er desto sicherer und zu geringerer Schmach seines Hauses diese Dinge

rächen und strafen möchte, wie er zu thun sich alsbald vorgesetzt hatte. Aber als diese beiden liebhabenden Menschen, die sich keines Unglücks versahen und ganz sicher zu sein vermeinten, ihre Wollust lange genug zusammen gepflogen hatten, auch die Zeit vorhanden war zum Abendeßen zu gehen, standen sie auf, küsten einander zum Abschied etlichemal vor großer Liebe und Gismunda geleitete ihren Guiscardus an die Höhle und da sie die Thüre hinter ihm verschloßen hatte, gieng sie wieder zu ihren Jungfrauen in den Garten und mit ihnen in den Saal. Tancredus aber mit unglaublichen Schmerzen ringend schied allein, wie er auch allein gekommen war, aus der Tochter Kammer in sein eigen Gemach, und schickte von dort Etliche, die das Loch, dadurch Guiscardus heraufkommen muste, die Nacht behüteten und den Aufsteigenden fiengen. Da ward der arme betrübte Guiscardus in der ersten Stunde der Nacht in seinem ledernen Koller, den er sich dazu hatte machen laßen, von zwei Männer gefangen vor den Fürsten geführt, der als er sein ansichtig ward, mit weinender Stimme zu ihm sprach: Guiscarde, womit hat meine Güte solche Schmach und Schande um dich verdient, die du mir an meinem eigenen Fleisch und Blut zugefügt hast, wie ich heute mit meinen eigenen Augen gesehen habe? Der erschrockene Jüngling aber konnte vor Angst und Zittern seines Herzens kein Wort reden; doch sprach er endlich mit tiefem Seufzen: Ach Herr! die große Liebe hat dieß verursacht, die Liebe ist stärker und mächtiger als ich und ihr davon wißen. Hierauf befahl der Fürst ihn gar wohl zu verwahren. Gismunden waren diese Dinge noch ganz verborgen. Als diese Nacht vergangen war und der neue Tag anbrach, hatte der

Fürst bei sich gar mancherlei überdacht, wie er die Sachen anstellen und zu Ende bringen möchte, damit seine Tochter bei Ehren erhalten würde. Er gieng also seiner Gewohnheit zufolge in der Tochter Kammer, rief sie zu sich, schloß die Thüre fest zu und sprach mit kläglicher Stimme und weinenden Augen: Ach meine herzliche Gismunda, wie hab ich auf deine Zucht und Tugend, gute Sitten und Ehrbarkeit so viel getrauet, bin aber leider in solcher Meinung schändlich betrogen worden. Wer hätte in mein Gemüth ein Solches bringen mögen, daß ichs hätte glauben können, wenn ichs nicht mit meinen Augen gesehen, daß du dich einem Manne zu Unehren ergeben hast und unterthänig gemacht, und deinen Leib zu seinem Willen geschickt. Ja wenn er dein ehelicher Mann gewesen wäre, so hätte ich nicht glauben können, daß du bei solchem Beginnen, in solcher Wollust dich gegen ihn hättest erzeigen können, geschweige denn, daß du mit einem solchen Menschen solche Dinge vornehmen würdest, die dir nicht gebühren. Möchte ich doch des Todes darüber sein in meinem Alter wegen solcher schändlichen That. Ja ich lebe auch noch kaum halb: wenn ich deine große Sünde bedenke, muß ich in Elend und Traurigkeit mein Leben beschließen. Wenn du dich ja zu solchen Sachen schicken wolltest, hättest du dir beßer Einen von gleichem Stand und Adel dazu erwählt, derer gar viel an unserm Hofe sind; nun aber hast du dir Guiscardum, den allergeringsten an unserm Hofe, zu einem Liebhaber erkoren, den wir fast um Gotteswillen von Jugend auf erzogen haben, wodurch du mir freilich mein Herz und Gemüth beschwert und in Unruhe gestürzt hast, daß ich in der Angst meines Herzens nicht weiß, was ich großer Liebe halber

über dich beschließen soll. Guiscardum habe ich diese Nacht, da er aus der Höhle stieg, gefangen nehmen laßen, weiß aber vor großer Pein meines Herzens nicht, was ich mit ihm vornehmen soll. Auf einer Seite bringt mich die Liebe, die ich zu dir trage, dir zu verzeihen; andern Theils erfordert es die Gerechtigkeit, daß ich dich deiner großen Sünde und Thorheit wegen bestrafe. Jene will, daß ich dir deine große Uebelthat väterlich vergebe, diese verlangt, daß ich gegen meine Natur grausam wider dich verfahre. Bevor ich aber einen Entschluß faße, wünsche ich zu hören, was du selber hierüber zu sagen hast. Und mit diesen Worte sank er vor großem Kummer zur Erde und fieng kläglich und jämmerlich an zu weinen. Da aber Gismunda von ihrem Vater gehört, und aus seinen Worten verstanden hatte, daß nicht allein ihre verborgene Liebe geoffenbart war, sondern auch ihr allerliebster Freund trostlos und ohne Hoffnung im Gefängniſs lag, empfieng sie davon unaussprechliche Pein und Schmerzen, und fieng gar kläglich an zu weinen; jedoch aber wollte sie eher sterben denn Gnade begehren. Sie gedachte, ihr lieber Guiscardus wäre schon todt, und gehabte sich nicht als eine Uebelthäterin, die ihrer Sünde halber strafbar wäre, sondern sprach als eine redliche beherzte Frau, ohne alle Furcht mit heiterm Angesicht zu ihrem betrübten Vater also: Ach mein Vater! ich mag weder leugnen noch Gnade begehren, denn das erste bringt mir keine Hülfe, das andere verlang ich nicht. Ich bitte euch nur, mich anzuhören, so will ich die Wahrheit bekennen und meine Ehre mit unumstößlichen Gründen vertheidigen und den Adel meines Gemüths mit der That standhaft erhalten. Es ist gewiſs und wahr daß ich Guiscardum

herzlich lieb gehabt, und ihn noch, so lange ich lebe, lieb haben will, und wenn es möglich ist, daß man nach dem Tode noch lieben kann, so will ich ihn in Ewigkeit lieb haben. Auch sollt ihr wißen, daß mich zu dieser Liebe weibliche Begierde gereizt und gebracht habe, und an allem diesem habt Ihr vornämlich Schuld, indem ihr mich nicht wieder mit einem ehlichen Manne versehen habt. Nächst diesem ist auch des Guiscardi große Tugend Ursache gewesen zu solcher Liebe. Ihr solltet, lieber Vater, auch wohl gewust haben, da ihr von Fleisch und Blut geboren seid, daß auch eure Tochter nicht von Stein und Eisen gebildet sei, sondern die natürliche Begierde große Kraft und Macht in ihr habe und übe, zumal sie zuvor einen Mann gehabt und erfahren hat, welche Wollust und Freude solche Begierde mit sich bringt und verleiht. Solcher Begierde aber habe ich nicht länger widerstehen können, sondern ihr nachfolgen müßen, wohin mich dieselbe zog. Obwohl ich nun als ein junges Weib bereit und geschickt gewesen bin zu lieben, so habe ich doch allen Fleiß angewendet, damit das, wozu die Natur mich zwang, weder mir noch euch öffentlich Schand und Schmach brächte, deswegen ich durch die Gnade des Glücks und der edeln Liebe Demüthigkeit mir einen züchtigen und verborgenen Weg verschafft und erdacht habe, damit ich ohne jemandes Wißen und öffentliches Aergerniſs meinem Willen Genüge thun möchte. Wie aber Solches euch kund geworden ist, wundert mich; doch leugne ich es nicht: ich habe mir Guiscardum zu einem Liebhaber, nicht wie manche thut, aufs Gerathewohl, sondern nach reiflicher Ueberlegung aus allen euern Fürsten, Herren und Edelleuten, ja vor allen in der ganzen Welt zu meinem Allerliebsten erwählt,

ihn mit kluger Vorsicht zu mir eingeführt und mit lieblicher stäts währender Freundschaft haben wir beide die Zeit unseres Lebens unserer Liebe ein Genüge zu thun beschloßen. Daß aber, lieber Vater, ihr sagt, wie ich mich durch Lieben so sehr soll versündigt haben, so dünkt mich, ihr folgt hierin mehr den gemeinen Reden, als der Wahrheit, und wofern ihr mich hierum zur Strafe ziehen wollt, müßt ihr an euch selbst anfangen, weil ihr mir hierzu Ursach gegeben, indem ihr mich anderweit zu verheiraten ein Bedenken gehabt und weibliche Blödigkeit und menschliche Begierde in mir nicht in Betracht genommen, als die ich zuvor, und eine kurze Zeit, der Liebe Lust und Süßigkeit empfunden hatte. Obwohl ihr nun sagt, daß es euch nicht so bekümmert hätte, wenn ich mir Einen von edler Geburt zum Liebhaber erwählt hätte, so solltet ihr mir das doch nicht so hart verdenken, sondern dem Glück davon die Schuld geben, welches oft die Niedrigen erhöht und die Hohen erniedrigt. Dieß alles aber auch bei Seite gesetzt und übergangen, so wollet nur die Natur und das Wesen der Dinge betrachten. Bedenkt, lieber Vater, wir sind alle von Fleisch und Blut, und von Einem Gott erschaffen, gleicher Stärke, Macht und Tugend, ohne allen Unterschied von einem Elternpaar entsproßen. Erst das Verdienst hat zwischen uns, die wir von Geburt alle gleich waren und sind, einen Unterschied gesetzt, und diejenigen, welche mit den meisten Tugenden begabt sind, hießen wir edel, die Uebrigen unedel. Und obgleich abweichende Gebräuche dieses Gesetz in Schatten gestellt haben, so ist es doch nicht aufgehoben, noch der Natur und guten Sitten zuwider, und noch beweist Jeder, der edel handelt, daß er edel ist, und wenn ihn jemand anders nennt, so beschimpft er da=

durch nicht Jenen, sondern sich selbst. Und nun seht euch, lieber Vater, unter euern Edelleuten um, betrachtet ihr Wesen, ihre Sitten, ihr Betragen und erwägt darnach Guiscardi Tugend, Zucht und Vernunft; wollt ihr recht urtheilen, und die Wahrheit sagen, so werdet ihr bekennen müßen, daß Er vor allen euern Herren für edel zu achten sei, auch an Zucht und Redlichkeit sie übertreffe. Ja wer hat ihn mehr geliebt und gepriesen als ihr selbst in euern eigenen Geschäften, in welchen ihr ihn allewege treu befunden habet, und wo mich meine Augen, Sinn und Vernunft nicht betrügen, so habt ihr ihn wegen keiner Tugend gerühmt, die ich ihn nicht noch viel herrlicher hätte üben sehen als eure Worte es auszudrücken vermöchten und wenn ich mich gleichwohl irgend in ihm getäuscht hätte, so käm es doch von euch her. Daß ihr aber sagt, ich habe mich zu einem schlechten Manne von geringer Geburt gesellt, so deucht mich es nicht so, denn er ist euer treuer und redlicher Diener; daß ihr ihn aber bei seinen gehorsamen Diensten so armselig gehalten und nicht in hohen Stand gebracht habt, ist eure Schuld; ihr habt nicht recht daran gethan, wiewohl Armut niemanden den Adel nimmt. Wir lesen und sehen vor Augen, wie viel große Herren, Könige und Fürsten von niedrigem Stande gewesen und erhöht worden sind, die zuvor das Feld gebaut, das Vieh gehütet, und armselig genug gewesen sind. Das letzte Bedenken, dessen ihr erwähnt, nämlich, daß ihr nicht wißet, was ihr mit mir beginnen sollt, könnt ihr euch wohl ersparen, wofern ihr in euerm Alter zu thun gesonnen seid, was ihr in der Jugend nicht gethan habt, nämlich den Wütherich spielen. Vollbringt euern grausamen Willen an mir, denn ich will lieber todt sein als leben, wie euch auch be-

dünkt, ich habe den Tod gröblich verschuldet. Ich will euer Mitleid nicht anflehen, betheuere euch vielmehr, wenn ihr das nicht auch an mir vollbringt, was ihr an Guiscardo vollbracht habt, oder vollbringen wollt, so sollen diese meine Hände es statt eurer vollbringen. Der Fürst verstand seiner Tochter Meinung wohl, gedachte aber nicht, daß ihr alles von Herzen gienge, schied mit weinenden Augen von ihr und beschloß, seine Tochter nicht am Leben zu strafen, sondern mit eines andern Schaden der Tochter große Liebe zu brechen, und befahl den Leuten, welche den Guiscardum in Verwahrung hatten, daß sie ihn in der nächsten Nacht ohne alles Geräusch erwürgen und tödten sollten, ihm das Herz aus dem Leibe nehmen, und solches ihm, dem Fürsten, überbringen. Sie vollbrachten auch alsbald ihres Herrn Gebot, und stellten ihm das Herz zu. Da ließ er sich alsbald einen goldenen Kopf oder Schale bringen, darein legte er das junge Herz und schickte es durch seiner getreuesten Diener Einen seiner lieben Tochter zu und vermeinte, sich also gerochen zu haben. Dem Diener befahl er, der Tochter bei Ueberreichung der Schale diese Worte zu sagen: Dieß schickt dir dein Vater, um dir auch an dem, was du über Alles liebst, Freude zu gewähren, wie du ihm an dem, was er über Alles liebte, gewährt hast.

Weil aber die Tochter Gismunda gar wohl bedachte, daß es nicht ein gutes Ende mit Guiscardo und ihr, wegen des Vaters Zorn und Ungnade gewinnen werde, ließ sie alsbald giftige Kräuter und Wurzeln kommen, aus welchen sie ein Waßer bereitete, Solches im Falle der Noth zu gebrauchen. Als nun des Fürsten Diener mit der Gabe und den anbefohlenen Worten zu ihr kam, empfieng sie den goldenen Kopf

mit unerschrockenem Antlitz, deckte ihn auf, und da sie das Herz sah und die Worte vernahm, wuſte sie ohne Zweifel, daß es des Guiscardi Herz wäre. Dann wandte sie ihr Auge erst gegen den Diener und sprach: Wahrlich, kein schlechterer Sarg als ein goldener geziemte einem edeln Herzen wie dieses und sehr verständig hat hierin mein Vater gethan. Als sie das gesagt hatte, führte sie das Herz in der Schale zum Munde, küſste es lieblich und sprach: Ich habe allezeit meinen Vater gegen mich milde, zärtlich und barmherzig erfunden, nun aber an meinem letzten Ende nicht als zuvor: darum bitte ich dich, ihm für diese köstliche Gabe in meinem Namen den letzten Dank zu sagen, den ich ihm jemals sagen werde.

Hiermit wandte sie sich gegen die Schale, darin das todte Herz lag, blickte es lieblich an und sprach: O du süßeste Herberge aller meiner Begierden und Freuden, verflucht sei die Grausamkeit dessen, der meinen leiblichen Augen deinen Anblick verschafft hat, da es mir wohl genügen möchte, dich mit den Augen des Geistes immerdar vor mir zu schauen. Du hast nun deinen Lauf vollbracht und Alles überstanden, was das Schicksal dir auf Erden Uebels zugedacht hatte, du hast das Ziel erreicht, dem jeder entgegen eilt, hast alles Elend und Trübsal dieser Welt hinter dir gelaßen und von deinem Todfeind selbst ein schönes goldenes Begräbniſs empfangen, wie du es gar wohl würdig warst. Nun mangelt dir nichts mehr zu einer vollen Bestattung als die Zähren der Augen, die du im Leben am liebsten gesehen hast, und damit dir diese zu Theil würden, gab es das Schicksal meinem unbarmherzigen Vater ein, dich zu mir zu schicken, wiewohl mein Wille war, mit trockenen Augen mein Leben zu enden, und mit unerschrockenem

Antlitz meine Seele zu der deinen zu fügen, weil du mich auf Erden vor allen Dingen inbrünstig geliebt hast; mit welcher Gesellschaft möchte ich lieber in das Unbekannte fahren, als mit dir und deiner Seelen, die ohne Zweifel noch hier in dieser güldenen Schale verborgen ist und mich noch von Herzen lieb hat, und der meinen, bis sie vom Leibe abscheidet, wartet, die auch sie inbrünstig geliebt hat. Nach diesen kläglichen Worten neigte sie ihr Haupt auf den güldenen Kopf und das todte Herz und fieng gar jämmerlich und erbärmlich an zu weinen in solcher Maße, daß es nicht zu sagen noch zu beschreiben ist, wobei sie auch allezeit das todte Herz küsste. Ihre Jungfrauen und Mägde, die um sie her standen, wusten weder was dieß für ein Herz sei, noch warum ihre Frau sich so kläglich gehabte; jedoch musten sie alle mit ihr klagen und weinen, und baten sie demüthiglich, daß sie ihnen die Ursache ihres großen Leides sagte und was ihr Jammer wäre. Es war aber ihre Frage vergebens; gleichwohl beflißen sie sich nur desto mehr, so gut sie konnten und wusten, ihr Trost zuzusprechen. Da sie nun etliche Stunden mit solchem kläglichen Weinen vertrieben hatte, richtete sie ihr Haupt auf, trocknete ihre Augen, und sprach: O du mein allerliebstes Herz, nun ist vollbracht das Amt meiner Trübseligkeit: so bleibt mir nur übrig, meine Seele der deinen zur Begleitung zu geben. Hierauf ließ sie sich das Getränk reichen, das sie am Tage zuvor bereitet hatte: dieses giftige Waßer goß sie in den güldenen Kopf, auf ihres Allerliebsten blutiges rothes Herz, das sie mit ihren elenden Zähren zuvor gewaschen hatte, und nahm gar ohne Furcht und Schrecken den Kopf, darin das Herz und das giftige Waßer war, setzte es an ihren Mund, und trank das Waßer ab von dem todten Herzen.

Darnach bestieg sie mit dem güldenen Kopf ihr Bette, und drückte ihre Brust aufs zärtlichste an den güldenen Kopf, und wartete ohne noch ein Wort zu sagen des leidigen Todes. Ihre Jungfrauen aber, die dieß Alles gesehen und gehört hatten, ohne zu wißen was sie getrunken, liefen, als sie sahen, daß der Tod mit ihr zu ringen begann, alsbald zu dem Fürsten ihrem Vater, ihm zu wißen zu thun was sich mit seiner Tochter begeben habe. Der säumte sich nicht, zumal ihn die Ahnung des Ausgangs ergriffen hatte, und stieg zu der Tochter herab, zu welcher er in dem Augenblicke kam, als sie sich eben auf ihr Bette niedergelegt hatte. Als er sie nun halb todt fand, erschrak er heftig, brach in Thränen aus und suchte sie jetzt, da es zu spät war, mit süßen und lieblichen Worten zu trösten. Da sprach Gismunda mit schwacher Stimme zu ihm: Tancrede, spart diese Thränen für ein Unglück, das euch weniger erwünscht kommt als das meine; ich begehre sie nicht. Wen außer euch hat man je um das weinen gesehen, was er selber gewollt und vollbracht hat? Wenn aber noch etwas von Liebe in euch lebt, die ihr zu mir getragen habt, so begehre ich von euch als die letzte Gabe, daß, wenn ihr nicht dulden wolltet, daß ich in der Stille und insgeheim mit Guiscardo fröhlich leben möchte, nun meine Leiche mit der seinigen, wohin ihr sie auch habt werfen laßen, öffentlich zusammen ruhe. Da ward der Vater vor großem Leid, Pein und Schmerzen so sehr eingenommen und überwunden, daß er keine Antwort geben, auch keine Thräne vergießen konnte.

Seine Tochter aber, als sie merkte, daß ihr Ende gekommen sei, nahm sie das todte Herz, drückte es noch einmal an ihre Brust, und sprach zu denen, die umher stunden: Gesegne

euch der liebe Gott, that darauf ihre Augen sanft und stille zu, und ohne alle Ungebärde entschwanden ihr Sinn und Vernunft. Dieß unselige Ende nahm die Liebe Guiscardi und Gismundens.

Nach langen Wehklagen und später Reue über seine Grausamkeit ließ sie der Fürst beide mit großen Ehren in ein Begräbniſs legen, unter allgemeinem Bedauern aller Salernitaner; er selbst war über den Tod seiner einzigen Erbin so bekümmert und herzlich betrübt, daß er darnach nur noch fünfzehn Wochen gelebt, und alsdann auch diese traurige Welt gesegnet hat.

Der arme Heinrich.

nach der [illegible] Welt, [illegible] darauf ihre Augen sanft und stil-
le, und [illegible] Augenblicke verschwanden ihr Sinn und Ver-
stand. Dieß zeitige Ende nahm die liebe [illegible] und
[illegible].

Nach langem Wehklagen und später Reue über seine Grau-
samkeit ließ der Fürst beide mit großen Ehren in ein Be-
gräbniß legen, unter allgemeinem Bedauern aller Unterthanen; er selbst war über den Tod seiner einzigen Tochter so be-
kümmert und innerlich betrübt, daß er darnach nur noch fünf-
zehn Wochen gelebt, und alsdann auch diese traurige Welt ge-
segnet hat.

Vorerinnerung an den großgünstigen Leser.

Nachstehendes Büchlein gehört nicht zu denen, welche seit Jahrhunderten auf Märkten und Kramläden feil geboten worden sind. Es ist also nicht Volksbuch; allein es steht im Begriff es zu werden, seitdem es Zweie meiner Vorgänger in der Sammlung der Volksbücher unter diese aufgenommen haben. Ist es aber nun einmal im Besitz des Rechts unter die Volksbücher gezählt zu werden und ihre Schicksale zu theilen, so möchte ich es am Wenigsten daraus vertreiben, da ich vielmehr überzeugt bin, es hätte längst Volksbuch zu werden verdient und würde es auch geworden sein, wenn man es in den ersten Jahrhunderten nach Erfindung der Buchdruckerkunst dem Volk dargeboten hätte. Wie es auch gekommen sei daß dieß nicht geschah, so thut man nicht übel daran, das damals Versäumte jetzt nachzuholen, und obgleich ich selbst es nicht gewagt hätte, es zuerst unter dem Namen

eines Volksbuchs dem Leser darzureichen, so bin ich doch, nachdem es Andere gethan haben, dem Beispiel zu folgen gleichsam gedrungen, um meiner Sammlung nicht den Vorwurf der Unvollständigkeit zuzuziehen oder denen meiner Mitbewerber den ausschließlichen Besitz eines solchen Kleinods einzuräumen. Auch möchte ich mich gern an dem Verdienste betheiligen, die deutsche Volksliteratur um ein so werthvolles Stück bereichert zu haben. Ich gebe es aber in ungebundener Rede, weil ich glaube, daß es sich so leichter allgemeinen Eingang verschaffen wird.

K. S.

Wie der arme Heinrich von einer schweren Krankheit ergriffen ward.

In Schwaben wohnte ein edler Herr, an welchem keiner der Vorzüge vergeßen war, die ein Ritter, der nach dem höchsten Ruhme strebt, in seiner Jugend besitzen soll; auch sagte man Niemanden im ganzen Lande so viel Gutes nach. Er war reich und von edelm Geschlecht; aber seine Tugend gieng weiter, denn wie groß seine Habe und wie untadelhaft und fürstlich seine Geburt war, so übertraf er doch den angestammten Reichthum und Adel durch eigene Ehre und edle Gesinnung. Sein Name war wohl bekannt: er hieß Heinrich, ein geborner von Aue. Sein Herz hatte alle Falschheit und Untreue verschworen, und diesen Eid hielt er auch bis an sein Ende, denn sein Leben war rein und fleckenlos; er besaß das rechte Maß weltlicher Ehre, weil er immer bedacht war, sie durch jeglichen innern Werth zu erhöhen. Er war eine Blume der Jugend, ein Spiegel weltlicher Freude, ein Demant stäter Treue, eine wahre Krone der Zucht; er war eine Schutzwehr der Bedrängten, den Freunden ein Schild, eine gleiche Wage der Milde, kurz, nichts war zu wenig, nichts zu viel an ihm. Jede Beschwerde trug er wie eine Ehrenlast, sein Rath war hülfreich wie eine Brücke, und auch von der Minne wuste er lieblich zu singen. Mit solchen innern und äußern Gaben muste er wohl Lob und Preis bei der Welt erwerben.

Wie nun der Herr Heinrich also von seinem ganzen Geschlecht geehrt und gelobt wurde und mit frohem Muthe der weltlichen Freuden, des Reichthums und der Ehre genoß, da ward auf einmal sein hoher Muth in die tiefste Schmach gesenkt und an ihm wie einst an Absalon offenbart, daß die üppige Krone weltlicher Lust in ihrer höchsten Blüthe zu den Füßen herabsinkt; gleich wie uns die Schrift an einer Stelle sagt: **media vita in morte sumus**; d. h. mitten im Leben sind wir vom Tode befangen. Was uns in dieser Welt das Sicherste, Unerschütterlichste, Mächtigste dünkt, das steht schwankend und ohne Halt, wie wir an der Kerze davon ein Gleichniß erblicken, welche zur Asche wird, indem sie Licht gebiert. Ja, wir sind hinfällige Geschöpfe! Seht nur, wie unser Lachen mit Weinen endigt, wie unser Honig vermischt ist mit bitterer Galle, wie unsere Blüthe herabfällt, wenn sie am Frischesten glänzt. An Herrn Heinrich hat es sich wohl gezeigt: Wer auf dieser Welt des höchsten Ansehens und Glückes genießt, der ist vor Gott der Geringste, darum fiel er auf Sein Geheiß aus der Fülle des Wohllebens in das schmählichste Leid: er ward vom Aussatz ergriffen. Als man die schwere Zucht Gottes an seinem Leibe gewahrte, da wandte sich Mann und Weib von ihm ab, und er, der sonst der Welt so angenehm gewesen, ward ihr nun so widerwärtig, daß ihn Niemand gern ansah, gleich wie es einst dem edeln, reichen Hiob ergieng, der auch mitten in seinem Glücke auf den Mist verwiesen wurde. Und als der arme Heinrich nun sah, daß er wie Alle seines Gleichen, der Welt widerstand, da raubte ihm sein bitteres Leid die Geduld Hiobs, denn Alles, was ihm zu leiden auferlegt war, ertrug der fromme Hiob mit geduldigem

Muthe: um des Heils seiner Seele willen ertrug er das schmähliche Siechthum in dieser Welt und lobte dafür Gott und freute sich. Das that aber der arme Heinrich leider nicht, denn er ward traurig und unfroh, sein hochfliegendes Herz sank, seine schwebende Freude ward zunichte, sein hoher Muth fiel nieder, sein Honig ward zu Galle, eine dichte schwarze Wolke verhüllte seiner Sonne Glanz, ein heftiger Donnerschlag zerriß ihm den vollen Mittag seines Lebens. Es schmerzte ihn, daß er so viel Glück hinter sich laßen muste, und oft verfluchte und verwünschte er den Tag, da er geboren war.

Wie ihm die Aerzte sagten, daß er nicht geheilt werden könnte, weil er einer Arznei bedürfte, die nicht zu haben sei.

Ein Trost hielt ihn noch aufrecht, denn ihm ward oftmals gesagt, daß diese Krankheit gar unterschiedlich sei und nicht immer unheilbar. Da dachte er hin und her, ob er wohl noch zu seiner Heilung gelangen möchte und fuhr endlich gen Montpellier, die Aerzte zu befragen. Hier fand er aber weiter nichts als die trostlose Aussicht, daß er nicht erlöst werden möchte. Traurig vernahm er dieß, und zog weiter nach Salern, ob er vielleicht dort durch die Kunst weiser Aerzte Genesung fände. Aber der beste Meister den er dort finden konnte, gab ihm den wunderlichen Bescheid, daß er zwar heilbar sei, aber doch nie geheilt werden möge. Da sprach der arme Heinrich: Wie kann das sein? Ihr sprecht Unmögliches: bin ich zu heilen, so werde ich auch geheilt werden, denn was mir auferlegt werden mag, sei es Geld oder Beschwerde, das bin ich wohl zu leisten im Stande. Da sprach aber der Meister: Laßt die

Hoffnung fahren; eure Krankheit ist einmal der Art; was frommt, daß ich es euch sage? es gehörte Arzenei dazu, so wäret ihr heilbar; es ist aber Niemand so reich noch so klug, daß er sie gewinnen möchte: darum werdet ihr nie geheilt, wenn nicht Gott selbst euer Arzt sein will. Der arme Heinrich versetzte: Was gebt ihr mir so übeln Trost? ich bin doch so mächtig und reich: ihr müßtet denn an eurer Meisterschaft und euerm Recht einen Verrath begehen, und mein Silber und Gold ausschlagen wollen, sonst könnte ich euch mir wohl so geneigt machen, daß ihr mir gerne zur Gesundheit verhelfen würdet. Da sprach der Meister: Am Willen fehlt es mir nicht: wäre die Arzenei so beschaffen, daß man sie kaufen oder sonst irgend erwerben könnte, ich wollte euch nicht verderben laßen. Leider ist dieß nicht der Fall, darum muß euch meine Hülfe versagt bleiben, so groß eure Noth ist. Ihr müßtet eine Jungfrau haben, die vollkommen rein und doch entschloßen wäre, den Tod für euch zu leiden. Es ist aber nicht der Leute Art, daß Jemand gern dergleichen thäte. Auch gehört weiter nichts dazu als das Herzblut einer solchen Jungfrau, das wäre das rechte Mittel für eure Krankheit.

Wie der arme Heinrich sich auf den Hof seines Meiers zurückzog.

Nun sah der arme Heinrich wohl, daß es unmöglich sei, Jemand zu finden, der gern für den Andern stürbe, und begab sich des Trostes, der ihn dahin geführt hatte, so daß er sich aller Hoffnung zu genesen beraubt sah. Daneben ward sein Unmuth so heftig und groß, daß ihm nichts so verdrießlich war, als länger leben zu müßen. Er zog heim und begann sein Erbe und fahrendes Gut so auszutheilen, wie ihn der

eigene Sinn und weiser Rath lehrte, daß es am besten verwendet sei. Im Stillen hub er an, seine armen Freunde reich zu machen und fremde Armen zu trösten, damit sich Gott seiner Seele erbarmte. Das Uebrige schenkte er Gotteshäusern. So entäußerte er sich seiner Habe bescheidentlich bis auf ein Stück Rottland, wohin er sich vor den Menschen zurückzog. Dieß traurige Verhängnifs war sein eigner Kummer nicht allein, sondern man beklagte ihn in allen Landen wo er bekannt war und auch alle die, welche ihn nur von Hörensagen kannten. Der Mann, der dieses Rottland baute, war ein freier Bauer, der alles des Ungemachs überhoben war, das andern Bauern geschah, die sich unter schlimmerer Herrschaft nicht einmal durch Steuer und Bede davon befreien konnten. Was dieser Meier aus freien Stücken that, das deuchte seinen Herrn genug, der ihn auch von allen Diensten gegen fremde Herrn loskaufte, daher denn im ganzen Lande keiner seines Gleichen so wohlhabend war. Zu diesem zog sich sein Herr, der arme Heinrich, zurück, und wenn er ihn früher mild und schonend behandelt hatte, so ward ihm dieß jetzt wohl vergolten, denn er ließ sich nichts verdrießen, was er seinetwillen leiden muste. Er war so treu gesinnt, daß er Sorgen und Mühe, die ihm verhängt waren, willig ertrug und seinem Herrn alle Gemächlichkeit bereitete.

Wie des Meiers zwölfjähriges Töchterchen sich an ihn gewöhnt.

Gott hatte dem Meier in seiner Gnade ein schönes Leben beschieden, denn er hatte einen gesunden kräftigen Leib, eine rechtschaffene Hausfrau und schöne Kinder, die des Mannes gröste Freude sind. Darunter war ein Mägdlein,

ein Kind von zwölf Jahren, von dem anmuthigsten Wesen, das nie einen Fußbreit von seinem Herrn weichen wollte, sondern ihm immerdar mit gütlicher Pflege diente, nur um seine Huld und Gunst zu erwerben. Sie war auch so wohlgeschaffen, daß sie nach ihrer Schönheit wohl einem Kaiser zum Kinde

geziemt hätte. Wenn die Andern den Kranken, so weit es sich schickte, vermieden, so flüchtete sie zu allen Zeiten zu ihm und konnte nirgend anders Ruhe finden. Sie war seine einzige Kurzweile, und hatte ihr Herz mit reiner kindlicher Güte so ganz zu ihrem Herrn gewendet, daß man sie immer zu seinen Füßen sitzen fand. So leistete das süße Mägdlein ihm stäts Gesellschaft, und auch er suchte sich ihr angenehm zu machen womit er nur konnte und Alles was Kinder zu ihren kindlichen Spielen brauchen, des schenkte er ihr die Fülle, wobei ihm sehr zu Statten kam, daß Kinder so leicht zu gewöhnen sind. Spiegel und Haarband, Gürtel und Ringlein und was Kindern lieb zu sein pflegte, das kaufte er ihr, wo er es feil fand. Durch solche Geschenke machte er sie so zutraulich und heimlich, daß er sie scherzweise sein Gemahl zu nennen pflegte. Sie ließ ihn selten allein, für sie war er nicht aussätzig, und wenn auch die kindlichen Geschenke hierzu beitrugen, so gieng diese Liebe doch mehr aus dem süßen Geiste hervor, womit sie Gott begabt hatte.

Wie der arme Heinrich den Meiersleuten sagte, welcher Arznei er bedürfte.

So hatte sie ihm gütlich gedient drei Jahre lang, welche der arme Heinrich in großem Jammer dort zubrachte, als eines Tages der Meier, sein Weib und das Mägdlein, ihre Tochter, von welcher eben die Rede war, in einer Mußestunde bei ihrem Herrn saßen und sein Leid beklagten. Sie hatten wohl Grund zu klagen, denn sie musten fürchten, daß sein Tod sie schwer betreffen und um Ehre und Gut bringen möchte, wenn ein andrer Herr von härterm Sinn an seine Stelle käme.

Nachdem sie dieß lange im Stillen bedacht hatten, hub der Meier an und sprach: Lieber Herr, wenn ihr es nicht übel deutet, so möcht ich wohl fragen, da doch in Salern so viel weise Aerzte sind, wie es kommt, daß Keiner für eure Krankheit Rath wuste? Das ist doch sehr zu verwundern. Da holte der arme Heinrich mit bitterlichen Schmerzen einen Seufzer aus tiefster Brust, und sprach mit solcher Wehmuth, daß ihm der Seufzer schier das Wort erstickte: Ich habe diese schimpfliche Krankheit wohl um Gott verdient, denn ihr habt wohl früher gesehen, daß mein Thor aller weltlichen Wonne weit offen stand, und Niemand in meinem Geschlecht seinem Willen mehr nachgab als ich, was doch bei unserer menschlichen Schwäche unmöglich dauern konnte; aber ich achtete dessen wenig, der mir dieß Wunschleben geschenkt hatte, denn mein Herz stand mir nicht anders als allen Weltthoren, welche da wähnen, Ehre und Gut auch ohne Gott haben zu können. So betrog auch mich mein einfältiger Wahn, daß ich den wenig ansah, von dessen Gnade ich Ehre und Gut empfangen hatte. Als aber der hohe Himmelspförtner über diesen Hochmuth erzürnte, da verschloß er mir die Thore des Heils, daß ich leider nimmer eingehe, weil mein dummer Sinn es verwirkte. Gott hat mir zur Strafe eine Krankheit gesandt, von der mich Niemand befreien kann. Nun verschmähen mich die Bösen, und die Guten meiden mich, und wie armselig der ist, der mich ansieht, so muß ich noch armseliger sein, denn seinen Unwerth legt er mir bei und wendet die Augen ab von mir. Nun wird deine Treue zu mir erst recht offenbar, da du mich Kranken bei dir aufnimmst und mich nicht fliehest; aber wie gut du meinen Anblick erträgst, und wie wenig Freunde ich habe außer

dir, und wie sehr dein Vortheil an meinem Leben hängt, du würdest doch wohl meinen Tod ertragen. Wessen Unwerth, wessen Noth war nun je größer auf dieser Welt? Hiervor war ich dein Herr; jetzt bin ich dein bedürftig. Mein lieber Freund, nun erwirbst du und mein Gemahl und dein Weib an mir das ewige Leben, daß ihr mich Siechen unter euch duldet. Was aber deine Frage angeht, so antworte ich: Ich konnte zu Salern keinen Meister finden, der meine Heilung unternehmen wollte oder konnte, denn zu meiner Herstellung müßte ich ein Ding haben, das Niemand auf dieser Welt irgend erwerben kann. Mir ward dort nichts anders gesagt, als daß ich eine mannbare Jungfrau haben müßte, die vollkommen rein und doch bereit wäre, den Tod für mich zu leiden; der schnitte man dann ins Herz, und das Blut aus ihrem Herzen allein könnte mich heilen. Das ist nun freilich unmöglich, daß Eine für mich sollte sterben wollen; darum muß ich diese schimpfliche Noth bis an mein Ende tragen. Möge Gott es mir bald schicken.

Wie des Meiers Tochter nicht schlafen konnte.

Was er dem Vater gesagt hatte, das vernahm auch das reine Mägdlein, denn die Gute hatte ihres Herrn Füße in ihrem Schooße stehen. Ihr kindlich Herz war wohl mit der Güte der Engel zu vergleichen, denn sie achtete jener Worte und merkte sie wohl, sie kamen nicht aus ihrem Herzen bis man des Abends schlafen gieng und sie ihrer Gewohnheit nach zu ihres Vaters und ihrer Mutter Füßen lag. Als Beide eingeschlafen waren, holte sie manchen Seufzer aus tiefer Brust, und ihr Leid über ihres Herrn Trübsal ward so heftig, daß der Regen

ihrer Augen die Füße der Schlafenden benetzte. Als sie die heißen Thränen empfanden, erwachten sie und fragten, was ihr wäre und um welchen Kummer sie so heimlich sich härme? Sie wollte es ihnen nicht sagen, aber der Vater bat und drohte so lange bis sie sprach: Ihr solltet mit mir klagen, denn was möchte uns mehr betrüben, als daß wir unsern Herrn verlieren und Ehre und Gut mit ihm einbüßen sollen. Wir gewinnen nie wieder einen so guten Herrn, der an uns handelt wie dieser. Sie sprachen: Du hast recht, Tochter, aber leider frommt uns die Trauer und deine Klage nicht ein Haar. Darum schweige, liebes Kind, denn es geht uns so nahe wie dir; aber leider können wir ihm nicht helfen. Gott hat ihn uns benommen; trüge ein Andrer die Schuld, unser Fluch müßte ihn treffen. So brachten sie sie zum Schweigen; doch blieb sie traurig die ganze Nacht und den folgenden Tag, und was Einer thun oder reden mochte, es kam nicht von ihrem Herzen, bis sie des Nachts schlafen giengen und sie ihr gewohntes Lager wieder eingenommen hatte. Da bereitete sie wieder ein Bad mit weinenden Augen, denn in ihres Herzens Tiefen wohnte die gröste Güte, die je bei einem Kinde gefunden ward. Auch hat nie ein Kind gethan wie sie, denn sie vermaß sich in ihrem Herzen, wenn Gott sie den andern Tag erleben ließe, so wolle sie ihr Leben ihrem Herrn zum Opfer bringen. Von diesem Gedanken ward sie froh und wohlgemuth und nur die Furcht ängstigte sie, daß ihr Herr, wenn er es höre, daran verzage, und daß alle Dreie, wenn sie ihren Entschluß vernähmen, es ihr nicht erlauben möchten. Darüber ward ihr Leidwesen so heftig und groß, daß ihre Eltern davon wie gestern erwachten. Sie richteten sich auf zu ihr und sprachen: „Was

hast du wieder? du bist recht albern, daß du dir ein Ding so nahe gehen läßt, das Niemand ändern kann.“ So verwiesen sie ihr die unnütze Betrübniſs über unabänderliche Dinge und wähnten, die Holde damit zum Schweigen zu bringen; aber sie kannten ihren Willen noch nicht. Da antwortete ihnen das Mägdlein: Wie unser Herr uns sagte, so ist ihm wohl noch zu helfen, und bei Gott, wo ihr mirs nicht wehrt, so bin ich zu seiner Arzenei gut, denn ich bin eine Jungfrau und fest entschloßen, ehe ich ihn verderben sehe, den Tod für ihn zu leiden.

Von dieser Rede wurden sie Beide traurig und unfroh, die Mutter und der Vater baten die Tochter von solchen Gedanken abzustehen und ihrem Herrn nichts zu verheißen, was sie nicht leisten könnte, denn dieß vermöchte sie nicht. Er sprach: Tochter, du bist ein Kind und deine Betrübniſs über diese Dinge ist zu groß; du kannst das nicht ausrichten, was du dir vorgesetzt hast. Du kennst den Tod noch nicht; wenn der entscheidende Augenblick kommt, wo kein anderer Rath mehr ist als daß du sterben must, dann möchtest du gerne noch länger leben, wenn es nicht schon zu spät wäre, denn du hast nie in einen schwärzern Abgrund geblickt. Darum schließ deinen Mund zu und läßt du uns noch einmal solche Reden hören, es geht dir an deine Haut.

Wie des Meiers Tochter entschloßen war, dem armen Heinrich zur Arznei zu dienen.

So wähnte er sie durch Bitte und Drohung zu geschweigen, aber vergebens, denn die Tochter antwortete: „Vater, sprach sie, wie dumm ich sei, so bin ich doch verständig genug zu

wißen, daß der Tod grausam und schmerzlich ist. Wem hingegen ein langes Leben unter Mühsalen verhängt ist, dem ist auch nicht zu wohl, denn wenn er hienieden gerungen und das Leben mit großer Noth auf sein Alter gebracht hat, so muß er doch zuletzt sterben, und hat er dann noch die Seele verscherzt, so wäre er beßer nie geboren. Mir aber ist es beschieden, wofür ich Gott ewig danken will, den jungen Leib um das ewige Leben zu opfern. Das sollt ihr mir nicht verleiden, denn uns Allen, mir und euch erweise ich damit Gutes. Seht, ich ganz allein will euch vor Leid und Schaden bewahren. Ihr habt Ehre und Gut, das gönnt euch mein lieber Herr, der euch niemals drückte, oder einen Gewinn entzog, und so lange er am Leben bleibt, steht eure Sache gut; laßen wir ihn aber sterben, so müßen wir zu Grunde gehen. Darum will ich sein Leben fristen durch ein schönes Opfer, damit es uns allen wohl ergehe. Nun gönnt es mir, denn es muß sein.

Als die Mutter den Ernst ihrer Tochter sah, sprach sie weinend: Gedenke, liebes Kind, der großen Beschwerden, die ich um deinetwillen erduldet und laß mich beßern Lohn dafür emfangen als mir deine Reden verheißen. Du willst mir das Herz brechen, leih deinen Worten einen mildern Sinn. Willst du dein Seelenheil bei Gott an uns verwirken? Gedenkst du nicht an sein Gebot, Vater und Mutter zu lieben und zu ehren, wofür er zum Lohn verheißt die ewige Wohlfahrt dort und ein langes Leben hienieden? Du sagst, du wollest dein Leben für unser Beider Glück opfern; du willst uns aber fürwahr das Leben verleiden, denn warum dein Vater und ich gerne leben, das ist deinetwillen. Du, liebe Tochter, solltest unser Beider Freude sein, unsres Lebens Wonne, eine Blume

deines Geschlechts, ein Stab unsres Alters, und läßest du uns an deinem Grabe stehen, so muß dir Gottes Gnade ewig versagt sein: das verdienst du an uns Beiden. Sie sprach: Mutter, ich traue dir und meinem Vater alle die Liebe und Gnade gegen mich zu, welche Eltern den Kindern leisten sollen, wie ich davon täglich neue Beweise empfange. Eurer Liebe habe ich die Seele und einen schönen Leib zu verdanken, denn Jedermann lobt mich und Alle die mich sehen, sagen, ich sei das schönste Kind, das sie je auf Erden gefunden. Und wem soll ich dafür danken als euch Beiden, nach Gott? Darum will ich euer Gebot immer gern erfüllen, wie es meine schönste Pflicht ist. Herzliebste Mutter, da ich nun Leib und Seele eurer Liebe verdanke, so laßt es auch mit euerm Willen geschehen, daß ich beide von dem Teufel erlöse und mich Gott ergebe. Das Leben dieser Welt ist doch nur ein Verlust der Seele; mich aber hat weltliche Begierde noch nicht berührt, die zur Hölle leitet. Ich will Gott dafür Dank sagen, daß er mich in meiner Jugend erleuchtet, das hinfällige Leben gering zu schätzen und mich als ein reines Wesen seiner Gewalt zu überantworten. Wenn ich länger lebte, möchte mich die Ueppigkeit der Welt unter ihre Füße zwingen, wie sie Manchen gethan hat, den ihre Süßigkeit betrog und dann könnte ich Gottes Gnade verlustig gehen. Dem Herrn sei es geklagt, daß ich noch bis Morgen leben soll; mir behagt fürwahr die Welt nicht so sehr, ihre meiste Freude ist Herzeleid, ihr süßester Lohn eine bittere Noth, ihr langes Leben ein jähes Ende. Wir haben nichts Gewisseres als heute Wohl und morgen Weh und zuletzt den Tod. Das ist ein jämmerlich Elend. Es schirmt weder Geburt noch Reichthum, nicht Schönheit, Stärke und hoher Muth, ja Tugend

und Ehre schützen vor dem Tod nicht mehr als Untugend und Unehre. Unser Leben und unsre Jugend schwinden dahin wie Nebel und Rauch, wie ein Laub bebt unsre Festigkeit, und ein misſsgeschaffener Gauch, er sei auch wer er wolle, müſste der sein, der diesen Dunst in sich aufnähme und der Eitelkeit der Welt sich bedachtlos nachstürzen wollte. Denn über den faulen Mist ist uns ein Teppich gespreitet, und wen sein Glanz verlockt, der ist der Hölle verfallen und hat nicht mehr verloren als Leib und Seele mit einem Mal. Nun gedenkt, theure Mutter, eurer mütterlichen Treue, und stillt das Leid, das ihr um mich tragt, so wird auch der Vater sich besinnen. Ich weiß wohl, daß er mein Glück will, er ist auch ein so einsichtiger Mann, daß er wohl erkennt, wie ihr doch nicht lange mehr Freude an mir haben könnt. Bleib ich am Leben und noch zwei oder drei Jahre unverheiratet bei euch, so ist mein Herr vielleicht unterdeſs verstorben und ihr gerathet durch Armut in so große Noth, daß ihr mir keine Mitgift zu einem Manne geben könnt, und dann müſste ich ein so werthloses Leben führen, daß ihr mich lieber todt sähet. Setzen wir aber den andern Fall, daß Armut uns nicht drückte und unser Herr so lange lebte, bis ich einen Mann nähme, der reich und ehrenwerth sei, so ist geschehen, was ihr nur wünschen mögt, und ihr wähnt, mir sei wohlgeschehen. Aber anders sagt mir mein Herz: wird mein Mann mir lieb, so hab ich Leid und Sorgen um ihn; wird er mir verhaßt, das ist ärger als der Tod. So ist also immer Elend mein Looß und alle die Qualen und Mühseligkeiten, welche Weiber zu dulden haben und welchen ihr Heil erliegt, stören meine Ruhe und meinen Frieden. Setzt mich lieber in das volle Glück, das da nimmer zergeht:

mein begehrt ein freier Bauer, dem ich meine Liebe wohl gönne; dem sollt ihr mich geben, so bin ich wohl versorgt. Ihm geht sein Pflug leicht und eben, sein Haus ist alles Wohlstandes voll; da stirbt weder Rofs noch Rind, da quälen die weinenden Kinder nicht, da ist es nicht zu heiß noch zu kalt, da drückt die Last der Jahre nicht, sondern der Alte fühlt sich verjüngt, weder Frost noch Hunger peinigt, alles Leid ist verschwunden und volle Freude ohne Beschwerde mein Looß. Zu dem will ich ziehen und einen Hausstand meiden, den Feuer und Hagel vernichtet und das Waßer hinwegschwemmt, mit welchen Uebeln man ringt und immer gerungen hat; denn was man das ganze Jahr schafft und erarbeitet, das zerstört oft ein halber Tag. Solchen Haushalt will ich laßen und verschwören. Ihr liebt mich, das ist billig, aber eure Liebe darf mir nicht zum Schaden gereichen. Könnt ihr ganz empfinden, wie ich denke und fühle, und gönnt ihr mir Heil und Ehre, so laßt mich flüchten zu unserm Herrn Jesus Christus, dessen Gnade so beständig ist, daß sie nimmer zergeht, und der auch zu mir Armen so große Liebe trägt, wie zu einer Königin. Ich will eure Liebe, wenn es Gott gefällt, durch meine Schuld nicht verscherzen, denn es ist gewifs sein Gebot, daß ich euch unterthan sei, weil ich euch mein Leben verdanke, und ich will ihm gern gehorchen; aber ich darf auch meine Pflichten gegen mich selbst nicht vergeßen. Ich hörte immer sagen, wer den Andern so erfreut, daß er selber unfroh wird, und „wer den Andern krönet und sich selber höhnet,“ der geht in seiner Treue zu weit. Gern will ich euch folgen und Treue leisten, aber mir selbst doch die gröste. Wollt ihr mir mein Heil misſgönnen, so laß ich euch lieber eine Weile um mich

weinen, als daß ich vergeße was ich mir selber schuldig bin, denn mein Sinn steht dahin, wo ich ewige Wonne finde. Ihr habt der Kinder doch mehr; die laßt eure Freude sein, und tröstet euch über mich, denn mir soll es fürwahr Niemand wehren, mich und meinen Herrn zu erretten. Mutter, ich hörte dich doch vorhin klagen und sprechen, es werde dein Herz zerreißen, an meinem Grabe zu stehen; aber des bist du überhoben, du stehst nicht an meinem Grabe, denn wo mir der Tod zu Theil wird, da sollst du nicht zugegen sein. Es wird zu Salern geschehen: und dieser Tod wird uns Alle beglücken und mich noch viel mehr als euch."

Wie die Eltern einwilligten und der arme Heinrich das Erbieten der Meierstochter annahm.

Als sie das Kind mit solchem Verlangen den Tod erflehen, so weislich reden und menschliche Schranken zerbrechen sahen, da erwogen sie bei sich, daß solcher Gedanken und solcher Weisheit keine Zunge in eines Kindes Munde fähig sei, sondern der heilige Geist ihre Rede beseelt haben müße, wie er auch über den heiligen Nicolaus in der Wiege kam, und ihn Weisheit lehrte, daß er sein kindlich Gemüth zu Gott wandte. Sie gedachten in ihrem Herzen, sie wollten und dürften sie ihrem Entschluß nicht abwendig machen, denn er sei ihr von Gott gekommen. Vor Jammer ergriff ein Zittern ihren Leib; beide saßen sie, der Meier und seine Hausfrau, an dem Bette, und verloren vor Liebe zu dem Kinde Besinnung und Rede, daß Keiner ein einziges Wort mehr hervorbringen konnte. Die Mutter befielen Krämpfe vor Schmerzen und Leid, und so hatten sie beide Jammer und Noth, bis sie bedachten, was

ihr Kummer nütze, da man ihren Willen doch nicht ändern könne, und es sei das Beste, es ihr zu verstatten, da sie ihr Kind ja nicht schöner verlieren könnten. Wären sie ihrem Entschluß zuwider, so möchte ihr Herr es ihnen verdenken, und hätten doch keinen Gewinn davon. Also sprachen sie Beide freundlich zu ihr, sie willigten in ihren Vorsatz.

Da freute sich die reine junge Magd, und kaum daß der Tag angebrochen war, da eilte sie hin, wo ihr Herr schlief und sein trautes Gemahl rief ihm zu: Schlaft ihr, lieber Herr? Nein, Gemahl, antwortete er; doch sage, wie bist du heute so früh schon auf? — Ach, Herr, dazu zwingt mich der Jammer über euer Siechthum. Er sprach: Gemahl, daß dich das schmerzt, das beweisest du wohl an mir, Gott mag es vergelten; aber dafür ist einmal kein Rath. — Doch, lieber Herr, dafür wird noch guter Rath, da es so mit euch steht, daß euch noch zu helfen ist, denn ich will keinen Tag länger säumen. Ihr habt uns ja gesagt, wenn ihr eine Magd hättet, die den Tod für euch dulden wollte, so könntet ihr geheilt werden. Gott weiß, die will ich selber sein, denn euer Leben ist nützlicher als das meine. Da dankte ihr der Herr freundlich ihres guten Willens, und Rührung füllte ihm heimlich die Augen mit Thränen. Er sprach: Lieb Gemahl, Sterben ist keine so geringe Noth, wie du dir wohl vorgestellt hast; du hast mich wohl überzeugt, daß du mir gern helfen wolltest wenn du könntest; und das genügt mir von dir. Ich erkenne dein schönes Herz, dein Wille ist rein und gut, ich will auch nicht mehr von dir begehren, denn du kannst das nicht leisten, was du da gesprochen hast. Gott vergelte dir die Treue, die du an mir begehen willst. Alle Leute, die davon hörten, würden mich verspotten, wenn

ich mich jetzt wieder neuer Heilmittel bediente, und doch nicht genesen könnte, wie es vielleicht geschähe. Gemahl, du bist wie die Kinder, die gar schnell von Entschluß sind. Was ihnen in den Sinn kommt, es sei übel oder gut, dazu sind sie schnell bereit, aber es gereut sie bald genug. Sieh, Gemahl, so thust auch du: Du hast diesen Vorsatz nun gefaßt; wenn ich dich aber beim Wort nehmen wollte, es würde dich doch wohl gereuen. Darum bedenke dich beßer, traut Gemahl; Vater und Mutter können dich nicht wohl entbehren, ich will auch deren Unglück nicht, die mir stäts Gutes erwiesen haben. Was die Beiden dir rathen werden, lieb Gemahl, dem folge.

So sprach er zu der Guten und lächelte zu ihrem Antrag, denn er versah sich dessen noch nicht, was hernach geschah. Da sprachen aber Vater und Mutter: Lieber Herr, ihr habt uns stäts geliebt und geehrt, und es wäre nicht wohl gehandelt, wollten wir euch dieß nicht mit Gutem vergelten. Es ist heute der dritte Tag, daß sie uns anliegt, es ihr zu erlauben und nun hat sie unsere Bewilligung. Möge euch Gott durch sie genesen laßen; wir wollen sie euch zum Opfer bringen.

Wie sie nach Salern fuhren und der Arzt dem Mägdlein abrieth, und wie sie ihm antwortete.

Da ihm also sein Gemahl für seinen Siechthum ihren Tod antrug und man ihren Ernst erkannte, da sah man großes Leidwesen und jämmerliche Gebärden, denn mancherlei Wehklage erhob sich zwischen den Dreien und ihrem Herrn, Vater und Mutter fiengen laut an zu weinen, so sehr schmerzte sie der Verlust ihres lieben Kindes. Und als jetzt der Herr die Treue des Mägdleins bei sich erwog, da ergriff ihn der

Schmerz, daß er heftig zu weinen anfieng und gänzlich in Zweifel gerieth, was beßer sei, Thun oder Laßen. Auch das Mägdlein weinte vor Furcht, denn sie wähnte, er verzweifle daran, und so waren sie Alle traurig und begaben sich jeder Freude. Zuletzt bedachte sich der Herr, der arme Heinrich, und sagte ihnen Allen großen Dank für ihre Treue und Liebe. Da freute sich das Mägdlein, als sie sah, daß er einwillige, und bereitete sich aufs Schnellste zur Reise nach Salern. Bald war Alles bereit, was das Mägdlein bedurfte: schöne Pferde und reiche Kleider, wie sie nie zuvor getragen, Sammt und Hermelin und der beste Zobel, der zu finden war, wurde dazu verwandt. Wer möchte nun den Jammer beschreiben und das Klagen und das grimme Leid der Mutter und des Vaters Herzweh? Es war wohl ein trauriger Abschied für die Beiden, die ihr liebes Kind so gesund von sich hinweg in den Tod schickten, um es nie wieder zu sehen; aber ihren Schmerz linderte Gottes reine Güte, welche auch dem jungen Kinde den Sinn geschenkt hatte, daß es gern in den Tod gieng. Es hatte sich ohne ihr Zuthun gefügt, dieß nahm Leid und Klage von ihrem Herzen, weil es sonst ein Wunder gewesen wäre, daß es vor Weh nicht zersprang. Aus Liebe war ihr Leid gefloßen, darum trugen sie gern die Noth um ihres Kindes Verlust.

So fuhr die Magd mit dem Ritter fröhlich und zufrieden nach Salern und nichts betrübte sie mehr, als daß der Weg so lang war, und sie nicht eher für ihn sterben durfte. Und als sie das Ziel ihrer Reise erreicht hatten, suchte er seinen Meister auf und sagte ihm fröhlich alsobald, er bringe ihm die Jungfrau, die er verlangt habe, wobei er sie ihm vorstellte. Das

hielt der Meister für unglaublich und sprach: Kind, hast du diesen Entschluß freiwillig gefaßt, oder hat dich deines Herrn Bitte oder Drohung dazu vermocht? Da antwortete das Mägdlein, der Vorsatz sei aus ihrem eigenen Herzen gefloßen. Das nahm ihn Wunder, er führte sie bei Seite, und beschwur sie höchlich, ihm zu sagen, ob ihr Herr ihre Rede durch Drohung erpreßt habe. Er sprach: Kind, dir thut Noth dich beßer zu bedenken, ich will dir recht sagen warum: wenn du den Tod leidest, und es nicht aus freiem Entschluße thust, so ist dein junger Leib todt und es frommt uns leider kein Haar. Darum verhehle mir dein Herz nicht, ich will dir sagen, wie dir geschehn wird. Ich ziehe dich aus nackt und bloß, und Scham wird dich ergreifen, wie billig ist, wenn du so nackend vor mir da stehst; dann binde ich dir Händ und Füße: die Noth bedenke wenn du Erbarmen mit dir selber hast; ich schneide dir gerade nach dem Herzen und brech es lebendig heraus aus dir. Mägdlein nun sage, wie steht es mit deinem Muth? Es geschah nie einem Kinde so weh, als dir von mir geschehen muß; schon daß ich es thun und sehen soll, macht mich angst und bange. Nun bedenke das selber, und gereut es dich nur eines Haares breit, so habe ich meine Mühe und du das Leben verloren. Also beschwur er sie noch einmal hoch und theuer; aber sie fühlte sich zu entschloßen, als daß sie gewankt hätte. Fest vertraute sie, noch heute helfe ihr der Tod von aller irdischen Beschwerde und sprach lachend: Gott lohne euch, lieber Herr, daß ihr mir die Wahrheit so gründlich herausgesagt, es ist wahr, ich fange an zu verzagen, ein Zweifel hat mich befangen; ich will euch aber genauer sagen, wie der Zweifel beschaffen ist, der mir aufgestiegen. Ich fürchte, daß

unser Vorsatz durch eure Verzagtheit vereitelt werde, eure Rede geziemte einem Weibe, ihr seid eines Hasen Geselle; zu groß ist die Angst, die ihr um meinen Tod habt; fürwahr, mit eurer hohen Meisterschaft stellt ihr euch übel an. Ich bin ein Weib und habe die Kraft, getraut ihr euch mich zu schneiden, ich getraue mich es auszustehn. Die schmerzliche Angst, die ihr mir vorgestellt habt, die hatte ich wohl ohne euch erkannt und wäre nicht hieher gekommen, hätte ich mich nicht so fest entschloßen gefühlt, daß ich es ohne Wanken erdulden mag. Mir ist, das glaubt nur, die bleiche Farbe verschwunden und ein so fester Muth gekommen, daß ich nicht ängstlicher dastehn werde als ob ich zum Tanze gehen sollte. Denn eine Noth, die in eines Tages Frist an meinem Leibe sich endigt, kann so groß nicht sein, daß ich nicht denken sollte, der eine Tag sei theuer genug verkauft für das ewige Leben, das da nimmer zergeht. Da ich so fest entschloßen bin, so könnt ihr an mir keine Ausstellung machen: darum bitte ich euch, meinem Herrn seine Gesundheit und mir das ewige Heil zu schenken. Um Gott, thut dieß bei Zeit und laßt uns eure Meisterschaft sehen, ich bin begierig darnach. Ich weiß wohl, um Wen ich dieß thue: der, in dessen Namen es geschehen soll, der erkennt gar wohl solchen Dienst und läßt ihn auch nicht unbelohnt. Er selber spricht, wer großen Dienst leiste, dem werde auch großer Lohn zu Theil und bei so gewisser Vergeltung kann ich diesen Tod nur für einen süßen Schmerz halten. Ließ' ich die Himmelskrone, so hätt ich albernen Sinn.

Wie der Arzt das Meßer wetzte und der arme Heinrich es draußen hörte und nicht zugab, daß sie für ihn stürbe.

Nun sah er wohl, daß sie genugsam fest und unwandelbar sei und führte sie zu dem Kranken zurück und sprach zu dem Herrn: Es ist weiter kein Zweifel ob eure Magd von der rechten Art sei, darum seid wohlgemuth, ich mach euch bald gesund. Darauf führte er sie in sein heimliches Kämmerlein, wo es ihr Herr nicht sah und schloß die Thüre vor ihm, die er mit einem Riegel verschränkte, denn er wollte ihn nicht sehen laßen wie ihr Ende geschehe. In diesem Gemach, das mit seinen Arzeneien wohl berathen war, befahl er jetzt dem Mägdlein die Kleider abzuziehen. Darüber ward sie froh und wohlgemuth; sie zerrte das Gewand aus der Nath und war bald entkleidet, nackt und bloß stand sie vor ihm und schämte sich nicht um ein Haar breit. Als sie der Meister ansah, muste er sich in seinem Herzen gestehen, daß ein schöner Geschöpf auf Erden selten sei. Sie erbarmte ihn so sehr, daß ihm Sinn und Muth fast daran verzagt wären. Nun sah das gute Mägdlein einen Tisch da stehen: den gebot ihr der Meister zu besteigen, und band sie darauf fest mit Händen und Füßen. Alsdann nahm er ein scharfes Meßer in die Hand, das zu solchen Dingen bereit lag, und lang und breit war, obwohl es so gut nicht schnitt, als er gewünscht hätte. Denn da sie doch sterben sollte, so erbarmte ihn ihrer Noth und er wollte ihr ein gelindes Ende bereiten. Nun lag ein guter Wetzstein in der Nähe; daran strich er es langsam auf und ab um es scharf zu machen. Dieß störte die Freude der reinen Magd, denn der arme Heinrich, der vor der Thüre stand, vernahm es draußen und es schmerzte ihn heftig, daß er sie nicht lebend

wieder sehen sollte. Nun suchte er hin und her, bis er ein Loch in der Wand gewahrte, und erblickte sie durch die Spalte nackt und gebunden. Ihr Leib war so minniglich, er sah sie an und wieder sich selber und ein anderer Sinn gieng in ihm auf. Nun deuchte ihn nicht mehr gut, was er zuvor gedacht, und hatte bald sein altes Gemüth in eine neue Güte verwandelt. Da er sie so schön erblickte, sprach er bei sich selber: „Du hattest einen dummen Gedanken, daß du wider

dessen Willen nur einen Tag zu leben begehrtest, gegen den Niemand etwas vermag. Du weist auch nicht was du thust, da doch der Tod dein Looß ist, daß du dieß elende Leben, das dir Gott verhängte, nicht willig erträgst, zumal du keine Gewisheit hast, ob dieses Kindes Tod dir Genesung verschafft. Was Gott über dich beschließt, darein füge dich: ich will den Tod dieses Kindes nicht sehen."

Auf einmal fühlte er sich entschloßen, klopfte an die Thüre und rief um Einlaß. Der Meister sprach: Ich habe jetzt nicht Muße, euch aufzuthun. — „Nicht doch, Meister, hört mich an." — Herr, sprach jener, ich kann jetzt nicht, wartet bis ich fertig bin. — „Nein, Meister redet gleich mit mir." — So sagt es mir durch die Wand. — „So läßt es sich nicht sagen." Da ließ ihn der Meister hinein, und der arme Heinrich gieng hin, wo das Mägdlein gebunden lag und sprach zu dem Meister: Dieses Kind ist so wonniglich; ich kann seinen Tod nicht sehen. Möge Gottes Wille an mir erfüllt werden: wir wollen sie wieder aufstehen laßen. Das Silber gebe ich euch, wie wir gedingt haben; aber das Mägdlein laßt leben.

Als das Mägdlein nun sah, daß sie nicht sterben dürfe, da trübte sich ihr Herz und Muth, daß sie die Schranken der Sitte zerbrach; grimmig zerrte und raufte sie sich und nahm eine so jämmerliche Gebärde an, daß sie Niemand ohne Weinen hätte ansehen mögen. O weh, rief sie bitterlich, weh mir Armen; wie muß es mir nun ergehen! Soll ich die reine Himmlskrone so verloren haben, die mir für diese Noth zu Theil geworden wäre, das ist erst recht mein Tod. O weh, gewaltiger Heiland, was sind uns Ehren benommen, mir und meinem Herrn! Nun entbehrt er, und ich entbehre des Heils

das uns zugedacht war. Wäre dieß ausgeführt worden, so wäre ihm Gesundheit und mir das ewige Leben verliehen. So bat sie lange um den Tod; aber wie sehr sie ihn verlangte, so war ihr Flehen verloren, weil ihr Niemand willfahrte. Da begann sie zu schelten und sprach: Ich muß meines Herrn Verzagtheit entgelten; die Leute haben mich, wie ich nun sehe, getäuscht: sie sagten, ihr wärt bieder und gut und hättet festen Mannessinn; aber Gott helfe mir, sie haben gelogen: die Welt war im Irrthum über euch; ihr wart euer Leben lang und seid noch heute ein Feigling; das sehe ich daran, daß ihr nicht zu dulden Muth habt was ich doch leiden kann. Herr, warum erschrakt ihr, als man mich band? Es war doch eine dicke Mauer zwischen euch und mir. Könnt ihr eines Andern Tod nicht einmal ertragen? Ich verheiße und verbürge euch, daß euch Niemand was zu Leide thut; vielmehr soll es euch zu Nutzen und Frommen gereichen. Aber wie sie auch bat und schalt, ihre Verwünschungen konnten ihr nicht helfen; sie muste am Leben bleiben. Der arme Heinrich nahm ihre Scheltworte auf mit Nachsicht und Geduld, wie es einem frommen Ritter geziemt, dem edle Zucht nicht gebricht. Als der Unglückliche sein Mägdlein wieder angekleidet und den Arzt befriedigt hatte, wie es bedungen war, zog er eilends in seine Heimat zurück, ob er sich gleich versah, daß er dort aus aller Mund nur Spott und Schande zu erwarten hätte; jedoch dieß stellte er lediglich Gott anheim.

Wie Gott den armen Heinrich gesund macht, und welcher Lohn dem Mägdlein ward.

Nun hatte sich das gute Kind so verweint und verklagt, daß sie dem Tode nahe war. Da erkannte der Prüfer der Her-

zen ihre Treue und ihr Leid, er, vor dessen Blick keines Herzens Thor verschloßen ist, und der sie Beide durch seine schöne Prüfung so völlig hatte versuchen wollen, wie einst den reichen Hiob. Da erzeigte der Heiland, wie lieb ihm Trauer und Erbarmung ist, und befreite sie Beide von all ihrer Noth und machte ihn zur Stunde rein und gesund. So beßerte sich der arme Heinrich, durch unsers Gottes Gnade und Pflege, daß er völlig genas und wieder schön und jung ward, wie einst vor zwanzig Jahren. Als ihnen dieß Heil widerfahren war, da entbot er es in seiner Heimat Allen, die er als fromm und gut erkannte, daß sie in ihrem Herzen seines Glückes froh würden. Da musten sie sich der Gnade freuen, die Gott an ihm erzeigt hatte.

Seine besten Freunde, die sein Kommen vernahmen, ritten und giengen zu seinem Empfang ihm wohl drei Tagereisen entgegen. Sie wollten keiner Aussage, nur ihren eigenen Augen glauben, bis sie Gottes Kraft und Wunder an seinem schönen Leibe erkannten. Von dem Meier und seinem Weibe mag man wohl glauben, um ihnen nicht Unrecht zu thun, daß sie nicht zu Hause blieben. Die Freude die sie hatten, ist nicht zu beschreiben. Gott hatte ihnen eine frohe Augenweide bereitet; die fanden sie an ihrer Tochter und ihrem Herrn. Nie war auf Erden größere Wonne als sie empfanden, da sie die gesund wieder sahen. Sie wusten sich vor Freude nicht zu laßen, ihre Begrüßung war mit seltsamen Gebärden begleitet, und ihr Herzensjubel so groß, daß der Augen Regen das Lachen ihres Mundes begoß, und es ist wohl ungelogen, daß sie mehr als dreimal ihrer Tochter Mund küsßten. Von den Schwaben wurden sie mit schönen Geschenken empfangen, die sie ihnen freundlich anboten, und gewiss jeder

Biedermann, der die Schwaben daheim in ihrem Lande gesehen hat, wird sagen müßen, daß herzlicheres Wohlwollen unmöglich ist. Als ihn nun seine Landsleute bei seiner Heimfahrt begrüßt hatten, wie es dann weiter ergieng, was soll ich

noch davon sprechen? Denn er ward reicher als je zuvor an Gut und an Ehren. Das wandte er Alles stätiglich hin zu Gott und hielt seine Gebote strenger als vorher, was ihm heute noch Ehre bringt. Der Meier und sein Weib hatten wohl Ehre und Gut an ihm verdient; auch war er nicht so undankbar, daß er ihr Verdienst vergaß: er gab ihnen zu eigen das breite Rottland mit Land und Leuten, auf welchem er einst siech gelegen. Sein Gemahl aber hielt er lieb und werth mit Gaben und Wohlleben und mit allen Dingen, als ob sie sein ehliches Weib wäre, ja noch mehr, wie es auch billig und recht war.

Nun begannen die Weisen ihn zu bestürmen, daß er sich vermählen möchte. Weil aber sein Rath nicht vollzählig war, antwortete er, wenn es sie gut dünke, wolle er nach seinen Freunden senden und thun, was ihm diese rathen würden. Da ließ er Alle, die ihm gehorchten, aufbieten, sich bei ihm zu versammeln. Als er nun seine Freunde und Dienstmannen beisammen hatte, legte er ihnen die Sache vor. Da sprachen Alle wie aus einem Mund, es sei recht und Zeit, daß er sich vermähle. Aber über die Wahl erhob sich ein Streit unter den Räthen; der Eine rieth her, der Andere hin, wie die Leute pflegen, wenn sie um Rath befragt werden. Als die Meinungen so verschieden waren, sprach der arme Heinrich: Ihr Herrn wißt Alle, wie ich vor kurzer Zeit durch eine entstellende Krankheit den Leuten widerwärtig war. Jetzt flieht mich Niemand mehr, denn Gottes Gnade hat mir meine Gesundheit wieder gegeben. Nun rathet mir in Gottes Namen, wie ichs dem vergelten soll, durch den ich die Gnade gewann, die Gott an mir erzeigte, da er mich gesund werden ließ. Sie sprachen: Herz und Gut sollt ihr ihm unterthan machen. Sein trautes

Gemahl stand neben ihm: er blickte sie liebevoll an und sprach: Euch Herrn ist Allen bekannt, daß ich dem guten Mägdlein, das hier bei mir steht, meine Gesundheit verdanke. Sie ist nun so frei wie ich selber bin und mein Herz räth mir, sie zum Weibe zu nehmen, und so es Gott mir verstattet, will ich es thun; aber ist es nicht möglich, so will ich wahrlich unvermählt sterben, denn ich habe Ehre und Leben nur durch sie. Darum bitte ich euch Alle bei Gottes Huld, daß ihr einwilliget. Da sprachen Alle, Arm und Reich einhellig, es sei wohlgethan. Es waren Geistliche genug unter ihnen; die gaben sie ihm zum Weibe. Nach langem, glücklichem Leben ward ihnen das ewige Reich verliehen. Möge uns Allen zuletzt der Lohn werden, den sie empfiengen. Dazu helfe uns Gott! Amen.

Der Schwanenritter.

Erstes Capitel.

Wie Herr Oriant die schöne Beatrix fand.

In den alten Geschichten und Chroniken finden wir beschrieben, wie das Land Lillefort in Flandern, darin Ryssel, Doway und Orchy liegen, vor Zeiten ein Königreich war. Darin regierte damals ein König Pirion geheißen; der nahm zu Weibe Matabrune, die Tochter eines andern mächtigen und reichen Königs, mit dem er lange Zeit in Krieg gelebt und durch diese Heirat die lange Feindschaft beilegte und Frieden schloß. Weil er aber diese Ehe nicht aus Liebe, sondern des Vortheils wegen eingieng, wuchs daraus auch nichts als Harm und Leid, wie wir denn sehen werden, daß die besagte Matabrune zwischen ihrem Sohn Oriant, seinem Weib und Kindern Zwietracht säte, wofür sie zuletzt auf einer Hürde jämmerlich verbrannt wurde.

König Pirion gewann bei seinem Weibe Matabrune einen edeln und wackern Sohn, Namens Oriant, der nach dem Tode seines Vaters zum König von Lillefort gekrönt ward, und das Reich in Frieden besaß. Es geschah auf eine Zeit, daß dieser König Oriant mit seinen Rittern und Herrn sich zu erlustigen auf die Jagd ritt und als sie in den Wald kamen, sahen sie einen Hirsch daher laufen, welchem der König so eifrig nachsetzte, daß seine Leute ihm nicht folgen mochten.

Aber der Hirsch entsprang ihm in ein Waßer, schwamm hin=über und entgieng so dem König und seinen Hunden. Als das Herr Oriant sah, wandte er sich und kam zu einem schönen Brunnen. Da sprang er von seinem Rosse und setzte sich bei dem Brunnen unter einen Baum zu ruhen, während sein Ross im Grase weidete. Als er nun da saß und sich er=holte, siehe, da kam eine schöne Jungfrau daher geritten, von

einem edeln Ritter, zwei Knappen und vier Mägden begleitet. Als diese Herrn Oriant sah und die Jagdhunde, die er bei sich hatte, sprach sie zu dem König, den sie nicht kannte: Herr, wie dürft ihr auf meinem Gebiete jagen? wer hat euch dazu Urlaub gegeben? Ich habe den Hirsch wohl gesehen, den ihr gejagt habt: er ist euch ins Waßer entsprungen; aber hättet ihr ihn auch gefangen, er wär euch nicht geblieben und mein Willen ist, daß ihr mir den Frevel büßt bevor ihr von hinnen scheidet, denn ihr habt in meinem Wald und auf meinem Grund weder Hirsch noch Hasen zu jagen.

Als Herr Oriant die schöne Beatrix also weislich sprechen hörte, nahm er ein Wohlgefallen an ihr und ward zur Stunde von ihrer Liebe befangen und setzte sich vor, sie zu einer Hausfrau und ehelichem Gemahl zu gewinnen. Da sah er sie an und sprach: Schöne Jungfrau, ich möchte nicht gerne thun was euch misſsfiele; aber mich dünkt, in diesem Land mag ich wohl jagen, es ist mein Erb und Eigen. Ich bin Oriant, König von Lillefort und wer diesen Wald auch von mir zu Lehn trage, es sei Mann oder Weib, er muß mir huldigen als ein getreuer Untersaß. Darum solltet Ihr vielmehr mir büßen, daß ihr mich mit Unrecht besprochen habt. Als Savari, der Ritter, welcher die Jungfrau begleitete, dieß hörte, sprang er von dem Pferde, fiel auf die Kniee, den König mit Gruß zu ehren und sprach: Herr König, geliebt es euch, so sollt ihr meiner Jungfrau vergeben, was sie wider euch verbrochen hat, denn sie kannte euch nicht, da sie euch ansprach; jetzt aber ergiebt sie sich in euern Willen. Da sprach der König: Es ist ihr vergeben: aber büßen mag sie es doch, wenn sie es gerne thut, denn ihre Schönheit, ihr liebreizendes Wesen hat mein Herz

befangen. Gefiele es euch, schöne Jungfrau, meine Braut zu heißen, so ließ ich euch als Königin von Lillefort krönen. Da sprach die Jungfrau: Herr, ich bin solcher Ehre nicht würdig, denn eine Dienstmagd verdient nicht, ihrem König und Herrn vermählt zu werden, der geringste Knecht in euerm Gefolge würde mir genügen, wenn es euer Wille wäre. Doch bin ich bereit, Alles zu thun, was Ihr gebieten möget, und habt ihr mir die Ehre zugedacht, euer königlich Gemahl zu werden, so schwöre ich, nie einen Mann zu lieben als euch. Da nahm sie Herr Oriant freudig bei der Hand und sprach: Wohlan denn, schöne Jungfrau, so verheiße ich euch bei ritterlicher Ehre, so lange ihr lebt nie ein ander Weib zu nehmen als euch und gelobe mich euch hiermit zu einem ehlichen Gemahl. Und so ward diese Ehe mit herzlicher Liebe und beider Willen beredet und versprochen.

Da stieß der König in sein Horn und rief seine Ritter herbei und stellte ihnen seine schöne junge Braut vor und war da große Freude und Frohlocken. Darauf wandten sie sich heim und fuhren nach Lillefort, Hochzeit zu halten. Und es war im Mai, da die Bäume ausschlugen und ihre duftigen Blüthen erschloßen und die Vögel auf den lichtgrünen Zweigen sangen, als die edle Beatrix ihren Einzug in Lillefort hielt. Und alles Volk lief zusammen und jauchzte der jungen Königin entgegen und die Ritter stachen und hielten Ritterspiele ihr zu Ehren. Da kam auch die alte Königin Matabrune, Herrn Oriants Mutter, dem jungen Königspaar entgegen und der König sah ihr schon von Weitem an, daß sie seine Freude nicht theilte, sondern seiner holden Braut gram war. Da sprach er zu ihr: Liebe Mutter, ich empfehle euch mein holdes

Gemahl, ich habe die schönste Frau der Welt gefunden, auf Erden ist keine mehr, die ihr an Zucht und Weisheit gliche. Aber die neidische Mutter gab ihm verdrießlich zur Antwort: Ach, mein Sohn, damit freust du mich wenig. Wie magst du deinen Stand so erniedrigen, und eine geringe Dirne freien, von der Niemand weiß, woher sie stammt, da du als ein reicher hochgeborener König die Tochter des mächtigsten Kaisers zur Ehe begehren möchtest? Da sprach der König: Warum sollte ich nicht, liebe Mutter, wenn es mir so gefällt? Ich könnte keine andere finden, die ich so liebte und die meine Liebe so zu vergelten wüßte. Das ist es allein, worauf es ankommt bei der Ehe, daß sich Beide lieben und in einander schicken. Darum bitte ich euch, liebe Mutter, laßt sie euch gefallen wie sie mir gefällt. Morgen früh, wenn Gott will, soll unsere Hochzeit nach allen Ehren begangen werden. Da sprach Matabrune: Gewiss, mein Sohn, wenn es dir so gefällt, so mag es mir in keiner Weise missfallen; darum füge ich mich gänzlich in deinen Willen. Diese Worte sprach sie mit dem Munde, nicht mit dem Herzen, denn innerlich fuhr sie fort, wider diese Heirat zu murren und setzte sich vor, auf Mittel zu sinnen, wie sie des Königs Herz der schönen Beatrix abwendig machte.

Zweites Capitel.

Wie der König von Beatrix Urlaub nahm und in den Krieg zog.

Gleichwohl ward das Fest nicht verschoben, noch am selben Abend zur Vorfeier der Hochzeit begieng man am Hofe allerlei Kurzweil, Gesang und Tanz; Schau- und Zwischenspiele wurden aufgeführt, und Flöten, Harfen und Geigen erschollen

zu den Liedern der fahrenden Sänger. Aber am andern Morgen ward die Hochzeit mit großem Gepränge festlich begangen und am Abend das Beilager nach königlichen Ehren gehalten. Und in derselben Nacht empfieng die schöne Beatrix von ihrem ehlichen Gemahl sechs Söhne und eine Tochter. Und als der König vernahm, daß sie guter Hoffnung war, liebte er sie noch zärtlicher und große Freude war darüber am Hofe.

Eines Tages geschah es, da die Königin in ihrem Gemach am Fenster lag, daß sie eine Frau auf der Straße sah, die zwei Kinder zur Taufe trug, die eine andere Frau zugleich geboren hatte. Da rief sie heimlich ihren Gemahl herbei, der sie zärtlich liebte, und sprach: Herr, ich wundre mich sehr über ein Ding, das ich dort sehe. Worüber denn, traut Gemahl? fragte der König. Sie sprach: über zwei Kinder, die eine Frau zugleich geboren hat, und die man dort zur Taufe trägt, denn mich dünkt, eine Frau könne nicht zwei Kinder von einem Manne empfangen haben. Lieb, sprach der König, das mag sie gar wohl, entferne diesen Verdacht aus deinem Herzen. Mit Gottes Gnaden kann eine Frau sieben Kinder auf einmal von ihrem Mann empfangen.

Nach einiger Zeit trug es sich zu, daß dem König Botschaft kam, wie seine Feinde in sein Land gefallen wären und sein Volk erschlagen und gefangen hätten. Aber der König liebte sein Gemahl so sehr, daß er sich nicht von ihr scheiden mochte um seinen Feinden entgegenzuziehen. Da kamen sie ihm nach sechs Monden so nahe, daß er nicht länger säumen durfte, sein Heer aufzubieten und sich den Feinden entgegenzustellen, denn sie hätten ihn sonst in seinem eigenen Schloße überfallen. Weil aber die Zeit nahe war, daß sein Gemahl entbunden

werden sollte, rief er Matabrune herbei und sprach zu ihr: Ihr wißt, liebe Mutter, daß die Feinde so nahe sind, daß ich wider sie ziehen muß. Da nun mein Gemahl gesegneten Leibes ist, so bitte ich euch, ihr getreulich beizustehen und Sorge für sie zu tragen wie für eure eigene Tochter. Sie ist sanft wie ein Lamm, mild wie eine Taube, dazu klug und verständig und wird euch ehren und lieben wie ihre eigene Mutter. Da sprach Matabrune: Du weist, mein Sohn, daß Alles was Dir gefällt, auch mir lieb ist, darum sei überzeugt, daß ich sie halten werde wie meine eigene Tochter, ja beßer als mich selbst. Auch würde mir selber leid sein, wenn ihr etwas Uebles begegnete, denn ich liebe sie wegen ihres edeln und würdigen Betragens, darin sie täglich zunimmt. Darum sei außer Sorge. Da dankte ihr der König, beurlaubte sich von Matabrunen und gieng zu seinem edeln Gemahl und sprach lange mit ihr, küßte sie liebevoll und nahm zärtlichen Abschied. Als die Königin hörte, daß er sie verlaßen wollte, fiel sie vor Leid in Ohnmacht; er aber hob sie auf und weinte mit ihr, und alle die Ritter und die Herren, die bei ihrem Scheiden zugegen waren, trugen Mitleid mit ihnen. Zuletzt riß der König sich von ihr los, bestieg ein Pferd, und ritt mit seinem Volk den Feinden entgegen.

Drittes Capitel.

Wie die alte Königin Matabrune Ränke schmiedete gegen die edle Beatrix.

Als der edle König Oriant sich von seinem Gemahl und andern seiner Freunde beurlaubt hatte, zog er in den Krieg, seine Feinde zu bekämpfen und sein Land zu wehren. Und von den edeln Waffenthaten, die er mit seinen Rittern in diesem

Kriege verrichtete, und den Siegen, die sie über ihre Feinde erstritten, will ich hier schweigen und in der Geschichte fortfahren. Denn als der König mit seinem Heer in den Krieg gezogen war, begann Matabrune wider die edle Königin Beatrix Ränke zu schmieden. Sie ließ eine Wehmutter zu sich kommen und sprach heimlich zu ihr: Meine liebe Freundin, ich habe euch zu mir kommen laßen wegen einer Sache, die ich euch vertauen will; aber ihr müßt mir geloben und schwören, daß ihr es heimlich halten und keinem Menschen entdecken wollt. Dafür will ich euch soviel Gold und Silber geben, daß ihr zeitlebens keinen Mangel haben sollt; auch will ich Sorge tragen, daß eure Kinder ehrenvoll verheiratet und versorgt werden. Als die Wehmutter Matabrunens Versprechungen hörte, willigte sie in ihr verruchtes Begehren und sprach: Gewiss, gnädige Frau, gebietet über mich als eine Dienerin: ich gelobe euch bei meiner Treue, Alles geheim zu halten, was ihr mir zu sagen habt; es bleibt verschwiegen lebenslang als hättet ihr es euerm Beichtiger gesagt. Da sprach Matabrune: Ihr wißt wohl, daß mein Sohn Oriant Beatrix wider meinen Willen zur Ehe genommen hat, denn sie ist eine geringe Magd und nicht so edler Geburt als sich für ihn geziemt. Aber sie hat ihn so bezaubert, daß er nicht eßen noch trinken mag ohne sie und hat ihretwillen dem Lande großen Schaden geschehen laßen: darum wollte ich, daß wir sie ihm verleiden möchten, damit sie geschieden würden; das können wir jetzt leichtlich vollbringen, da sie ein Kind trägt. Da sprach die Wehmutter: Geliebt es euch, so will ich das Kind in der Geburt tödten und dem König sagen, sie habe es mit Willen ums Leben gebracht. Da sprach Mata-

brune: Ich weiß ein ander Mittel, das uns mehr frommen, und dem König großen Abscheu wider sie einflößen wird. Ihr seht, sie ist so überaus starkes Leibes, daß man vermuthen mag, sie werde zwei bis drei Kinder zur Welt bringen. Nun ist mein Rath, daß ihr hingehet und ihr eure Dienste anbietet; und wenn die Kinder geboren sind, bestelle ich soviel junge Hunde als sie Kinder gebiert, und sage, die hätte sie geboren. Darnach mögen wir dem König und seinen Herrn zu verstehn geben, sie habe mit Hunden Gemeinschaft gepflogen. Ich weiß eine treue Magd, die ich von Kindesbeinen erzogen habe, der will ich die Kinder geben, die soll gehen und sie ins Waßer werfen, wo kein Hahn mehr nach ihnen kräht. Da sprach die Wehmutter: Ich werde Alles thun was euch beliebt, und euer Rath wird zum Ziel führen und Niemand soll von Verrath etwas ahnen.

Viertes Capitel.

Wie die Königin sechs Söhne und eine Tochter gebar, die alle silberne Ketten am Halse trugen.

Als sich nun die Wochenzahl füllte, daß die schöne Beatrix niederkommen sollte, da that die falsche Wehmutter mit den Kindern, wie sie mit Matabrune verabredet hatte; jedoch wurden sie durch Gottes Vorsehung wunderbar gerettet. Als die Wehmutter gerufen wurde, holte Matabrune die Magd herbei, welche die jungen Hunde in Bereitschaft hielt. Da gebar Beatrix sechs schöne Söhne und eine Tochter, und Jegliches von den sieben brachte eine silberne Kette um den Hals mit zur Welt. Hieran ward wohl bezeugt, daß Beatrix auch edeln Geschlechtes war; aber die falsche Schwiegermutter be=

harrte gleichwohl bei ihrem Vorsatz, die gute Königin zu tödten. Und als die Kinder Matabrunen gebracht wurden, gab sie die der Magd, welche die jungen Hunde in Bereitschaft hielt, ließ sie hinwegschaffen, und legte die Welfe dafür zu der Königin, als ob sie die zur Welt gebracht hätte. Da rief die Wehmutter mit lauter Stimme: Ach Königin, welch ein Unglück ist geschehen! hier hab ich sieben stinkende Hunde, die ihr geboren habt. Da lief Matabrune, sie zu beschauen, hinzu und rief: Schafft die schändliche Missgeburt fort und begrabt die Welfe auf dem Felde, und laßt uns alle dieß Unglück heimlich halten, damit des Königs Ehre nicht befleckt werde. Die gute Beatrix war so schwach von den Schmerzen der Geburt, daß sie den Verrath nicht merkte, der an ihr begangen ward. Als sie aber ein wenig wieder zu sich kam, sprach Matabrune zu ihr: Unseliges Weib, seht hier die Wehmutter, die euch von sieben Welfen entbunden hat. Ich habe sie wegschaffen laßen, um eure viehische Sünde zu bedecken. Darum gesteht nun die Wahrheit, mit welchem Hunde ihr Gemeinschaft gehabt habt, so wollen wir die Sache geheim halten. Als das die Königin hörte, erschrak sie so sehr, daß sie in Ohnmacht fiel und schier vor Leid gestorben wäre. Als sie aber wieder zu sich kam, bat sie inständig, daß man ihr doch zeigen möchte, was sie geboren hätte. Alsbald wurden ihr sieben junge Hunde gebracht, worüber die edle Königin bitterlich weinte und seufzte und sich an die Brust schlug und für die Missethat um Gnade flehte, die sie nicht begangen hatte. Aber die falsche Matabrune sprach ihr immer mit Verachtung zu und sagte: Ihr schändliches Weib, von Rechtswegen sollte man euch verbrennen dafür, daß ihr von einem Hund em=

pfangen habt. Da sprach Beatrix: Mutter, das ist nicht geschehen und nie hab ich solche Dinge gedacht; darum bitte ich euch, thut mir doch nicht noch mehr Leid an als ich schon habe. Gott, der aller Dinge waltet, hat wohl Macht, Menschen in Thiere zu verwandeln, und was ihm gefällt, muß auch uns gefallen. Da gieng die falsche Matabrune hinaus und die verruchte Wehmutter suchte sie mit heuchlerischen Worten zu trösten und sprach: Ach, betrübt euch doch nicht so sehr, damit ihr das Uebel nicht ärger macht. Der König soll nichts davon erfahren; wir wollen es heimlich halten, damit die Schande nicht auskomme. Aber Beatrix sprach: Wie mag mir der König wieder gewogen werden? er wird mir auch nicht vergeben, sondern wird mich tödten laßen. Aber ließe er sich erbitten, mir das Leben zu schenken, so wollte ich in ein Kloster gehen, Gott zu dienen und Buße zu thun für meine Sünden und so lange beten bis Gottes Zorn, der mich getroffen hat, versöhnt wäre. Darum ersuche ich euch demüthig, bei eurer Herrin für mich zu bitten, daß sie mir zu des Königs Gnade verhelfe. So brach das Unglück von allen Seiten über die gute Königin herein.

Fünftes Capitel.

Wie Marcus die sieben Kinder in den Wald trug und sie auf seinem Mantel liegen ließ und wie der Eremit Helias sie fand.

Als die falsche Schwiegermutter ihren Verrath vollbracht hatte, rief sie ihren Diener Marcus und sprach: Freund, ihr müßt mir einen Dienst thun und müßt es bei Leibe heimlich halten. Die Königin hat sechs Söhne und Töchter geboren

und jegliches hat um den Hals eine silberne Kette zur Welt gebracht, welches mich ein groß Wunder und eine böse Vorbedeutung dünkt, daß sie mit der Zeit Räuber und Mörder werden und am Galgen enden. Darum will ich sie in der Jugend umbringen laßen, damit solcher Schande vorgebeugt werde. Also hab ich ihr zu verstehen gegeben, als hätte sie sieben Welfe zur Welt gebracht. Nehmt nun auf meine Verantwortung die sieben jungen Kinder und tödtet sie, daß man nie mehr von ihnen höre. Da sprach Marcus: Frau, ich will euer Begehr thun und diese Kinder sollen euch nie mehr zur Last fallen. Da saß Marcus auf ein Pferd, und hatte die Kinder unter seinem Mantel verborgen und brachte sie vor der Stadt in einen Wald, und mitten in dem Walde stieg er von seinem Pferde und legte die Kinder alle sieben auf seinen Mantel. Und als er sah, daß sie so schön waren, empfand er Mitleid in seinem Herzen. Auch erwog er bei sich selbst, daß die Kinder alle silberne Ketten zur Welt gebracht hätten und wohl von Gott zu großen Dingen bestimmt sein müßten. Da lachten die sieben Kinder ihn an und streckten die Händchen nach ihm: Da erbarmte er sich ihrer und mochte ihnen kein Leid thun, sondern empfahl sie Gottes Schutz und Barmherzigkeit, nahm zärtlichen Abschied, indem er sie küßte und mit seinen Thränen benetzte, und ließ sie im Walde liegen und ritt nach Lillefort zurück. Da kam ihm Matabrune entgegen und fragte, ob er ihren Willen und Befehl vollbracht hätte. Er antwortete: Frau, ihr werdet nie wieder von ihnen hören, ich habe sie alle in Stücke zerhauen und in den Strom geworfen. Dessen freute sich Matabrune und sprach: Wenn nun mein Sohn Oriant kommt, will ich es schon dahin brin-

gen, daß er sein Weib auch tödten läßt. Dann mag mein Herz sich freuen, denn sein Leid wird gerochen sein.

Sechstes Capitel.

Wie die sieben Kinder durch ein göttliches Wunder erhalten und von einer wilden Geiß gesäugt wurden.

Also schieden Matabrune und Marcus voneinander, die laßen wir nun bewenden und sprechen von den sieben kleinen Kindern, die im Walde lagen und vor Hunger jämmerlich weinten. Da kam aber durch Gottes Gnade ein frommer Einsiedler, der in diesem Walde seine Wohnung hatte und Helias hieß. Als der die sieben Kinder verlaßen da liegen und vor Hunger weinen sah, weinte er vor Mitleid bei ihrem Anblick, hob sie auf und wickelte sie in seinen Mantel und trug sie mit ihren Ketten an den Hälsen zu seiner Klause, und wärmte und speiste sie so gut er vermochte, ohne zu wißen wem sie gehörten. Darauf flehte er demüthig zu Gott und sprach: Allmächtiger Gott, der du aller Dinge waltest, der die Kinder Israels in der Wüste mit himmlischem Manna gespeist hat, und den Propheten Daniel in der Löwengrube erhalten und fünftausend Mann sammt Weibern und Kindern mit zwei Fischen und fünf Broten gesättigt, ich bitte dich inbrünstig, daß du dich auch dieser sieben armen Kinder erbarmst, die ich nackend und vor Hunger sterbend im Walde fand. Und zur Stunde ward das Gebet des frommen Klausners erhört, denn durch ein göttliches Wunder kam eine weiße Geiß in die Klause gelaufen, welche den sieben kleinen Kindern ihre Mammen bot und sie wie eine Amme säugte. Da erkannte der Einsiedler, daß sie von Gott gesendet sei, die armen Kinder

zu erhalten, wofür er der göttlichen Güte inbrünstig Dank sagte. Und als die weiße Geiß die Kinder mit ihrer Milch gesättigt hatte, kehrte sie wieder in den Wald, ihr Futter zu suchen. Aber bald kam sie zurück und säugte sie, und das that sie so lange, bis die Kinder groß wurden, daß sie mit der Geis aus der Klause in den Busch liefen. Da machte ihnen der Einsiedler Röcklein von Baumblättern und was er sonst fand, und damit sprangen sie in den Wald und suchten sich Beeren und wilde Früchte, die sie zu ihrem Brote aßen und so wurden sie durch Gottes Gnade und die Barmherzigkeit des Eremiten erhalten, der die Almosen, die ihm gute Leute gaben, mit ihnen theilte.

Siebentes Capitel.

Wie König Oriant aus dem Kriege zurück kehrte und Matabrune sein Gemahl fälschlich verklagte.

Unterdessen war König Oriant siegreich aus dem Kriege heimgekehrt. Als Matabrune vernahm, daß ihr Sohn heimkam, gieng sie ihm entgegen und hieß ihn willkommen und hub an zu weinen, um ihre Bosheit zu vollbringen. Sie sprach: Ach mein Sohn, seit willkommen! Ich freue mich sehr, daß ich euch gesund sehe mit euerm Volk. Aber sonst ist mein Herz so voll Leid und Schwere um deines Weibes Unfall, daß es mir schier brechen will. Da sprach der König: Was ist geschehen? ist meine Frau todt, oder was ist mit ihr? Sie sprach: Nein, aber es ist viel schlimmer, und ich darf es euch nicht offenbaren wegen der Abscheulichkeit der Sache und ist mir lieber, daß es euch ein Anderer sage, denn eure Diener wißen es wohl. Da sprach der König: Ich will lieber, daß ihr es

mir sagt als ein anderer. Da sprach seine Mutter: Ich meinte, eure Frau trüge von euch ein Kind; sie hat aber schändlicherweise von einem Hund empfangen. Hier ist die Wehmutter, die sie von sieben Hunden entbunden hat, die ich wegschaffen ließ, damit man nicht mehr von ihnen erfahren sollte. Darum wär es recht und billig, ihr ließet das schändliche Weib umbringen und verbrennen. Und die Wehmutter war da zugegen, um ihre Lüge zu bestätigen. Als dieß der König hörte, war er sehr bestürzt und fragte, wo seine Frau wäre. Da sprach Matabrune, sie wäre in ihrer Kammer und wagte sich vor ihm nicht heraus. Da trat der König mit einem seiner Ritter in eine Kammer und sprach mit herzlichem Jammer zu sich selbst: Ach Gott, wie ist mir geschehen! Hat mein Weib sich einem unvernünftigen Vieh preisgegeben, sie, die ich für die Ehre, die Zier aller Frauen hielt! Hat sie mich verrathen, die ich mehr liebte, als je ein Mann eine Frau geliebt hat! so hat sie mich entehrt und vor meinem ganzen Lande beschämt. Zur bösen Stunde bin ich geboren! Warum ließ mich Gott nicht von meinen Feinden erschlagen? O weh, wer räth mir nun! Hilf mir, allmächtiger Gott, denn ich begehre ihr nicht wieder zu nahen, die ich so über alle Maßen geliebt habe. Der Ritter, der bei ihm war, hätte ihm gerne Trost zugesprochen, aber er war so verzweifelt, daß er auf nichts hörte, sondern sich auf sein Bett warf, wo er bald vor Kummer und Schwäche in Schlaf fiel. Inzwischen lag die Königin Beatrix in einer andern Kammer und hatte nicht minder Leid als ihr Gemahl. Da kam ein Schildknecht zu ihr, der ihr lange gedient hatte, und sagte ihr, der König sei gekommen. Darüber ward sie sehr bestürzt und fragte den Schildknecht, ob man ihm auch von

ihr etwas gesagt habe. Da sprach er und erzählte, was die falsche Matabrune dem König gesagt hatte. Da rief Beatrix inbrünstig Gott den Allmächtigen und seine glorreiche Mutter um Trost und Beistand an.

Achtes Capitel.

Wie der König seine Räthe fragt was er über sein Gemahl beschließen sollte.

Als der König erwachte, ließ er alsbald seine Räthe berufen, Geistlich und Weltlich, und als sie alle versammelt waren, stand er auf und sprach: Ihr Herrn, ich hab euch Alle berufen laßen meiner Königin willen. Man sagt mir, sie sei in meiner Abwesenheit von sieben Welfen entbunden worden, die sie in viehischer Gemeinschaft mit einem Hunde empfangen habe. Darum wär es mir eine Schande, wenn ich je wieder mit ihr zu schaffen hätte, und darum bitte ich euch mir zu rathen, wie ich es hierin halten soll. Nun war da ein Bischof, ein weiser Mann: den koren sie zum Sprecher. Da stand er auf und sprach: Herr König, mit eurer Nachsicht und der Herren alle, die zugegen sind, will ich euch sagen unser allgemeines Gutdünken über die Königin, von welcher man sagt, daß sie sieben Welfe empfangen habe. Wir rathen, daß sie nicht sterbe, denn es ist möglich, daß ein Thier über sie gekommen ist, während sie schlief und ihr Gewalt gethan hat ohne ihr Wißen und Willen; darum ist sie den Tod nicht schuldig. Auch habt ihr ihren Leib als ihr Gemahl fleischlich berührt, darum geziemt es euch nicht, daß ihr sie tödten laßet. Laßt sie in einem ehrsamen Hause gefangen halten und bewachen und stellt das Gericht Gott anheim, der ein gerechter Richter ist, denn die

Wahrheit mag wohl noch offenbar werden. Dieser Rath gefiel dem König wohl und schuf ihm großen Trost, denn er liebte die Königin noch zärtlich. Aber darauf stand ein Ritter auf mit stolzem löwenmuthigem Sinn und sprach: Wie, Herr König, wollt ihr dieß Weib leben laßen, nachdem sie euch solche Schmach und Schande zugefügt hat? Wenn ihr sie nur gefangen haltet, so mögt ihr nimmermehr ein ander Weib nehmen und so bliebe dieses mächtige Reich ohne Erben. Darum solltet ihr sie auf einer Hürde verbrennen laßen, wie sie es wohl verdient hat; so mögt ihr hernach ein ander Gemahl nehmen und euer Leid mit ihr vergeßen. Dieses Rathes war der König nicht froh, jedoch machte er den Schluß und sprach: Ihr Herren, obwohl sie den Tod verwirkt hätte, so habe ich gelobt und gelobe noch, daß ich nach ihrem Tod kein ander Weib nehmen will, um kein Gut in der Welt. Da beschloßen die Herren alle mit gemeinem Rath, daß man sie gefangen halten sollte, wie der Bischof gerathen hatte. Da ward sie an einen ehrsamen Ort gefangen gesetzt, wo ihr von zwei Rittern gedient ward als einer Königin. Und als die falsche Matabrune vernahm, daß der Bischof also geurtheilt und den Ausschlag gegeben hatte, sprach sie ihm schändlich an seine Ehre und überhäufte ihn mit Schimpfworten. Gleichwohl ward Beatrix von den zwei Rittern ehrerbietig abgeholt und in eine Kammer gefänglich geführt. Und sie erzählten ihr auch Alles, was in dem Rath verhandelt worden, und wie der König sie von dem Tode befreit und verordnet hatte, daß man ihr ehrsamlich dienen sollte, und sie möchte Gott für ihn bitten. Dafür dankte sie inbrünstig und pries Gott, der sie als eine unschuldig Verurtheilte am Leben erhalten hatte. Also

blieb sie nun stille weinend in ihrer Kammer verschloßen und trug ihr Leid in Geduld. Doch von Zeit zu Zeit ließ sie sich dem König empfehlen und ihm für die Gnade danken, die er ihr erwiesen hätte bei der großen Missethat, der sie geziehen würde, und gelobte allzeit, für ihn zu Gott zu beten. Und also lebte sie bis zu der Zeit, da einer ihrer sechs Söhne, Helias geheißen, sie aus dem Gefängniss erlöste, wie man hernach hören wird.

Neuntes Capitel.

Wie der Einsiedler die sieben Kinder taufte, und wie Einer von Matabrunens Jägern sie im Walde fand und seiner Herrin von ihnen Kunde brachte.

Wir laßen es nun von König Oriant und seinem Gemahl bewenden und kehren zu den sieben Kindern zurück, die in des Einsiedlers Klause elendiglich aufwuchsen. Als diese Kinder von der Milch der weißen Geiß aufgesäugt waren, taufte sie der Einsiedler alle sieben, und gab einem von ihnen, der ihm sonderlich gefiel, seinen Namen Helias. Und obwohl sie noch in zarter Jugend waren, liefen sie doch täglich in ihren Röckchen von Blättern mit einander in den Wald, barfuß und barhaupt in Hitz und in Kälte. Und auf eine Zeit geschah es, daß einer von Matabrunens Jägern, Savari geheißen, in den Wald kam, darin der Einsiedler wohnte. Da gefiel es Gott, dem Schöpfer aller Creatur, daß er diese sieben Kinder fand, die jegliches ein silbern Kettchen um den Hals unter einem Baume saßen, von dem sie die wilden Früchte abrupften und zu ihrem Brote genoßen. Und der Jäger freute sich als er sie sah, und grüßte sie freundlich: aber sie antworteten ihm

nicht, sondern liefen fort vor ihm; er aber folgte ihnen in die Klause, um zu hören von wannen sie wären. Als aber der Eremit sah, wie er hinter den Kindern herlief, grüßte er ihn und sprach: Guter Freund, ich bitte euch um der Liebe Gottes willen, diesen armen Kindern kein Leids zu thun. In Treuen nein, sprach der Jäger, aber ich verwundere mich, sie in diesem Zustande im Walde zu finden, und auch der silbernen Kettchen wegen, die sie am Halse tragen. Da sprach der Einsiedel: Freund, wie ihr sie da seht, so hab ich sie gefunden als neugeborene Kinder im Walde und durch ein Wunder kam eine weiße Geiß, die sie mit ihrer Milch aufgesäugt hat wohl drei Jahre lang und darnach hab ich sie gespeist und gepflegt so gut ich konnte Winter und Sommer. Da sprach der Jäger: das lohn euch Gott. Und also schied er von dem Einsiedel. Als er aber wieder gen Lillefort kamen, erzählte er Matabrunen wie er sieben Kinder im Wald gefunden hatte, jegliches mit einer silbernen Kette um den Hals unter einem Baume spielend. Darüber verwunderte sich Matabrune höchlich und erkannte wohl, daß es die sieben Kinder wären, die Beatrix dem König Oriant geboren und die sie todt geglaubt hatte. Aber Gott, der Alle beschirmt, die ihm dienen, hatte sie vor allem Uebel behütet. Da ward Matabrune verstört und berief heimlich den Jäger und sprach: Freund, um alle Schätze möchte ich die Zeitung nicht gehört haben, die du mir brachtest. Aber willst du meine Gunst und großes Gut, so nimm noch Einige deiner Gesellen mit dir, und kehrt eilends in den Wald, daß ihr die sieben Kinder tödtet und mir zum Wahrzeichen die sieben silbernen Ketten bringt. Wollt ihr das nicht thun, so verheiße ich euch, daß ich euch eines übeln Todes sterben laße; gehorcht ihr aber

meinem Gebote, so will ich es dir und deinen Gesellen also lohnen, daß ihr nimmer Mangel leidet. Da sprach er: So will ich sie tödten nach euerm Befehl und euch dieß Wahrzeichen bringen. Da gieng Matabrune mit wüthigem Sinne zu Marcus, dem sie die sieben Kinder befohlen zu tödten, was er aus Barmherzigkeit nicht gethan hatte, ließ ihm beide Augen ausbrechen und ihn also misshandeln, daß es ein Wunder schien wie er am Leben blieb.

Zehntes Capitel.

Wie Savari auf Matabrunens Befehl die sieben Kinder tödten wollte, und wie sie in Schwäne verwandelt wurden.

Auf Matabrunens Gebot nahm der Jäger Savari sieben Männer zu sich, um die sieben Kinder zu tödten. Unterwegs kamen sie in ein Dorf, wo sie eine große Menge Volks versammelt sahen. Da giengen sie hin und fragten, was da zu sehen sei. Da ward ihnen gesagt, eine Frau sollte von Rechts wegen verbrannt werden, weil sie ihr Kind umgebracht hätte. Da gieng Savari hindann und dachte an den Mord, den er an den sieben Kindern zu vollbringen gesandt war und sprach zu seinen Gesellen: Freunde, daran mögen wir uns spiegeln: dieß Weib soll verbrannt werden, weil sie ihr Kind getödtet hat; welch Urtheil sollte denn unser harren, wenn wir die sieben Kinder tödten, die ich im Walde fand mit den sieben silbernen Ketten um den Hals? Aber vermaledeit müßte der sein von Gott, der ihnen das Geringste zu Leid thäte. Als die Jäger das Gericht sahen, das über die Frau ergieng, sprachen sie: Wir wollen den Kindern nichts zu Leide thun als ihnen die Ketten abnehmen, und sie Matabrunen bringen zum Zei-

chen ihres Todes. Dieß deuchte sie Alle gut und sie giengen in den Wald und kamen an die Klause und fanden die Kinder allein, denn der Einsiedler war nach Almosen in das nächste Dorf gegangen und hatte eins von den Kindern mitgenommen, ihm das Brot zu tragen, das man ihm geben würde. Als sie nun in die Klause traten, fiengen die Kinder vor Schrecken jämmerlich an zu schreien. Da sprach Savari: Erschreckt nicht, liebe Kinder, wir wollen euch nichts zu Leide thun. Da nahm er ihnen die Ketten vom Halse und sobald er sie ihnen abgethan hatte, waren die Kinder mit Gottes Fügung augenblicklich in weiße Schwanen verwandelt, flogen auf in die Luft und umkreisten den Wald mit ängstlichem, jämmerlichem Rufen, worüber die Jäger so erschraken, daß sie besinnungslos zur Erde fielen. Und als sie wieder zu sich kamen, sprachen sie zu einander: Ach was hat sich begeben? Gott tröste uns! Was soll es bedeuten, daß diese sechs Kinder in Schwäne verwandelt wurden? Falsche Verrätherin Matabrune, du hast uns verleitet, Gott zu erzürnen und große Strafe zu verwirken. Laßt uns gehen, sprach Savari, wir sind schon zu lange hier gewesen. Nur sechs Kinder haben wir gefunden; wäre das siebente zugegen, ihm sollte kein Haar von uns gekrümmt werden. Laßt uns Niemand sagen, welch Wunder sich mit uns begeben hat; aber um die heillose Matabrune zufrieden zu stellen, wollen wir ihr die sechs Ketten bringen und sagen, die siebente hätten wir unterwegs im Walde verloren. Also kehrten sie zurück zu Matabrunen und sagten, sie hätten die sieben Kinder umgebracht und gaben ihr die sechs Ketten zum Wahrzeigen und sagten, sie hätten die siebente verloren. Darüber ward sie wie unsinnig vor Wuth und

gab sich nicht eher zufrieden, bis sie versprachen, ihr soviel zu geben als das siebente Kettchen werth gewesen. Und als Matabrune die Ketten hatte, ließ sie einen Goldschmied kommen, gab ihm die Ketten und befahl ihm, ihr daraus einen Becher zu machen. Als nun der Goldschmied eine der Ketten ins Feuer legte, um zu versuchen, ob es auch gutes Silber wäre, ward die Kette so schwer, daß sie mehr wog als die andern sechs alle zusammen. Darüber verwunderte er sich sehr und gab die andern fünf Ketten seiner Frau, sie in ihrem Koffer aufzuheben, denn die eingeschmolzene Kette war schwer genug, zwei solcher Becher daraus zu machen, wie Matabrune begehrte. Also machte er ihnen zwei silberne Becher von dieser Kette und behielt die eine mit den fünf Ketten bis zu jener Zeit, die Gott geordnet hatte, wie ihr noch hören sollt; den andern Becher brachte er Matabrunen. Und noch verwunderte sie sich wie er aus dem wenigen Silber, das sie ihm gegeben, einen so großen Becher hätte machen können.

Eilftes Capitel.

Wie der Einsiedler zu seiner Klause zurückkehrte mit seinem Pathenkinde, und dessen Geschwister nicht mehr fand.

Als die Kinder in weiße Schwäne verwandelt waren, kam der Eremit wieder zu seiner Klause mit dem jungen Helias, da fanden sie die andern sechs Kinder nicht mehr, die sie dagelaßen hatten, was sie sehr bestürzte. Da suchte der Eremit auf der einen Seite und Helias auf der andern Seite den ganzen Wald durch diesen ganzen Tag bis an den Abend, aber sie fanden sie nicht und wären darüber sehr traurig. Und am andern Morgen begann Helias seine Geschwister wieder zu suchen

mit weinenden Augen. Da kam er an ein Waßer und sah da sechs schöne Schwanen, das waren seine Geschwister, die durch den Willen Gottes in diese Gestalt verwandelt waren. Er erkannte sie zwar nicht, jedoch empfand er ein natürliches Behagen an ihrem Anblick. Da gieng er zu ihnen an das Ufer, und lockte ihnen und sie kamen zu ihm und liebkosten ihm, und er gab ihnen das Brot, das er bei sich trug, und streichelte sie mit der Hand, wie die Natur ihn dazu antrieb. Und wie wir geschrieben finden, gieng dieser kleine Helias von Stund an täglich zu den Schwanen und brachte ihnen das Brot, das man

ihm um Gotteswillen gegeben hatte. Als der Einsiedel vernahm, daß er täglich an dieses Waßer gieng, fragte er ihn was er da machte: da sagte er ihm, wie er da sechs schöne Schwanen gefunden hätte, die ihm unaussprechlich heimlich und zugethan wären. Helias war schön und jung, stark und voll Anmuth, und kein Thier war im Walde, mit dem er nicht zur Wette lief, und es mit den Händen fieng; dazu war er wohlgezogen und gut unterrichtet und der Einsiedel wollte ihn zum Priester machen, damit er sein Leben dem Dienste Gottes widmete. Und diesem Vorsatz blieb er getreu bis ihm ein Engel Botschaft brachte, daß Gott anders über ihn beschloßen hätte, wie sich hernach wohl zeigte.

Zwölftes Capitel.

Wie Matabrune fälschlich darthut, daß sich die Königin mit einem Hunde vergangen hätte.

Noch immer saß Beatrix gefangen; jedoch trug sie ihr Leid in Geduld und hörte nicht auf, Gott zu loben und zu preisen. Aber Matabrune gedachte nur, wie sie ihr nach dem Leben stellen möchte, und bestach einen Ritter Namens Macarius, Zeugniſs zu geben, daß Beatrix mit einem Hunde zu schaffen gehabt, von dem sie die sieben Hunde empfangen hätte; dazu habe sie es angelegt, den König und seine Mutter Matabrune zu vergiften, welches der guten Frau, die ihren Mann so zärtlich liebte, nie in den Sinn gekommen war. Als der König dieses Ritters falsche Angabe hörte, ward er sehr zornig und traurig über diese Zeitung. Und überdieß erbot sich Macarius zum Kampfe wider alle, die seine Aussage verneinen und bestreiten wollten. Dadurch ließ der König sich täuschen, und faßte

einen grimmigen Zorn gegen sein Weib, die doch ganz unschuldig war und schwur bei Gott, sie tödten zu laßen, wenn Niemand käme, der sich des Kampfes wider den Ritter annehmen wollte.

Da kam jener Schildknecht zu der Königin und erzählte ihr, daß der König ihr den Tod geschworen hätte, wenn Niemand gegen Macarius kämpfen wollte. Als Beatrix diese traurige Zeitung vernahm, ward sie so traurig, daß wenig fehlte, so wäre sie vor Herzeleid gestorben. In dieser Noth betete sie inbrünstig zu ihrem Herrn und Heiland, der da eine Grundsäule aller Wahrheit ist, und bat ihn demüthig, ihre Unschuld an den Tag zu bringen und sie vor schmachvollem Tod zu bewahren. Der Schildknecht suchte ihr Trost zuzusprechen und schied dann mitleidig von der Königin, die mit großem Jammer in ihrer Kammer zurück blieb, bis sie Gott erlösen wollte.

Dreizehntes Capitel.

Wie ein Engel dem Einsiedel offenbarte, daß die sieben Kinder dem König Oriant gehörten, und daß er sein Pathenkind schicken sollte, die Wahrheit an den Tag zu bringen.

Nun hatte Gott das Gebet der Königin erhört und einen himmlischen Engel zur Erde geschickt, dem Einsiedel zu offenbaren, daß die Kinder, die er in dem Busch gefunden hatte, der Königin Beatrix gehörten, die sie zumal von ihrem Gemahl König Oriant empfangen hätte. Aber die falsche Matabrune und die Wehmutter hätten ihr vorgespiegelt, sie hätte von einem Hunde empfangen. Auch sagten ihm die Engel, die sechs Schwanen, welche Helias täglich speiste, seien seine Geschwister, welche Matabrunens Jäger Savari so verwandelt

hatte, indem er ihnen die silbernen Ketten vom Halse genommen. Und er sollte den Helias senden, wider den ungetreuen Ritter zu kämpfen, der die gute Königin, seine Mutter, auf Matabrunens Eingeben fälschlich beschuldigte, damit sie nun noch den Tod erlitte, nachdem sie sechszehn Jahre lang gefangen gewesen. Und Helias sollte seinen Widersacher besiegen und seine Geschwister sollten ihre menschliche Gestalt wieder erlangen und ein großes Geschlecht von ihnen ausgehen. Und als der Engel dieß Alles gesagt hatte, kehrte er wieder in den Himmel und ließ den Einsiedler in seiner Entzückung. Und als er wieder zu sich kam, rief er den Helias zu sich, als er von dem Waßer kam, wo er den Schwanen Brot gebracht hatte, wie er aus natürlicher Eingebung zu thun pflegte, und er wollte ihm Alles erzählen, was der Engel ihm gesagt hatte und sprach: Mein Pathe, ich wuste nicht, daß du von so edelm Blut geboren wärst; ich muß dich höchlich ehren, sowohl deiner edeln Freunde wegen als der Gnade, die Gott dir erzeigt. Da sprach Helias: Und welche neue Zeitung habt ihr vernommen? Da sprach der Einsiedel: Wiße, mein Herr und Freund, ein Engel Gottes hat mir die Botschaft gebracht, daß du der Sohn bist König Oriants und seiner edeln Königin Beatrix. Deine Mutter hat euch allzumal empfangen, aber nach eurer Geburt hat die falsche Matabrune mit Hülfe der Wehmutter deinem Vater dem König vorgespiegelt, sie sei von sieben Welfen entbunden worden und anders weiß auch eure Mutter nicht. Und Matabrune befahl einem Diener, euch sieben Kinder zu tödten; aber aus Barmherzigkeit ließ er euch in dem Wald an der Stelle liegen, wo ich euch fand. Und darnach hörte Matabrune, daß ihr noch am Leben wärt

und schickte sieben andere ihrer Knechte euch zu tödten; aber sie fanden nur deine sechs Geschwister, denen sie die Kette, die du noch hast, vom Halse nahmen und alsbald wurden sie mit dem Willen Gottes in Schwanen verwandelt; aber einst sollen sie ihre natürliche Gestalt wieder empfangen. Und auf Matabrunens falsche Anklage ließ dein Vater die Königin, deine Mutter in ein Gefängniſs legen, darin sie nun fünfzehn Jahre gewesen ist. Aber nun hat Matabrune einen Ritter an deines Vaters Hofe bestochen, falsches Zeugniſs wider deine Mutter abzulegen und der König hat geschworen, die Königin tödten zu laßen, wenn sich kein Ritter findet, der ihre Unschuld im Kampf wider ihren Ankläger behauptet. Und es ist Gottes Wille, daß du dahin ziehst, ihr Recht gegen den falschen Ritter zu beschirmen und gegen Alle, die sie fälschlich beschuldigen, und soll dir der Sieg zu Theil und deine Mutter aus dem Gefängniſs erlöst und fortan in größern Ehren gehalten werden denn zuvor. Und aus deinem Geschlechte soll kommen ein frommer Herr, geheißen Gotfried von Billon, der durch seine Kraft das Land zu Jerusalem und andere Lande gewinnen soll, damit der hohe Name Jesu und Gottes heiliges Gesetz verbreitet werde. Als Helias diese Worte von dem Eremiten gehört und den Willen Gottes vernommen hatte, unterwarf er sich völlig dem göttlichen Willen und machte sich bereit, auszufahren, seinen Vater und seine Mutter zu schauen. Und er fuhr aus, seinen Vater und seine Mutter zu schauen in seinem Blätterrock, barfuß und barhaupt, einen großen Stock in der Hand, seine Mutter damit zu beschirmen, auf daß das Wunder, das Gott an ihm wirkte, desto offenbarer werde. Und also schieden sie weinend von einander. Und

beim Abschied bat Helias den Einsiedel, daß er doch täglich an seiner Statt den Schwanen ihre Speise brächte, welches sein Pathe ihm zu leisten versprach, bis zu der Zeit, da Gott anders über sie verfügen würde. Da fuhr der junge Helias aus und kam gegen Lillefort, den heiligen Willen Gottes zu vollbringen.

Vierzehntes Capitel.

Wie der König seine Hausfrau Beatrix vor das Gericht stellte.

Als der Tag erschien, da der König seine Hausfrau Beatrix zum Tode verurtheilen sollte, ließ er sie aus dem Gefängniss herbeiführen und in seiner Gegenwart der Schuld anklagen, deren sie der Ritter auf Matabrunens Anstiften bezüchtigte. Und als sie da standen vor allen den Herrn und Rittern, die da versammelt waren, grüßte sie den König auf ihren Knieen so demüthig und bat ihn um Gnade so flehentlich, daß alle die Herren Erbarmen mit ihr trugen, sonderlich der König, der sie mit solchem Leidwesen anblickte, daß er vor Jammer kaum sprechen mochte. Da gebot der König dem falschen Ritter in seiner Gegenwart zu sagen, wessen er sie anklage. Da sprach der Verräther Macarius: Herr, ich hab euch gesagt und bleibe dabei, daß ich sie gesehen habe mit dem Hunde Gemeinschaft pflegen, von dem sie empfangen hat, und darnach hat sie mir heimlich Gift geben wollen, damit ich euch und eure Mutter Matabrune ums Leben brächte. Da sprach der König: Frau, ihr hört wie schwer ihr angeklagt werdet. Was sagt ihr zu diesen Dingen? Gesteht die Wahrheit und eure Schuld, so will ich euch nicht tödten laßen, sondern euch in ein Kloster thun, eure Sünde zu büßen und Gott für euch

und mich zu bitten. Wollt ihr aber nicht gestehen, so werde ich euch eines schändlichen Todes sterben laßen, es sei denn, daß Jemand euer Recht beschirme. Da sprach Beatrix: Herr, ich weiß wohl, daß ich Niemand finden werde, der mein Recht beschirme, gleichwohl schwör ich hier vor euch und Allen, daß ich unschuldig bin an allen diesen Dingen. Und obwohl es Gott gefallen hat, mir dieses Leid zu schicken, so habe ich doch nie gethan noch gedacht, was wider euch und meine Ehre wäre. Darum klage ich dieß Leid dem allmächtigen Gott und überlaße ihm die Rache an meinen Feinden, die mich fälschlich verklagen.

Fünfzehntes Capitel.

Wie Helias zu Hofe kam und wie er den Pförtner mit seinem Stock zu Boden schlug und den Verräther auch im Saale.

Als Alles an des Königs Hof versammelt war, um wider die gute Königin ein Urtheil zu finden, da kam dahin der junge Helias, des Königs und der Königin Sohn, einen Stock in der Hand, seine Mutter Beatrix zu beschirmen, welches er mit festem Vertrauen auf Gott zu vollbringen hoffte. Und als er an die Pforte des Hofes kam, stand da ein Mann, der ihn fragte, was er hier suchte. Da sprach er: Ich suche den falschen Ritter Macarius. Da wollte der Pförtner ihn zum Besten haben und sprach: Das bin ich. Und zur Stund schlug ihn Helias mit seinem Stock zur Erden. Darauf kam ein Diener, ihn gefangen zu nehmen; der meinte, er wäre blödsinnig, weil er so gekleidet war und neckte den Pförtern mit den empfangenen Schlägen und sagte, man solle keines Narren spotten. Und Helias wand sich klüglich aus des Dieners Hän-

den und sagte: Laßt mich gehen, denn ich will nicht ruhen, bis ich mich gerochen habe an dem falschen Ritter Macarius, der die Königin, meine Mutter, mit Unrecht beschuldigt. Da war Einer zugegen, der zu ihm sprach, Macarius wär im Saale und beschuldigte die Königin großer Uebelthat, und wie er glaube mit Unrecht, denn die Königin dünke ihn eine würdige Frau, die man mit Unrecht tödten wollte. Und als ihn Helias so sprechen hörte, fiel er ihm um den Hals und küsste ihn. Darauf führte ihn dieser in den Saal, wo man Rathes pflag und mancher Mann um Beatrix groß Herzeleid hatte. Da kamen ihrer Viele herbei um zu sehen was Helias beginnen würde, der ein wilder Mann zu sein schien. Als das vor den König kam, fragte er, was der Lärm bedeute. Da ward ihm gesagt, ein halbnackter Jüngling frage nach Macarius und wolle wider ihn kämpfen um die Ehre der Königin zu beschirmen, die er seine Mutter nennte. Ach, sagte der König, ich höre wohl, es ist nur ein Thor. Da sprach ein Ritter: Herr, ich habe ihn doch gar weislich hören sprechen. Da fragte ihn der König selbst, was er hier suchte. Und als er zur Antwort gab, Ich suche den Macarius, ward ihm der gewiesen. Da trat er auf ihn zu und sprach: Ihr falscher Verräther und ungetreuer Ritter, ich rufe euch zum Kampf, und zur Stunde gab er dem Macarius einen Schlag mit der Faust, daß er zur Erde fiel. Da würde er ihm alsbald die Gurgel abgeschnitten haben, wenn er ein Meßer gehabt hätte. Aber er ward aus seinen Händen befreit und floh blutrünstig so weit er mochte. Doch war mancher edle Ritter dieser Begebenheit froh, denn sie sagten, ihm wäre Recht geschehen, weil er die gute Beatrix so schändlicher Dinge beschuldige.

Und als der König gesehen hatte, wie Helias dem Ritter den Faustschlag gab, sprach er: Wie mögt ihr euch dessen in meiner Gegenwart unterstehen? Da sprach er: Herr, ich bin von Gott gesendet, euch die Wahrheit zu sagen in dieser Sache und von allen Stücken, darüber ihr hier zu Rechte sitzt. Da sprach der König: So sprecht. Das will ich, sprach Helias. Da gieng er alsbald zu seiner Mutter, umarmte sie und sprach: Meine liebe, unschuldige Mutter, betrübt euch nicht länger in euerm Herzen, laßt euer Weinen sein, denn ich werde euch mit Gottes Gnade trösten und eures Leides ergetzen, und vor aller Welt erweisen, daß ihr fälschlich von denen verrathen seid, die eure Ehre hätten bewahren und beschützen sollen. Als dieß der König hörte, verwunderte er sich sehr und gedachte bei sich selbst: Das möchte doch Gottes Fingerzeig sein. Und alle die Anwesenden waren höchst erstaunt und ergriffen. Darauf erfüllte Helias sein Versprechen und sprach: Ihr Herren und Ihr mein Vater, vernehmt, was ich euch zu wißen thue. Als Ihr in den Krieg zogt, wider die Feinde zu streiten, befahlt ihr eurer Mutter Matabrune die Königin meine Mutter, die mit mir, meinen fünf Brüdern und einer Schwester schwanger gieng. Da bestach eure Mutter aus Neid die Wehmutter, und als die Stunde der Geburt gekommen war, gebar meine Mutter sechs Söhne, deren ich einer bin, und eine Tochter, und ein Jegliches von uns trug eine silberne Kette um den Hals, wie ich hier trage. Und als wir geboren waren, wurden wir bei Seite geschafft und die Wehmutter nahm sieben Welfe und gab meiner Mutter zu verstehen, daß sie diese jungen Hunde geboren hätte, welches meine Mutter glaubte, denn sie hatte von uns in ihrer

Schwäche nichts vernommen. Da befahl Matabrune einem ihrer Diener, uns zu tödten; aber aus Mitleid that er uns kein Leid, sondern ließ uns im Walde lebend liegen, wiewohl nackt und dem Hungertode nah. Da fand uns ein frommer Einsiedel, Namens Helias, der uns in die Klause brachte, die er im Walde bewohnte. Da wärmte und speiste er uns so gut er konnte, und bat Gott um die Gnade, daß er uns aufziehen möchte. Und durch ein Wunder kam eine weiße Geiß aus dem Walde, die uns mit ihrer Milch auffäugte drei Jahre lang. Und hernach nährte uns der Einsiedel mit dem Brote, das ihm um Gotteswillen gegeben ward. Und auf eine Zeit, da wir saßen und aßen, und in den Wald laufen wollten, fand uns ein Jäger Matabrunens und sah uns die silbernen Ketten um den Hals tragen, welches er Matabrunen sagte. Da schickte sie denselben Jäger, uns alle sieben zu tödten. Und auf eine Zeit, da ich mit dem Einsiedel ausgegangen war, um Brot und Almosen zu bitten, kam dieser mit sechs seiner Gesellen und nahmen meinen Geschwistern die silbernen Kettenvom Halse und zur Stund wurden sie in weiße Schwäne verwandelt, und flogen auf einen Weiher im Walde, wo ich ihnen täglich von meinem Brote gab, sie zu speisen. Und zuletzt kam ein Engel Gottes, der alle diese Dinge dem Einsiedel, meinem Pathen, offenbarte und ihm Gottes Befehl verkündete, daß ich heute hieher kommen sollte, meine Mutter zu beschirmen. Und also bin ich auf Gottes Befehl meiner Mutter zum Schirm gekommen, mit dem Verräther Macarius zu kämpfen, dermeine Mutter unmenschlicher Dinge beschuldigt hat. Und zu eurer Sicherheit sollt ihr mich und ihn gefangen halten, bis ihr den guten Einsiedel entboten habt, von der Wahrheit Zeugniß zu geben.

Als König Oriant dieß Alles vernommen hatte, verwunderte er sich noch mehr und sprach zu der Königin: Hört Frau, was dünkt euch von den Worten dieses Jünglings? Da sprach sie: Herr, ich weiß nicht, denn in der Stunde meiner Entbindung war ich so schwach, daß ich von mir selber nicht wuste. Wißt aber, daß eure Mutter mich niemals liebte, und hat sie übel an mir gethan, so wird es sich befinden. Ich stelle es Gott und diesem Jüngling, den mir Gott gesendet, anheim, für mich zu kämpfen, und bitte euch an ihm zu thun wie an euerm Sohn und ihm Alles zu geben, was es bedarf, meine und eure Ehre zu bewahren.

Sechzehntes Capitel.

Wie König Oriant befahl, seinem Sohn Helias einen Harnisch zu machen, darin er gegen den Verräther Macarius kämpfen sollte, und wie er in den Wald kam zu dem Einsiedel.

Nach diesen Worten befahl der König, daß man sein Gemahl noch beßer behandle als zuvor und ihr eine schöne Kammer gebe. Darauf erzählte er seiner Mutter Matabrune Alles, was der Jüngling Helias ihm eröffnet hatte, worüber sie heftig erschrak und die Farbe wechselte; gleichwohl hoffte sie es noch mit ihrer Falschheit zu bedecken. Aber der König achtete ihrer Worte nicht, sondern gebot den Macarius gefangen zu nehmen, denn er zweifelte nicht mehr, daß sie schwarzen Verrath wider sein edel Gemahl angezettelt hätten. Darauf gebot er zwei edeln Rittern, einen schönen Harnisch machen zu laßen für seinen Sohn Helias, der so schön und stattlich war, daß ihn männiglich von Herzen liebte und ehrte. Hierauf veranstaltete der König eine Jagd, denn er trug große Freude im

Herzen über die Zeitungen, die ihm gekommen waren, und wollte heimlich zu dem Einsiedler gehen und aus seinem Munde die Bestätigung aller der wunderbaren Dinge hören, die der Jüngling ihm und dem ganzen Rathe verkündet hatte. Also zog er mit vielen Rittern in den Wald und suchte so lange bis er den Einsiedel fand. Und als der König ihn sah, stieg er vom Ross, grüßte ihn ehrerbietig und frug nach seinem Namen. Da sprach der Einsiedel: Herr, ich bin Helias der Waldbruder. Da freute sich der König und bat ihn, seine Beichte zu hören. Und in der Beichte erzählte ihm der König Alles, was ihm geschehen war und was der Jüngling ihm gemeldet hatte. Und der Einsiedel hinwider nannte ihm Jahr, Tag und Stunde, wo er die sieben Kinder im Walde gefunden und erzählte ihm, was sich hernach mit ihnen begeben, ganz so wie es Helias seinem Vater berichtet hatte. Da empfand der König in seinem Herzen große Reue über seine Missethat und das große Leid, das er seinem getreuen Gemahl so lange Zeit zugefügt hatte durch Matabrunens Verrath, und nahm mit zerknirschtem Herzen Urlaub von dem Einsiedel, welchem er eine große Summe Goldes anwies, damit er im Walde eine Kirche erbauen laße zur Ehre Gottes, und zum Gedächtniss der sieben Kinder, die da so wunderbar gerettet und erzogen worden durch Gottes Fügung und Vorsehung. Darauf kehrte er mit seinen Rittern heim gen Lillefort, und beraumte den Tag an, wo der junge Helias dem Verräther Macarius im Kampf bestehen sollte, wozu er Alles in Bereitschaft setzen ließ.

Siebzehntes Capitel.

Wie König Oriant die Königin sein Gemahl in Freiheit setzen ließ.

Als der König von dem Einsiedel die ganze Wahrheit über die sieben Kinder vernommen hatte, befahl er, sein Gemahl, die Königin Beatrix, alsbald frei zu geben, setzte sie in alle ihre Ehren und Rechte wieder ein und ehrte sie fortan mehr als er je zuvor gethan hatte. Dazu dankte er Gott dem Allmächtigen inniglich, daß er ihre Unschuld an den Tag gebracht hatte. Auch freute sich alles Volk höchlich und dankte Gott für ihre Befreiung. Darauf ließ er Matabrunen fest nehmen und von vier Schergen bewachen, damit sie nicht die Flucht ergriffe, bis die Sache gerichtlich entschieden wäre. Auch ließ er den Verräther Macarius kommen und gebot ihm, sich zum Kampf gegen seinen Sohn Helias zu rüsten, den Gott gesandt hätte, die Unschuld seiner Königin zu bewähren. Hierauf ward Helias von zweien Rittern gewappnet und von Kopf zu den Füßen in Stahl und Harnisch gekleidet. Macarius war nicht sehr erfreut, daß er kämpfen sollte, da seine Sache falsch war, zumal als er hörte, daß Beatrix freigegeben und Matabrune gefangen wäre; jedoch beharrte er bei seiner Aussage.

Achtzehntes Capitel.

Wie der edle Schwanenritter Helias den Verräther Macarius im Zweikampf besiegte.

Und als sie beide bereit und kampfrüstig waren, ritten sie hinaus auf den Plan, wo der Hof und alle die Herren und Ritter versammelt waren. Da ließ man sie erst schwören, daß

sie beide glaubten, gerechte Sache zu haben. Hierauf wurden sie durch Urtheil zum Kampfe verstattet und ritten in die Schranken, wo viel Volks umher stand, den Kampf zu schauen, und der König und Beatrix waren auch zugegen und viel andere Fürsten und Herren. Da ritt Helias als ein Königssohn reichlich geschmückt in den Ring mit großem Gefolge und hatte gute Zuversicht zu siegen, weil das Recht und Gottes Gnade mit ihm war, wider den Niemand etwas vermag. Und von der andern Seite war Macarius sehr erbost und verdroßen über die Gunst, die männiglich seinem Gegner zu erkennen gab. Aber er stellte sich kühn und zuversichtlich und rief ihm zu: Komm heran, verhätschelter Knabe, ich will dir zeigen, was deine verwöhnte Jugend gegen mich vermag. Aber wie gern er unverzagt gebahrt hätte, so war es doch nur die Furcht, die ihm diese Worte eingab. Von der andern Seite sprach der edle Helias: Ach, falscher Verräther, ich freue mich, daß ich dich hier sehe, denn ich komme demüthig zu dir im Namen des Herrn und auf sein Gebot, meiner Mutter Ehre und Unschuld zu erweisen, die du Verräther so schmählich verleumdet hast. Und hieran gedenke ich den Willen Gottes zu vollbringen. Hierauf ritten sie mit eingelegten Speren wider einander und hatten die Pferde so kräftig zum Laufe gemahnt, daß der junge Helias den Verräther sammt dem Pferde zur Erde fällte. Darüber war Macarius sehr verwundert und rief: Ha, Jüngling, willst du die Raschheit deiner Jugend an mir erzeigen, so will ich dich die Kraft meines Armes fühlen laßen. Helias sprach: Das bin ich zufrieden: wohlan, komm nur wacker heran. Da spornte Macarius sein Roß und ritt auf den Jüngling und meinte ihn über den

Haufen zu reiten uud brachte ihm durch einen Kunstgriff eine kleine Wunde bei, also daß ein wenig Blut hervorkam. Und als dieß die Königin sah, ward sie sehr besorgt und bat Gott flehentlich, ihrem armen Kinde beizustehen, den er selbst gesandt habe, ihre gute Sache zu verfechten. Und auch alle die Umstehenden und das Volk umher waren jenes Vortheils willen erschreckt und besorgt, denn sie hatten alle ihre Hoffnung auf den Jüngling gesetzt, und liebten ihn inniglich. Aber Gott wollte ihn nicht verlaßen. Und als er sich so verrätherisch verwundet fühlte, gebahrte er nicht anders als jener Ritter, dem der Muth wuchs, wenn er sein Blut vergoßen sah. Da rief er dem Macarius zu mit lauter Stimme: Ha, falscher Verräther, ungetreuer Mann, meintest du mich auch zu verrathen? War es nicht genug, daß du meine Mutter verrathen hast? Aber nun kehre dich zu mir, denn ich hoffe dich nun mit Gottes Hülfe so zu treffen, daß Gottes unüberwindlicher Arm sich durch mich an deinem Leibe erweisen soll. Da trafen sie wieder zusammen und Helias führte mit dem Sper des Macarius Helmhut hin und entblößte sein Haupt. Und als Helias das sah, zog er sein Schwert und gab ihm solchen Schlag, daß er die Besinnung verlor. Hierauf kehrte sich Helias um und hieb ihm in einem zweiten Streich den Arm ab, darin er das Schwert hielt. Und als der Verräther sich bezwungen sah, begann er sich vor Helias zu demüthigen und sprach: Ha, Jüngling, du hast mich bezwungen, ich ergebe mich in deine Gewalt. Aber ich beschwöre dich bei dem allmächtigen Gott, sage mir, wer du bist. Da sprach Helias: Ich bin König Oriants Sohn und seines Gemahls, der Königin Beatrix, und bin gekommen meine Mutter zu beschirmen

gegen euch und alle ihre Feinde. Der Verräther sprach: Ach, edler Königssohn, nehmt mich gefangen und vergebt mir meine Missethat. Nein, falscher Verräther, sprach Helias, du entrinnst mir nicht, ich will dein Ende sehen, eh ich aus diesem Kampfe scheide. Macarius sprach: Ich bitte euch, laßt mich leben, bis ich die Wahrheit bekannt habe von dem Verrath, der an deiner guten Mutter geschehen ist und an ihren Kindern, denn ich will nichts verhehlen vor euch, euern Eltern und allen Anwesenden. Ich will euch auch sagen, wer der Goldschmied ist, der die Ketten hat, welche euern Geschwistern abgenommen wurden, eh sie sich in Schwäne verwandelten. Als ihn Helias also sprechen hörte, willigte er ein, ihn noch leben zu laßen, damit er selbst den Verrath bekennen möchte, der an seiner Mutter, ihm und seinen Geschwistern begangen worden. Da kamen die Kampfritter heran und wiesen zu Recht, daß Helias den Kampf gewonnen und seinen Feind mit Gottes Hülfe bezwungen hätte.

Neunzehntes Capitel.

Wie Macarius vor dem König und allem Volk den Verrath bekannte, der an der Königin und ihren Kindern begangen worden und wie er als ein Verräther an den Galgen kam.

Da sprach Helias: Laßt den König, meinen Vater kommen, mit meiner Mutter und all den Herren, damit sie den Verrath Matabrunens und des Macarius hören, den sie gegen meine Mutter und ihre Kinder gesponnen haben. Da kam der König und die Königin mit all den Edeln in die Schranken. Da sprach der König: Macarius, bist du besiegt und ergiebst dich den Händen meines Sohnes Helias, den Gott

gesandt hat? Da sprach der Verräther Macarius: Ja, ich ergebe mich euerm Sohne und erkenne wohl, daß keine Missethat ungerochen bleibt und Niemand dem Willen Gottes widerstehen mag. Aber ich bitte euch um Gnade und will den ganzen Verrath, wie er sich begeben hat, an den Tag bringen und euern Willen thun. Der König sprach: Das ist wohl gesprochen: laß uns hören. Da sprach Macarius: Es ist wahr, daß Matabrune, eure Mutter, mir alles vertraute was sie gethan hat. Und zuerst gab sie vor, euer Gemahl, die Königin habe sieben Welfe zur Welt gebracht; sie hatte aber sieben schöne Kinder geboren mit silbernen Ketten um den Hals. Die Kinder hatte Marcus tödten sollen, und weil er es nicht gethan hatte, stach sie ihm mit eigner Hand die Augen aus. Darauf ließ sie sechs Kindern die Ketten nehmen: da verwandelten sie sich in Schwäne. Und von den Ketten ließ sie einen Goldbecher machen und der Goldschmied mag euch hierüber mehr sagen. Alsdann überredete sie mich zu der Aussage, daß die Königin euch und eure Mutter vergiften wollen: ich bekenne euch jetzt vor allen den Herren, daß es erlogen ist. Als das der König hörte, umarmte er sein Gemahl freundlich und sprach: Mein Lieb, ich hab euch groß Unrecht gethan; aber vergebt mir, es geschah aus Irrthum und ist mir leid. Beatrix sprach: Ich vergeb es euch von ganzem Herzen, denn ich weiß wohl, daß es euch leid ist. Darauf umarmten der König und die Königin ihren Sohn Helias und dankten ihm für seinen siegreichen Kampf und gaben auch Gott die Ehre. Und auch alle die Edelleute und Frauen und alles Volk wünschten ihm Glück und priesen seine That und freuten sich höchlich des Wunders, das Gott an ihm erzeigt hatte, und des guten Einver-

ständnisses, das dadurch zwischen König und Königin hergestellt war. Und nach des Königs Gebot ward der Verräther Macarius ergriffen und nach seinem Verdienst an den Galgen geknüpft.

Zwanzigstes Capitel.

Wie König Oriant den Goldschmied kommen ließ, der die fünf silbernen Ketten brachte.

Als der Kampf vollbracht und der Verräther gerichtet war, kehrten der König und die Königin mit ihrem Sohne gen Hof, wo ihnen große Ehre erwiesen ward, denn sie wurden festlich eingeholt von dem Bischof und der Geistlichkeit. Darauf hielt der König offnen Hof mit vielen Turnieren und anderer Kurzweil. Und nach diesen Festen ward Matabrunens Goldschmied besandt, damit sie die Wahrheit vernähmen von den silbernen Ketten, woraus der Becher sollte gemacht worden sein. Und als der Goldschmied kam, brachte er fünf Ketten und den Becher, der ihm von der sechsten übergeschoßen war. Das gab er dem König und sprach: Herr, eure Mutter brachte mir sechs silberne Ketten, daß ich einen Becher draus machte. Als ich aber die eine Kette schmelzte, ward sie so schwer, daß sie zweimal so viel wog, als die sechs Ketten zusammen. Da machte ich zwei Becher und bewahrte den einen mit den fünf Ketten ehrlich in meinen Schrein. Hier bringe ich sie und habe ich mich an eurer Würdigkeit verfehlt, so will ich es gerne büßen. Da sprach Herr Oriant: Ihr sprecht weislich als ein getreuer Mann, darum ist euch Alles vergeben. Da nahm der König und die Königin die fünf Ketten und küßten sie und beklagten sehr ihre armen Kinder, die in

Schwäne verwandelt waren. Darauf kam Marcus, dem Matabrune die Augen ausgestochen, und als der König ihn sah, fragte er ihn, wie er an die Blindheit gekommen sei. Ach Gott, sprach Marcus, das hat mir eure Mutter gethan. Und warum? fragte der König. Da sprach er: Als die sieben Kinder geboren waren, gab eure Mutter sie mir, daß ich sie tödten sollte. Da trug ich sie in den Busch und legte sie auf meinen Mantel um sie anzusehen. Da schlugen sie ihre Augen zu mir auf und sahen mich an, daß sie mich erbarmten; ich konnte ihnen nichts zu Leide thun, und hätte ich selbst mein Leben darum verlieren müßen. Und noch that es mir weh, daß ich sie da laßen muste. Und als sie es hörte, daß sie noch lebten und daß ich ihren gottlosen Willen nicht vollbracht hatte, stach sie mir selber die Augen aus. Und als ihn Helias also sprechen hörte, hatte er groß Mitleid mit ihm, und bat Gott demüthig und inbrünstig, ihm das Licht seiner Augen wieder zu geben. Und darauf machte er das Zeichen des Kreuzes über seine Augen und zur Stunde ward er durch die Gnade des allmächtigen Gottes sehend, worüber der König und die Königin und alle Anwesenden höchlich erstaunt waren, und mit Marcus ihr Dankgebet zum Himmel schickten.

Einundzwanzigstes Capitel.

Wie Matabrune aus ihrem Kerker brach und wie die sechs Schwanen ihre menschliche Gestalt wieder erhielten bis auf einen.

An demselben Tage, da der Zweikampf zwischen Helias und Macarius gefochten wurde, gab die gefangene Matabrunen den vier Knechten, die sie bewachten, so viel zu trinken

daß sie in Schlaf fielen. Da erbrach sie ihr Gefängniß und floh auf ein festes Schloß Malbriant geheißen, wo sie vor der Rache sicher war, welche sie für ihre Missethat leiden zu müßen besorgte. Die Knechte aber, welche sie so übel gehütet hatten, musten ihrer Sorglosigkeit entgelten.

Darauf bat Helias seinen Vater, ihm die silbernen Ketten seiner Geschwister zu geben, welches der König that. Darauf gelobte er, nicht eher zu ruhen, bis er seine verwandelten Geschwister gefunden hätte. Aber Gott wollte nun seine Macht erzeigen, denn auf dem Schloßweiher wurden plötzlich von allem Volk sechs weiße Schwäne gesehen. Und als Helias sie sah, rief er alsbald Vater und Mutter herbei und sprach: Kommt doch hieher und seht eure andern Kinder, meine Geschwister, die sich eben zeigen: durch Gottes Gnade kamen sie auf den Weiher eures Schloßes geflogen. Alsbald giengen der König und die Königin mit ihrem Gefolge, aus dem Schloß die Schwäne zu sehen. Und als diese sahen, daß Helias zu ihnen kam, gaben sie mit Flügelschlägen ihre Freude zu erkennen. Und Helias ging an das Ufer, lockte sie herbei und sie schwammen heran und umgaben ihn liebkosend und er strich mit der Hand ihr weißes Gefieder. Da zeigte ihnen Helias die silbernen Ketten, und alsbald stellten sie sich vor ihm in Reih und Glied. Da hängte er fünfen von ihnen die silbernen Ketten um den Hals, und alsbald waren sie in ihre menschliche Gestalt zurückgekehrt, fünf Söhne und eine Tochter. Und der König und die Königin liefen ihren Kindern entgegen sie zu halsen und zu küssen. Und als der sechste Schwan sah, daß sie alle ihre menschliche Gestalt wieder gewonnen und Er nicht, weil seine Kette eingeschmolzen war,

gebärdete er sich gar jämmerlich und wollte sich alle Federn aus den Flügeln ziehen. Als der gute Helias sein Leidwesen sah, weinte er sehr und tröstete den Schwan, seinen Bruder, und sprach: Habt Geduld, lieber Bruder, und thut euch kein Leid; ich will Gott demüthig für euch bitten und hoffe euch dereinst noch als einen schönen Ritter zu schauen. Da neigte der Schwan sein Haupt, als wollte er ihm danken und Alle, die es sahen, hatten Mitleid mit ihm, Helias tröstete auch sie und sprach, er wolle Gott so inbrünstig für ihn bitten, daß er dereinst noch seine menschliche Gestalt wieder erlangte. Mit diesen Worten beruhigte er auch den König und die Königin, die nun ihre fünf Kinder zu sich nahmen, und sie mit großen Ehren zur Kirche führten. Da empfiengen sie die Taufe und die Tochter empfieng den Namen Rosa; die vier Brüder aber wurden hernachmals fromme und tapfere Helden. Und als sie die Taufe empfangen hatte, führte sie der König in seinen Pallast, wo nun große Freude und Festlichkeit war und Alles herbeiströmte, das große Wunder zu schauen.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Wie König Oriant sein Reich seinem Sohn Helias übertrug und ihn zum König krönen ließ.

Als der König die große Gnade sah, die Gott seinem Sohn Helias erzeigte, berief er seine Fürsten und Herrn und dazu seinen Sohn Helias und sprach: Mein Sohn, ich und meine Herren sehen wohl, daß du der göttlichen Gnade voll bist, wie durch die Wunder klärlich offenbar geworden ist, die durch dein Gebot gewirkt wurden. Darum so übergebe ich dir mein ganzes Reich und mache dich zum König aller meiner

Lande und will, daß man dir Ehre und Gehorsam erweise ohne Widerrede. Und zum Zeichen daß dieß mein Wille ist, nehme ich die Krone von meinem Haupt und setze sie dir auf und kröne dich zum König in Gegenwart aller meiner Untersaßen. Da sprach Helias: Ich danke euch, lieber Vater, und bin ich gleich nicht würdig, dieß Land zu beherrschen, so will ich doch weil es euch also beliebt, nicht widersprechen. Darauf sprach Oriant: Mein Sohn, ich übergebe meine Mutter Matabrune in deine Gewalt, der großen Uebelthat willen, die sie an deiner Mutter begangen hat. Sie ist auf ihrem Schloße Malbriant, da magst du das Recht über sie walten laßen, denn ich überweise die Sache deinen Händen und will dabei selber nicht mitwirken. Da sprach Helias: Wohlan, mein Vater, weil es euch also beliebt, so will ich nicht ruhen, bis ich das Schloß Malbriant gewonnen und will das Recht an ihr vollstrecken, die meine Mutter und alle ihre Kinder so übel verrathen hat.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Wie König Helias das Schloß bestürmte, darauf seine Großmutter Matabrune war, und wie er sie verbrennen ließ.

Als Helias zum König gekrönt war, nahm er viertausend Bogenschützen und zweitausend Lanzenträger, das Fußvolk ungerechnet, und dazu fünfhundert Minierer, welche er achthundert Rittern beigab, und zog so von Lillefort und belagerte das Schloß Malbriant und bestürmte es so gewaltig, daß er es gewann und besetzte. Da ließ König Helias ausrufen, man solle Acht haben, daß die falsche Matabrune nicht entkäme. Das hörte das üble Weib und entsprang auf den Thurm des Schloßes und einiges Volk mit ihr, und meinte sich da

zu beschirmen, und der Strafe zu entgehen. Aber der König erbrach die Thore des Thurmes, darin Matabrune geflüchtet war, ergriff sie, warf sie zu Boden und sprach: Du falsches Weib, du hast meine Mutter verrathen wollen und uns so groß Leid angethan: dafür solltest du nun von meinen eignen Händen sterben, gedächte ich nicht der Ehre Gottes und des Bluts, dem ich entsproßen bin. Da wuste Matabrune nichts zu sagen, als daß man sie vor ihren Sohn Oriant führen möchte. Aber Helias sprach: Den soll sie nie wieder schauen und übergab sie den Händen seiner Knechte, die sie auf eine Hürde setzten, um sie mit Holz und Stroh zu verbrennen, wie sie es verdient hatte. Als Matabrune sah, daß sie sterben sollte, gedachte sie reuig ihrer Missethat, rief Helias und bat ihn um Gnade. Sie sprach: Ich bekenne, daß ich den Tod verdiente, weil ich deine Mutter schändlich verrathen habe und dich und deine Brüder ermorden wollte. Ich will auch den Tod leiden und so meine Sünde büßen, ich bitte dich nur, daß du mir vergebest, denn ich sterbe willig und zürne dir nicht um meinen Tod. Da sprach Helias: Ich meinestheils vergebe dir; aber gleichwohl must du sterben, damit der Gerechtigkeit genügt werde. Darum bitte Gott, daß er dir verzeihe. Da ward die Hürde angezündet und das böse Weib um ihre Missethat verbrannt.

Und als das Gericht vollzogen war, kehrte Helias gen Lillefort, wo er ehrenvoll empfangen ward. Da berichtete er seiner Mutter was geschehen war und sprach: Freut euch, Mutter, ihr seid an Matabrunen gerochen, ich habe sie um ihren übeln Verrath verbrennen laßen. Da sprach Beatrix: Lieber Sohn, ich danke euch; möge ihr Jesus vergeben. Darauf

blieben sie in gutem Frieden beisammen, worüber alles Volk erfreut war.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Wie der Schwan, Helias Bruder, sich auf dem Fluße zeigte, vor einem Schifflein.

Als Helias sein Reich Lillefort eine Weile in gutem Frieden beseßen hatte, sah er einst aus dem Fenster des Schloßes und erblickte den Schwan, seinen Bruder, der auf dem Waßer ein Schifflein ans Land zog, als wollte er seinen Bruder Helias entbieten. Als Helias dieß sah, sprach er zu sich selbst: Dieß ist ein Zeichen, das Gott sendet, auf daß ich mit dem Schwan fahre, um in einem fremden Land Ruhm und Ehre zu gewinnen. Mit diesem Gedanken, den Gott ihm eingegeben, versammelte er seine Geschwister und kam vor seine Eltern, gab ihnen sein Vorhaben zu erkennen und bat sie um ihren Urlaub. Als ihm der bewilligt wurde, küsste er sie alle und nahm zärtlichen Abschied. Dann ließ er sich Harnisch und Schild in sein Schiff bringen, und in dem Schilde stand ein golden Doppelkreuz. Da kam sein Vater Oriant und gab ihm ein Horn und sprach: Dieß Horn bewahre wohl, denn Alle, die es blasen, denen mag kein Leid geschehen. Ich bitte Gott demüthig, daß er dir glückliche Fahrt vergönne, und dich mit Ehren heimkehren laße. Und während Helias noch mit dem Vater sprach, rief der Schwan dreimal mit seltsamer Stimme, worüber sie alle erstaunt waren. Da gieng Helias alsbald mit seinen Eltern und Geschwistern an das Waßer, wo der Schwan ihn erwartete. Und als der Schwan ihn ersah, spielte er mit seinen Flügeln auf dem Waßer als ob er

ihn fröhlich willkommen hieße. Da segnete er den Schwan und der Schwan neigte ihm seinen Hals und bezeigte ihm seine Ehrerbietung. Da bemitleideten sie alle den Schwan, daß er nicht entzaubert werden möchte, sonderlich der König und die Königin, und alle seine Geschwister weinten sehr, daß sie ihr edel Blut so verwandelt sahen. Aber die Zeit war noch nicht erfüllt, die Gott gesetzt hatte, wo er seine natürliche Gestalt wieder erlangen sollte. Da trat Helias in das Schiff und nahm Urlaub von seinen Freunden und allem Volk, und Alle waren traurig, da sie ihn scheiden sahen und so fern in fremde Lande fahren auf Gottes Geheiß und in des Schwanen Geleit. Da stellte der Schwan sich vor das Schiff und zog es fort so geschwind, daß sie bald ferne von Lillefort waren. Da führte der Schwan von Fluß zu Fluß, von Strom zu Strom den edeln Helias bis an den Ort, den Gott dazu ausersehen hatte, ihm ein Gemahl zu geben, das ihm eine schöne Tochter gebar, die wieder dreier Söhne Mutter ward, die dazu bestimmt waren, den christlichen Glauben mächtig zu stärken. Der erste war Gottfried von Billon, der das Königreich Jerusalem gewinnen und besitzen sollte. Der andere Bruder hieß Baldewin, der dieß Königreich nach ihm besaß, und der dritte hieß Eustachius, der auch ein großer Fürst war, aber kein König wie die beiden andern, weil er seiner Mutter Brust nicht gesogen hatte, wie man hernachmals hören wird.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Wie der Graf von Frankenburg auf dem Reichstag zu Nymwegen Clarissen mit Unrecht verklagte vor dem Kaiser Otto dem ersten und wie der Schwanenritter zu Nymwegen ankam.

Wir schweigen nun eine Weile von dem Schwanenritter,

der jetzt nach Nymwegen fuhr, um vor dem Kaiser die Herzogin von Billon zu beschirmen, wie hernach folgen wird. Der deutsche Kaiser Otto, der erste dieses Namens, der auch das Ardennerland, Lüttich und Namur besaß, hielt Reichstag zu Nymwegen, und Alle, welchen unrechte Gewalt geschehen war, kamen vor den Kaiser Recht zu suchen. So geschah es, daß auch der Graf von Frankenburg vor den Kaiser trat und Clarissa, die Herzogin von Billon vor Gericht zog, die er mit falscher Anklage ihres Landes zu enterben gedachte. Und als der Rath des Kaisers versammelt war, traten beide Theile vor Gericht und nahm der Graf zuerst das Wort und zieh die Herzogin, ihren Gemahl vergiftet und während seiner dreijährigen Meerfahrt eine Tochter geboren zu haben, die mithin nicht in rechtmäßiger Ehe erzeugt sei, wodurch das Herzogthum von Billon ihm wider Recht entzogen worden. Hiernach behauptete er, die Herzogin dürfe das Land nicht behalten, weil sie ihr Wittwenrecht durch einen meuchlerischen Anschlag verwirkt habe; noch weniger gebühre es ihrer Tochter, weil sie außer der Ehe erzeugt sei, sondern es komme ihm zu, dessen Vater des verstorbenen Herzogs Bruder gewesen. Die Herzogin antwortete so gut sie konnte, leugnete Alles, dessen sie und ihre Tochter beschuldigt wurden und beschwerte sich, daß er ihre Ehre durch solche falsche Anklage kränke. Da sprach der Kaiser: Allerdings, Frau Herzogin, ist diese Anklage eurer Ehre schädlich, ja sie mag euch an Leib und Leben gehen, wenn der Kläger sie erweist, wozu er erbötig ist. Da sprach der Graf: Herr, zum Beweis der Wahrheit gebe ich euch meinen Handschuh und bin bereit, gegen männiglich im Kampf darzuthun, daß es so ist wie ich gesagt habe. Mag sie

nun keinen Kämpfer stellen, so ist sie der That schuldig und mag das Land nicht besitzen. Der Kaiser sprach: Frau, ihr hört wozu er sich erbietet: ich mag ihm sein Begehren nicht versagen, da er den Weg des Rechts betreten will. Darum sucht euch einen Kämpfer, der eure Sache verficht, denn nur so mögt ihr in Abrede stellen, was euer Widersacher gegen euch vorbringt. Und wenn ihr glaubt, daß ihr einen Ritter findet, der eure Sache verfechten will, so will ich euch Frist geben, eurer Sache Gerechtigkeit darzuthun. Da sah die gute Herzogin sich erschrocken im Kreiße um, ob sie einen Ritter fände, der ihr in der Noth beistehen wollte; aber Niemand nahm sich ihrer an, da eine so schwere Anklage wider sie erhoben war. Da bat sie Gott demüthiglich, ihr zu Hülfe zu kommen, daß sie von der Schuld gereinigt würde, die der Graf ihr beimaß.

Während der Graf von Frankenburg und die Herzogin zu Nymwegen in Gelderland also vor dem Kaiser und seinem Reichstag stritten, kam der edle Ritter Helias im Geleite des Schwans mit seinem Schifflein an und stieß so laut in das Horn, das ihm sein Vater gegeben hatte, daß es der Kaiser und Alle vernahmen, die da zugegen waren. Da schauten sie zu den Fenstern hinaus, und sahen einen Schwan ein Schifflein ziehen, darin Helias wohlgewappnet stund, wie einem frommen Ritter geziemte. Als den der Kaiser landen sah, verwunderte er sich sehr, zumal da der Schwan das Schifflein wieder fort zog, als der Ritter ans Land gestiegen war. Da entbot er den Ritter vor sein Angesicht und die Herzogin, die ihn auch kommen sah, erzählte ihrer Tochter einen Traum und sprach: Hört, liebe Tochter, diese Nacht deuchte mich, daß

ich vor Gericht mit dem Grafen dingte: da ward ich verurtheilt, verbrannt zu werden. Und wie ich schon in den Flammen stand, flog über meinem Haupte ein Schwan und brachte Waßer und löschte das Feuer. Und aus dem Waßer stieg ein Fisch, vor dem fürchteten sich Alle, also daß sie bebten. Darum hoffe ich, daß mich dieser Ritter vom Tode erlösen wird. Und als Helias in die Halle trat, grüßte er den Kaiser ehrerbietig

und der Kaiser grüßte ihn wieder und fragte ihn, wer er wäre und von wannen er käme. Da sprach Helias: Ich bin ein armer Ritter, und komme auf Abenteuer hieher euch zu dienen, wenn ihr meines geringen Dienstes bedürft. Da sprach der Kaiser: Sucht ihr Abenteuer, Abenteuer habt ihr hier gefunden, denn hier steht die Herzogin von Billon mit ihrer Tochter, die von dem Grafen von Frankenburg unehrlicher Dinge beschuldigt wird, die an Leib und Leben gehen und sie mit ihre Tochter enterben würden, und findet sie Niemand, der für sie kämpft, um ihr Recht gegen ihn zu beschirmen, der sich vor allem Volk zum Kampf erboten hat, so muß sie des Todes sterben und das Herzogthum von Billon dem Grafen anheim fallen. Ist es nun, daß ihr für sie kämpfen wollt, so will ich, wenn ihr den Grafen besiegt, sie in dem friedlichen Besitz ihres Landes bestätigen und euch ihre Tochter zur Ehe geben. Als Helias den Kaiser also sprechen hörte, sah er die Herzogin an, welche ihn eine würdige Frau deuchte, und sah die wunderbare Schönheit der Tochter, welche ihm herzlich wohlgefiel. Da bat er den Kaiser, mit der Herzogin allein reden zu dürfen, und als ihm das gestattet wurde, zog er die Herzogin beiseit und sprach: Frau, wenn es euch gefällt, so sollt ihr mir die Wahrheit sagen und eidlich erhärten, so will ich euer getreuer Diener sein in eurer Sache. Da sprach sie: Edler Ritter, ich schwöre euch bei dem lebendigen Gotte, daß ich euch die Wahrheit sagen will. Da sprach Helias: Frau, so frag ich euch bei dem Eid, den ihr mir gethan habt, seid ihr dieser Sache nicht schuldig? Nein, sprach sie, Gott müße sich nimmermehr meiner Seele erbarmen, habe ich es auch nur gedacht, wessen ich beschuldigt werde. Da sprach Helias: Frau, so habt ihr einen

Kämpfer gefunden, der eure Ehre beschirmen, und euren Feind noch heute bezwingen wird.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Wie Helias gegen den Grafen von Falkenburg kämpfte und ihn besiegte.

Der edle Schwanenritter gieng wieder zu dem Kaiser und sprach: Laßt in die Schranken kommen den Ritter, der diese Frau beschuldigt um sie zu enterben und tödten zu laßen; ich bin bereit gegen ihn zu kämpfen. Und als er dieß gesagt hatte, kam der Graf und sprach: Freund, was begehrt ihr? Ihr zeigt euch sehr muthig, daß ihr euch eine Sache unterwinden wollt, die euch nichts angeht. Helias sprach: Seht hier meinen Handschuh, ich übergebe ihn euch um der Liebe Gottes willen und um die Minne der edeln Jungfrau. Ihr sollt heute sehen, was ein Ritter vermag, der Abenteuer sucht. Der Graf nahm den Handschuh und zur Stunde ward der Kampf von dem Kaiser verstattet, der beider Eide empfieng und sie fragte, wann sie kämpfen wollten. Da bat Helias den Kaiser, den Kampf sogleich zu verstatten, welches der Kaiser gewährte. Da durfte es der Graf schandenhalber nicht weigern. Da ward das Kampffeld bereitet, geöffnet und beide Kämpfer gewappnet. Da kamen die Kämpfer, und Helias nahm sein silbern Schild mit dem doppelten Kreuz, und der Graf kam auch wohl versehen, und da war der Kaiser gegenwärtig mit allen seinen Herren, und die Herzogin und ihre Tochter und noch viel andere mit ihr. Und als die Herzogin und ihre Tochter ihren Kämpfer Helias kommen sahen, baten sie Gott, daß er ihm beistehe und Sieg verleihen wolle gegen ihren Feind, nach

ihrem guten Recht. Da ward das Zeichen zum Kampf gegeben, die Ritter spornten ihre Rosse und rannten heftig widereinander und brachen beide ihre Spere, daß sie in tausend Splitter zerstoben. Darauf zogen sie ihre Schwerter und schlugen so lange aufeinander bis der Graf nicht mehr fechten mochte. Aber der edle Helias hatte stäts herrlichen Muth, da er wuste, daß er einen gerechten Kampf kämpfte und all sein Vertrauen auf Gott gestellt war. Da bat der Graf, ihm Frist zu geben, bis er sich mit ihm besprochen hätte. Das gewährte Helias und der Graf sprach: Edler Ritter, wenn ihr mir Frieden gebt und mich zu meinem Rechte kommen laßt, so will ich euch meine Tochter zur Ehe geben und das Ardennerland, das sehr edel und fruchtbar ist. Da antwortete Helias: Meinst du mich zum Genoßen deines Verraths zu machen? Wiße, daß ich mich lieber Glied um Glied in Stücke zerhauen ließe, eh ich ein Verräther würde wie du. Darum sprich nicht mehr hievon, denn bei mir sollst du kein Erbarmen finden. Vielmehr verheiß ich dir, daß ich mit dem Beistand Gottes, der mich gesendet hat, die edle Herzogin von deinem Verrath zu erlösen, und deinem bösen Willen zum Trotz ihre Tochter ehlichen werde. Ade und wehre dich, denn nicht länger geb ich dir Frieden. Hiermit drang Helias auf den Grafen ein und schlug ihm mit dem Schwert über den Helm, daß er rückwärts über sein Roß taumelte. Da wollte der Graf sich rächen und sprengte auf Helias ein und hieb ihm mächtig auf den rechten Arm, daß ihm das Schwert aus der Hand fiel. Als Helias sich seines Schwertes beraubt sah, schwang er sich behende aus dem Sattel, ergriff den Grafen und riß ihn vom Pferde, brach ihm den Halsberg von

der Brust und entwand das Schwert seiner Rechten. Als der Graf sich besiegt sah ergab er sich und sprach: Edler Ritter, ich rufe euch um Gnade an: Laßt mich leben, so soll mein Land dir gehören. Aber Helias sprach: Nein, falscher Verräther, du sollst mir nicht entrinnen. Ich will vollen Sieg über dich erwerben und die edle Herzogin an dir rächen. Mit diesen Worten zuckte er das Schwert, das er dem Grafen entrißen hatte, spaltete ihm mit einem Streiche den Helm und hieb ihm mit einem andern das Haupt ab. Die Herzogin und ihre Tochter sahen es und dankten Gott für seinen Sieg und für die Sendung des edeln Ritters , ihrers Befreiers.

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Wie Helias die Tochter der Herzogin freite, nachdem er den Grafen besiegt hatte.

Als der edle Helias den Grafen bezwungen hatte, grüßte er den Kaiser ehrerbietig und der Kaiser empfieng ihn ehrenvoll als einen frommen und tapfern Ritter. Darauf nahte er sich der edeln Herzogin von Billon, die ihm großen Dank sagte für Alles, was er für sie gethan hatte. Darauf trat der Kaiser zu der Herzogin und sprach: Frau, ich gebe euch euer Land zurück und setze euch in eure Ehren und Rechte wieder ein, nachdem sich eure Unschuld erwiesen hat. Da sprach sie: Ich danke euch, Herr, und nehme mein Land aus euern Händen und gebe es dem, der es mir im Kampf erworben hat, und gebe ihm dazu meine Tochter, daß sie es fortan mit ihm besitze; ich aber will mich in ein Kloster begeben, Gott zu dienen wie ich es ihm gelobt habe, bevor er mich durch diesen Ritter erlöste. Da sprach der Kaiser: So ist der Schwanenritter nun

Herzog von Billon und wird der Tochter der Herzogin vermählt, die ihm hiermit verlobt ist. Der Ritter war es zufrieden und die Hochzeit ward am andern Tag an des Kaisers Hof zu Nymwegen festlich und mit großer Pracht begangen. Und also hatte der Ritter das Herzogthum von Billon erworben. Und nachdem die Hochzeit vierzehn Tage gewährt hatte, nahm der Herzog Urlaub von dem Kaiser und huldigte ihm nach dem Gebrauch des Lehnhofs und fuhr mit seinem Gemahl gen Billon. Unterwegs aber ward er von den Freunden des Grafen von Frankenburg überfallen, die seinen Tod zu rächen geschworen hatten. Jedoch wehrte er sich tugendlich mit seinem Volk, und schlug sich durch gegen den Willen seiner Feinde und erreichte mit Ehren sein Land Billon, wo er mit großer Freude empfangen ward. Da hielt er nun offenen Hof einen Monat lang und empfieng die Huldigung seiner Grafen und Dienstmannen. Und sein Gemahl, die junge Herzogin, ward gesegnet und gebar nach neun Monden eine Tochter, welche mit großen Ehren zur Taufe getragen und Ida genannt wurde. Diese Tochter erwuchs in allen Züchten und ward darnach Mutter der edeln Fürsten von Billon, Gottfried, Baldewin und Eustachius.

Eines Tages, da die junge Herzogin mit ihrem Gemahl Helias scherzte, begab es sich, daß sie auch ihn nach seinen Freunden und Verwandten fragte und von wannen er gekommen wäre in dem Schifflein, das der Schwan ans Land zog. Da gab er ihr keine Antwort, sondern verbot ihr, solche Frage an sie zu richten, sonst würde er von ihr scheiden und niemals zurückkehren. Da enthielt sie sich fernerhin solcher Frage und in gutem Frieden lebten sie sechs Jahre beisammen.

Unterdessen hatte sich die alte Herzogin in ein Kloster begeben, Gott zu dienen, wie sie verheißen hatte.

Achtundzwanzigstes Capitel.

Wie Helias das Herzogthum Billon verließ, als ihn sein Gemahl abermals fragte von wannen er gekommen wäre und wie der Schwan mit dem Schifflein zurückkehrte ihn heimzugeleiten.

Als die Herzogin eines Nachts neben ihrem Gemahle lag, hätte sie ihn gerne zum andernmale nach seiner Herkunft gefragt, obwohl es ihr verboten war. Aber es ist wie das Sprichwort sagt: was man den Frauen verbietet, das thun sie zumeist. Lange Zeit hatte es die Herzogin getragen und stille geschwiegen, weil sie den Muth nicht hatte zu fragen; aber nun konnte sie sich nicht länger bezwingen. Sie faßte sich ein Herz und sprach: Ach Herr, ich wüßte so gerne, welcher Abkunft ihr seid. Als das Helias hörte, war er traurig und sprach mit trübem Muthe: Ihr wißt, daß ihr das nicht wißen sollt. Ich gelobe nun, morgen aus diesem Lande zu scheiden, und in Billon sieht man mich nicht wieder. Und sofort gehe ich nach Nymwegen und nehme Urlaub von dem Kaiser in Gegenwart aller seiner Fürsten.

Als das die Herzogin vernahm, weinte sie bitterlich und stund auf von dem Bette und kam zu ihrem Volk und klagte ihm ihr Leid und sprach: Weh mir, ihr Herren, nun habe ich die Gesellschaft meines Freundes und theuern Gemahls verloren! Ich habe zuviel gefragt und konnte meinen Mund nicht bezwingen! Sie gieng auch zu dem Bette ihrer Tochter, die ihren Vater zärtlich liebte und sagte es ihr, und die Tochter gieng zu ihrem Vater, weinte jämmerlich und sprach: Ach

lieber Vater, erbarmt euch doch meiner Mutter und mein. Weh uns, wollt ihr uns verlaßen, was wird dann aus mir armen Waise? Soll ich vaterlos sein in meinen jungen Tagen? Herzgeliebter Vater, verlaßt uns doch nicht. Als der Ritter das hörte, tröstete er sie und sprach: Liebe Tochter, traure nicht, ich will für dich und deine Mutter wohl sorgen. Und am Morgen stand der Herzog auf, weinte inbrünstig, berief seine Ritter und Mannen und sprach: Ihr Herren, ich bitte euch, mein Weib und meine Tochter gen Nymwegen zu geleiten, damit ich von dem Kaiser Urlaub nehme, wie es sich gebührt, und ihm mein Land und Volk befehle, denn ich kehre nimmer wieder. Und auch eurer tapfern Hut befehle ich dieses Land, mein Weib und meine Tochter: es ist Zeit, daß ich von euch scheide, denn der Schwan wird kommen mit seinem Schifflein und wird mich gen Nymwegen geleiten. Und indem er noch sprach, kam der Schwan geschwommen und stieß seltsame Töne aus, als rief er seinem Bruder Helias. Da nahm er freundlichen Urlaub von ihnen allen, worüber die Edeln sehr weinten, daß er Land und Leute, Weib und Kind verließe, was ein Jammer war anzuschauen. Und auch die Bürger beklagten alle ihres Herrn Scheiden. Da gieng der edle Helias zu Schiffe, worüber der Schwan große Freude zu erkennen gab, denn die Zeit nahte, da er wiederkehren sollte in seine menschliche Gestalt. Und also schieden sie voneinander und fuhren gen Nymwegen zu dem Kaiser, welchem der Schwanenritter Weib und Kind befehlen wollte.

Neunundzwanzigstes Capitel.

Wie die Herzogin und ihre Tochter gen Nymwegen fuhren.

Als nun Helias von Billon geschieden war, bereitete sich die Herzogin und ihre Tochter Ida mit vielen edeln Rittern und Frauen gen Nymwegen vor den Kaiser zu fahren. Und als sie in seinen Pallast kam, fiel sie ihm weinend zu Füßen und klagte ihm, daß ihr Gemahl sie verlaßen wolle und sprach: Ach edler Kaiser, erbarmt euch mein und meiner armen Tochter, denn wehrt es eure Gnade nicht, so muß ich den edeln Ritter verlieren, der mich hier in eurer Gegenwart zum Gemahl genommen hat. Da sprach der Kaiser: Wie so das, Frau? ist euer Mann gefangen? Da sprach sie: Nein, aber er will mich verlaßen, weil ich sein Gebot übergangen habe. Und wie sie also sprachen, kam der edle Helias mit dem Schwan gefahren vor des Kaisers Pallast und blies in sein Horn, wie er es vormals gethan hatte. Da sprach der Kaiser zu den Frauen: Ich höre euern Mann. Sie sprach: Ich wuste wohl, daß er hierher käme; aber er kommt nur, von euch Urlaub zu nehmen und von uns, um dann nimmer wiederzukehren. Doch hoffe ich, daß eure hohe Weisheit ihn bewegt zu bleiben.

Da trat Helias vor den Kaiser und grüßte ihn ehrerbietig und der Kaiser empfieng ihn freundlich. Da sprach Helias: Ich gebe euch das Herzogthum Billon auf, das ich nicht mehr besitzen mag, denn ich muß zu dem Lande kehren, das ich mit Gottes Willen verließ, da ich hierher kam. So befehle ich euch mein Weib und meine Tochter, damit sie eure Tochter sei und bitte euch demüthig und inständigst, ihr ein guter Vater

zu sein und sie dereinst nach eurer Weisheit zu vermählen, wie ihr auch unsere Ehe gestiftet habt. Eurer Milde und Gnade vertraue ich, daß ihr sie in eurer Hut und Pflege haltet, sammt dem guten Lande Billon, zu dem ich nicht wiederkehre. Da sprach der Kaiser: O edler Ritter und Freund; wenn ihr einen Eid gethan habt, euer Weib, Kind und Land zu verlaßen, so dürft ihr solchen Eid nicht halten, der gegen eure Pflicht und Treue ist. Ich habe Macht einen Eid zu lösen, den ihr niemals hättet schwören sollen. Euer Weib zu verlaßen ist gegen Gottes Gebot; erbarmt euch eurer Tochter Ida, die so bitterlich weint und ihres Vaters bedarf. Aber Helias sprach: Herr, ich bin nothgedrungen in ein ander Land zu ziehen, in das mich Gottes Wille ruft: darum bitte ich euch, mir zu vergeben, wenn ich mich vergangen habe. Aber ich darf nicht länger bleiben: seht dort den Schwan, der mich erwartet. Da sprach der Kaiser: Wenn es Gottes Willen ist, so will ich nichts dawider sagen. Da kam der Ritter und küßte sein Weib und seine Tochter und nahm weinend Urlaub von ihnen und dem Kaiser, dessen Gnade er sie befahl. Da versprach der Kaiser, nach seinem Vermögen für sie Sorge zu tragen, und die Tochter zu seiner Zeit nach Standeswürden zu vermählen. Da schied der edle Helias und gieng an das Waßer, wo sein Bruder in Schwanengestalt seiner harrte, und sich seines Kommens freute. Da geleitete ihn der Schwan wieder heim gen Lillefort.

Dreißigstes Capitel.

Wie Helias gen Lillefort kam und wie der Schwan durch Gottes wunderbare Fügung seine menschliche Gestalt wieder erlangte.

Als König Oriant eines Tages zu Tische saß mit der Königin und ihren fünf Kindern, da zogen auf dem Fluße ihre beiden andern Kinder daher, der edle Ritter Helias in dem Schifflein, das sein Bruder der Schwan geleitete. Und als Helias vor Lillefort ankam, begann er fröhlich in sein Horn zu stoßen, daß sein Vater, König Oriant, den Laut des Hornes vernahm und vom Tische sprang und rief: Freut euch, Weib und Kinder, denn hier kommt mein Sohn Helias. Da liefen sie an die Fenster und sahen den edeln Ritter Helias schon aus dem Schiffe steigen. Da liefen seine vier Brüder mit der Schwester ihm entgegen, ihn zu bewillkommnen, und nachdem sie ihn mit großen Freuden umarmt und geküßt hatten, giengen sie mit ihm in den Pallast, wo er von Vater und Mutter fröhlich empfangen ward. Da fragte Beatrix: Mein Sohn, wo bist du gewesen? es sind schier acht Jahre, daß wir dich nicht gesehen haben. Ei sprach er: Mutter, das sollt ihr wills Gott ein ander Mal hören. Da fragte sie: Wo ist unser Sohn, der Schwan, der euer Schifflein geleitete? Da sprach Helias: Er ist ins Waßer zurückgekehrt. Da sprach die Königin: Mir träumte diese Nacht, der Schwan sollte seine natürliche Gestalt wiedererlangen, wenn wir die beiden Becher hätten, die aus seiner Kette gemacht wurden. Da sprach Helias: Ich will ihn holen: dann wollen wir schauen, ob wir ihm seine menschliche Gestalt wieder verschaffen. Das gefiel seinen Eltern wohl. Da gieng er nach dem Waßer und rief den Schwan seinen Bruder zu sich, der sehr fröhlich zu ihm kam. Da ge-

leitete ihn Helias, wie er den Helias geleitet hatte. Als sie nun in dem Hofe waren, ließ der König einen Bitt- und Fasttag gebieten, auf daß sie männiglich einträchtig Gott bäten, seinem Sohn seine menschliche Gestalt wieder zu schenken. Inzwischen ließ der König den Goldschmied entbieten, der die beiden Becher aus des Jünglings Kette gemacht hatte und befahl ihm, wiederum eine Kette daraus zu machen jener gleich, welche er eingeschmolzen hatte. Das that der Goldschmied und brachte die Kette dem König und der König gab sie dem Helias. Am andern Tage gieng der König mit der Königin und Helias mit dem Schwan, seinem Bruder und all den Herren zur Kirche, wo sie die ganze Geistlichkeit und alles Volk aus der Stadt versammelt fanden, Gott einträchtiglich zu bitten. Als sie nun alle bereit waren, Gott anzurufen, stellte Helias den Schwan auf den Altar und nachdem er ihm die Kette um den Hals gehängt hatte, kniete er nieder und Alle mit ihm, die da gegenwärtig waren und baten Gott demüthig und wie aus einem Herzen und Munde, daß er seine Gnade und Barmherzigkeit an des Königs Sohn erwiese und ihn in seine menschliche Gestalt verwandelte. Und nachdem sie eine Weile gebetet hatten, erhörte Gott ihr Gebet und der Schwan verwandelte sich und nahm die Gestalt eines schönen Jünglings an. Und so verwandelt trat er von den Altar, faltete seine Hände und rief: Ich danke euch, Freunde; durch euer Gebet bin ich erlöst von großer Pein. Da gieng er und küßte seine Eltern und Freunde und ward zur Stunde getauft und Emmerich genannt, worüber so große Freude war, daß der König einen großen Umgang halten ließ bei währendem Geläute aller Glocken, wobei sie Gott lobten und dankten für das Wunder, das seine

Barmherzigkeit gewirkt hatte. Darauf hielt der König vierzehn Tage lang offenen Hof in der Freude, daß er seine Kinder alle gesund und wohlbehalten bei sich hatte.

Einunddreißigstes Capitel.

Wie Helias seinen Freunden seine Abenteuer erzählte und darauf ins Kloster ging.

Als Helias wiedergekommen war, und einige Zeit bei seinen Eltern zugebracht hatte, wollte er sich der Welt begeben und in das Kloster gehen, das sein Vater an dem Ort hatte erbauen laßen, wo er von dem guten Einsiedler erzogen worden. Da versammelte Helias seine Freunde und Verwandte und erzählte ihnen alle Abenteuer, die er bestanden hatte seit er von ihnen geschieden war. Darauf sprach Helias: Liebe Eltern und Geschwister und andere liebe Freunde, ich nehme von euch allen Urlaub, um mein Leben zu beßern und im Kloster das Heil meiner Seele zu bedenken und für alle Freunde zu bitten. Darum, liebe Freunde und Brüder, bitte ich euch inständigst, daß ihr dieses Land als fromme Ritter und Erbgenoßen beschützen helft. Und hierauf durfte ihm Niemand widersprechen, weil es gottgefällig war und seiner Seelen Seligkeit förderlich und ein gutes Beispiel ihnen allen. Aber alle die Herren weinten, als Helias zärtlichen Abschied nahm und einen Stab in der Hand nach der Einsiedelei und dem Kloster gieng, das sein Vater gestiftet hatte, wo er von den andern Mönchen fröhlich empfangen ward. Darauf ließ er ein großes und schönes Schloß erbauen, das dem Schloße Billon in den Ardennen glich und nannte es mit demselben Namen Billon. Und zum Nutzen des Klosters gab er dem

Schloß und dem Markte Villon große Rechte und Freiheiten, daß alle Kaufleute zollfrei gehen und kommen und sich da aufhalten durften. Und die Zahl der Mönche des Klosters vermehrte er bis zu dreißig und blieb selbst in dem Kloster und unterwarf sich demüthig seinen Regeln.

Zweiunddreißigstes Capitel.

Wie Kaiser Otto Ida des Helias Tochter dem Grafen Eustachius von Bonn vermählte.

Als Ida, Helias Tochter, vierzehn Jahre alt war, gab sie der Kaiser dem Grafen Eustachius von Bonn zur Ehe. Und bald darauf ward sie gesegnetes Leibes und sah in der Nacht ein Gesicht, als hätte sie drei schöne Kinder in ihrem Bett, denen sie selber die Brust gab, und die beiden ersten trugen eine goldene Krone auf dem Haupte; aber dem dritten ward die Krone gebrochen, weil eine andere Frau als ihre Mutter ihm die Brust gereicht hatte. Da erwachte sie und hörte die Stimme eines Engels rufen: Ida, wiße, daß du von deinem Gemahl drei männliche Kinder empfangen und mit deiner eignen Milch ernähren sollst. Und Gott wird ihnen seinen Segen verleihen, denn sie sind bestimmt, das heilige Land den Händen der Ungläubigen zu entreißen. Als Ida das hörte, lobte sie Gott für die Botschaft und die Ehre, die er ihr erwies. Und in den drei nachfolgenden Jahren brachte sie drei schöne Kinder zur Welt: der erste war Gottfried geheißen, der andere Baldewin und der dritte Eustachius nach ihrem Gemahl, welche sie mit großer Sorgfalt an ihrer Brust säugte. Und auf eine Zeit zu Pfingsten kam gen Villon der Bischof von Lüttich, der Herzog von Brabant, der Graf von Flandern,

der Graf von Namur und andere große Herren, welche einen Vertrag, das Land betreffend, abzuschließen hatten. Da gieng die Gräfin mit den Fürsten zur Kirche und der Gottesdienst währte länger als sonst, und da die Gräfin nicht zurückkehrte, weinte ihr jüngster Sohn Eustachius so sehr, daß eine andere Frau ihm die Brust reichte, sein Weinen zu stillen. Und als die Mutter aus der Kirche kam, fand sie die Frau das Kind säugend, worüber sie sehr betroffen war und sprach: Ach Frau, was habt ihr gethan! Nun muß mein Sohn Eustachius seine Würdigkeit verlieren, weil er eure Brust gesogen hat, weshalb ich euch wohl haßen mag. Die Frau sprach: Ich meinte wohl daran zu thun, da das Kind so sehr weinte. Da blieb die Gräfin den ganzen Tag bei ihren Kindern ohne Eßen und Trinken und war sehr verdroßen, daß eine andere Frau ihr Kind gesäugt hatte. Und nach Tische führte der Graf die Herren alle in seine Kammer um ihnen die Kinder zu zeigen. Da fanden sie die Gräfin bei ihren Kindern und alle die Herren grüßten sie freundlich; aber die Gräfin stand nicht auf vor ihnen, sie zu begrüßen. Darüber war ihr Gemahl sehr ungehalten, und ließ die Herren alle nach ihren Herbergen gehen und schalt darauf seine Hausfrau und sprach: Ihr habt mich höchlich damit erzürnt, daß ihr diesen Herrn keine Ehrerbietung bezeigt habt, vor welchen die Könige von Frankreich aufgestanden wären um sie zu grüßen. Da sprach sie: Herr, zürnt mir nicht, denn um die Ehre eurer beiden Söhne mag ich mich wohl so edel schätzen als eine Königin. Da sprach der Graf: Wie meint ihr das? Da versetzte die Gräfin: Alle Welt mag mich wohl ehren um die Würdigkeit meiner Kinder, denn sie sollen das Königreich Jerusalem gewinnen und das

Land den Händen der Ungläubigen entreißen, und kein König ist stolz genug, der das unternehmen dürfte. Da sprach der Graf: Ich glaube, ihr träumt; wer euch solche Worte sprechen hörte, möchte glauben, ihr wärt nicht bei Sinnen. Aber die Gräfin sprach: Herr, haltet es nicht für Spott, was ich euch sage, denn der Engel Gottes hat mir die Botschaft gebracht. Da schalt sie der Graf nicht mehr und sprach: Gott gebe, daß es wahr werde.

Dreiunddreißigstes Capitel.

Wie die Herzogin von Billon ihren Mann suchen ließ.

Die gute Herzogin von Billon kam fleißig zu ihrer Tochter Ida; sie trug aber großes Leid um ihren Gemahl Helias, den zu suchen sie manchen Boten ausgesandt hatte. Und unter diesen Boten war Einer, Pontius geheißen, den sandte sie gen Jerusalem, ob Helias etwa diesen Weg genommen hätte. Als er nun fünf Tage dagewesen war, kam Pontius eines Tags in eine Kirche, wo er einen Abt fand, der die Tracht seiner Ordensbrüder in Frankreich trug. Da fragte er von wannen er wäre, worauf er zur Antwort erhielt, er sei in Welschland, nicht weit von Billon daheim und heiße Gerhard, Abt von St. Tron. Da fragte der Abt auch ihn, von wannen er wäre; da sprach er: Herr, ich bin aus Billon selbst. Da sprach der Abt: So seit mir willkommen, ich freue mich sehr eurer Ankunft; es mag Gottes Willen sein, daß wir zusammen in unser Heimat kehren. Der Abt führte Pontius in seine Herberge, wo sie ihre Sachen näher besprachen. Und damals waren in Jerusalem viel Fürsten und große Herren versammelt aus der Heidenschaft, als der Sultan von Persien, Abraham

und Dodekin von Damaskus, der Fürsten von Abaria, die Könige von Antiochien und Turkanien, Soliman von Nicäa, Stabon der König der Philistäer, Mabrin von Oliferne und Corborant sein Sohn, nebst vielen andern, die alle auf König Corborants Einladung gekommen waren, welcher seinem Sohn Cornumarant das Königreich Jerusalem bei seinen Lebzeiten übergeben wollte in Gegenwart aller dieser Herrn. Und sein Sohn war fünfzehn Jahr alt und ward zum Könige gekrönt unter großen Festlichkeiten. Da geschah es, daß der junge König Cornumarant mit dem Abt von St. Tron zu sprechen kam über die Fürsten des Abendlandes und ihre Sitten und Gebräuche. Da bat der Abt den König um Geleit für sich und Pontius, welches der König ihnen gerne gewährte und sie mit reichen Geschenken entließ. Da fuhren sie von Jerusalem nach dem Hafen zu Joppe und giengen allda zu Schiffe.

Vierunddreißigstes Capitel.

Wie der Abt und Pontius auf ihrer Heimreise von Jerusalem nach Rom zogen und wie sie den Helias fanden.

Als der Abt Gerhard von Tron und Pontius der Bote der Herzogin von Billon ihre Andacht in Jerusalem verrichtet hatten, fuhren sie von Joppe nach Rom und wandten sich von da nach ihrer Heimat zurück. Und als sie schier zu Hause waren, da wollte Gott, daß sie sich verirren sollten und in eine Wildniſs geriethen, daraus sie sich nicht zurecht finden konnten. Da kamen sie zuletzt an das Schloß, das Helias hatte erbauen laßen. Da sprach Pontius: Seht, wir sind in unserer Heimat. Aber der Abt versetzte: Nein, mich dünkt, wir sind noch sehr ferne davon. Da sprach Pontius: Herr, dieß Schloß gleicht

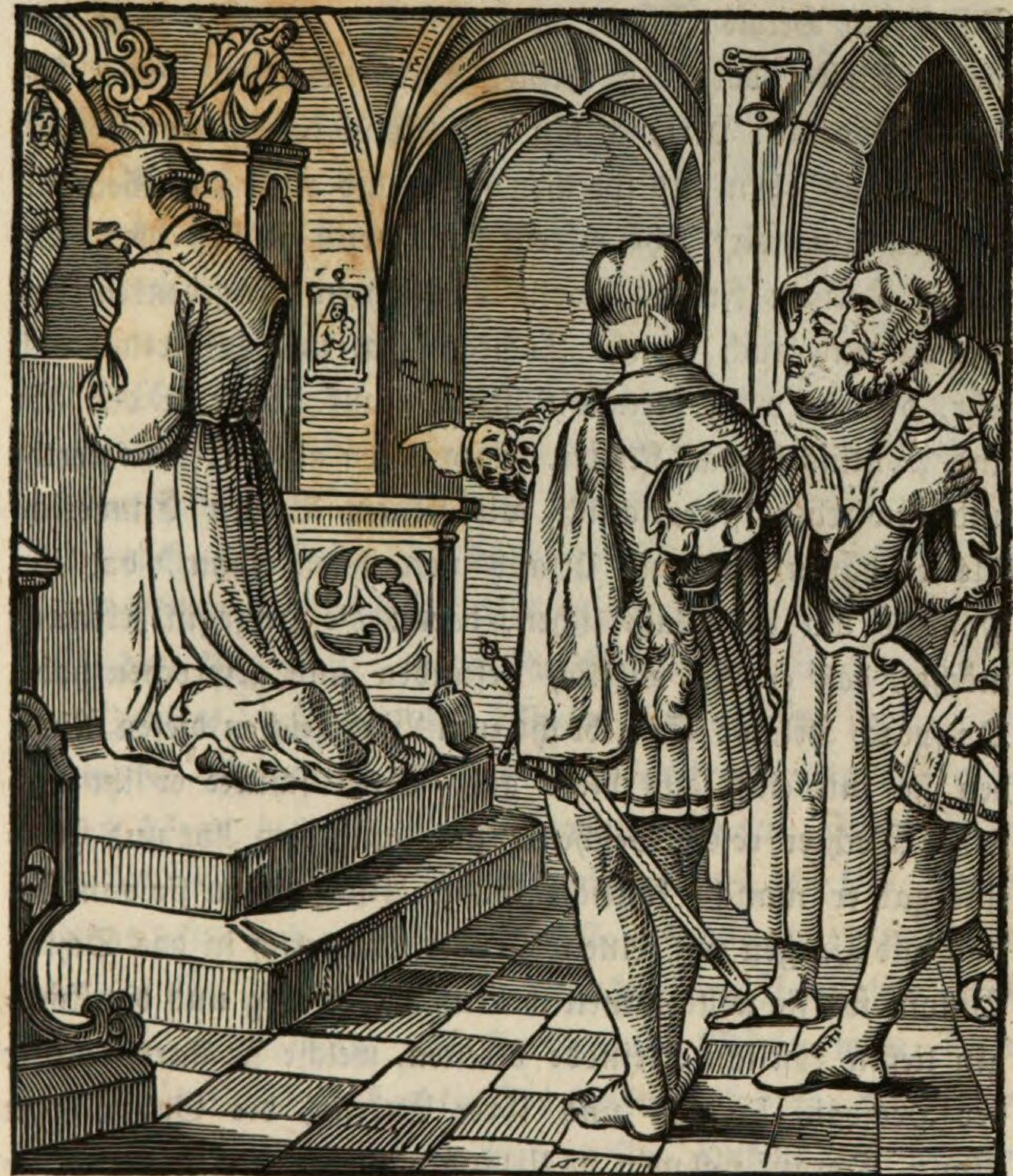
doch nach allen Stücken dem Schloße zu Billon. Da nun die Nacht anbrach, nahmen sie Nachtherberge in dem Dorfe bei dem Schloß und entboten den Pfarrer des Schloßes, den sie fragten, in welchem Lande sie wären. Da sprach der Pfarrer: Ihr habt den großen Ardennerwald durchzogen und seid nun bei dem Schloße Billon. Da sprach der Abt: Wie mag das sein? Wir sind aus dem Lande zu Hause, das ihr da nennt, und sind doch noch viele Meilen davon entfernt. Da sprach der Pfarrer: Ihr habt Recht; ich selbst bin in dem Lande gewesen, das ihr meint; aber dieß Schloß heißt auch Billon, weil Helias, König Oriants Sohn, im Geleit eines Schwanen nach Nymwegen gefahren ist, wo er den Grafen von Frankenburg im Zweikampf bestand, wofür ihm der Kaiser die Herzogin von Billon zum Weibe gab, bei der er sieben Jahre verweilte. Danach ist er aber im Geleit des Schwanen wieder heimgekehrt und hat hier das Schloß erbauen laßen und ihm den Namen Billon gegeben. Als das Pontius vernahm, dankte er Gott, denn er dachte, hier würde er die gesuchte Kunde finden. Da sprach er zu dem Pfarrer: Herr, der König und die Königin, Helias Eltern, von welchen ihr sprecht, wohnen die hier in diesem Schloße? Der Pfarrer sprach: Ja, denn sie liebten ihren Sohn Helias so sehr, daß sie Lillefort verließen und hierher wohnen kamen. Da frug Pontius wieder: Ist Helias todt? Nein, sprach der Pfarrer, ich habe ihn noch vor sechs Tagen gesehen, und Gott hat um sein Gebet manches schöne Wunder gewirkt. Er ist nun Mönch in dem nahen Kloster, das sein Vater erbauen ließ, wo er Gott in Demuth zu dienen beflißen ist. Da sprach Pontius: So sei Gott gelobt, daß ich Zeitung von ihm vernahm. Warum freut

euch das? frug der Pfarrer Pontius. Er sprach: Weil ich sein Diener war, da er Herzog von Billon hieß, und jetzt seinem Gemahl, der Herzogin, diene, die mich von Land zu Land geschickt hat, seinen Aufenthalt zu erforschen.

Fünfunddreißigstes Capitel.

Wie Pontius dem König Oriant Zeitung brachte von der Herzogin von Billon.

Der Abt von St. Tron gieng am andern Morgen mit Pontius nach dem Schloße, wo ihm König Oriant und sein Gemahl Beatrix mit ihren Kindern entgegen kam, und als Emmerich, des Königs Sohn, sie ersah, erkannte er sie an der Tracht, grüßte sie ehrerbietig und fragte, von wannen sie kämen. Pontius sprach: Wir sind von Billon und haben lange Zeit einen Ritter gesucht, der in eines Schwanen Geleit sein Gemahl, die Herzogin von Billon, verließ, deren Diener ich bin. Als das Emmerich hörte, lächelte er und sprach: Lieben Freunde, das ist mein Bruder. Und lebt er noch? fragte Pontius. Ja, sprach Emmerich. Da rief Emmerich seine Eltern herbei und sprach: Seht hier zwei Männer, die die Herzogin von Billon sendet, meines Bruders Gemahl: die sollen uns von ihr und ihrer Tochter Zeitung sagen. Da erzählte ihnen Pontius, wie die Herzogin sehr betrübt sei und wie ihre Tochter dem Grafen Eustachius von Bonn vermählt worden. Da wurden der Abt und Pontius in dem Schloß wohl empfangen und blieben allda die Nacht. Am andern Morgen führte sie Emmerich in das Kloster, wo sie Helias vor dem Hochaltare knien sahen. Hernach fragte Helias seinen Bruder Emmerich, was er Neues bringe? Da sprach Emmerich: Seht hier zwei



Herren, die euch Kunde bringen von euerm Gemahl und eurer Tochter Ida, die dem Grafen von Bonn vermählt ist. Als Helias sie ansah, erkannte er den Pontius, umarmte und küsste ihn und sprach: Sei willkommen, mein Freund. Wie geht es meinem Gemahl und meiner Tochter Ida? Da erzählte ihm Pontius, wie sie ihn habe suchen laßen in allen Landen; und frug, ob er nicht wiederkehren wolle zu dem Lande Billon?

Da sprach Helias: Nein, nimmermehr: ich gehe nicht aus diesem Kloster, darin ich meiner Seelen Seligkeit finde. Da sprach Pontius: Herr, ich bin sehr erfreut in meinem Herzen, daß ich euch sehen und sprechen mag, und auch euer Gemahl, die Herzogin, wird sehr erfreut sein, wenn sie dieß hört. Da sprach Helias: Freund, wollt mich ihrem Angedenken empfehlen und auch meiner Tochter Ida, und ich freue mich sehr, daß sie wohl vermählt ist. Darauf führte er den Abt und Pontius in das Kloster, zeigte ihnen alles Sehenswerthe und bewirthete sie reichlich mit seinem Bruder Emmerich. Als er darauf weinend Urlaub von ihnen nahm, bat ihn Pontius um ein Wahrzeichen, daran die Herzogin erkennen möchte, daß er ihn wirklich gefunden und gesprochen habe. Da sprach Helias: So gebt ihr zum Wahrzeichen diesen Ring, den sie mir einst aus Liebe gab. Dazu schickte er ihr und seiner Tochter reiche Geschenke und auch dem Abt und Pontius gab er manche köstliche Gabe. Also schieden sie von Helias und giengen mit seinem Bruder Emmerich in das Schloß Billon, wo sie willkommen waren. Der König und die Königin ließen köstliche Kleinode bereiten, welche sie ihrer Tochter der Herzogin sandten und ihrer Enkelin, der Gräfin von Bonn. Darauf nahmen sie Urlaub von ihnen allen und schieden von dannen.

Sechsunddreißigstes Capitel.

Wie Pontius gen Billon kam und der Herzogin von ihrem Gemahl Helias Kunde brachte.

Auf unseres Herrn Himmelfahrstag saß der Graf von Bonn und seine Hausfrau Ida zu Tisch mit der Herzogin

von Billon. Da kam Pontius in den Saal, darin sie saßen, und hatte ein Maulthier bei sich, das mit köstlichen Geschenken beladen war. Und als ihn die Herzogin von Billon ersah, stund sie auf von der Tafel und sprach: Seid willkommen, Pontius; habt ihr meinen Mann Helias nicht gefunden? Da sprach Pontius: Doch, Herrin, seht hier zum Wahrzeichen von ihm den Ring, den er euch sendet. Da freute sie sich sehr, und küsste den Ring mit Weinen und Wehklagen um ihren angetrauten Gemahl Helias und sprach zu Pontius: Dieß ist ein untrügliches Wahrzeichen, daß ihr ihn gefunden habt. Da sprach Pontius: Ich habe ein Maulthier mitgebracht, mit köstlichen Kleinoden beladen, die er euch und seiner Tochter sendet. Und er ist von großem Geschlechte, ein Sohn König Oriants und hat edle Ritter zu Brüdern, dazu eine Schwester. Die Herzogin und ihre Tochter freuten sich sehr, das zu hören, desgleichen der Graf von Bonn. Da erzählte Pontius, wie er Mönch wäre in einer Abtei, die sein Vater gestiftet hätte und erzählte, wie er sie gefunden hatte mit dem Abt von St. Tron nach ihrer Heimkehr von Jerusalem. Als die Herzogin vernahm, daß ihr Gemahl Mönch wäre, setzte sie sich vor, mit ihrer Tochter Ida dahin zu fahren; nahm Urlaub von dem Grafen Eustachius, dessen Hut sie seine heranwachsenden Kinder fleißig anbefahlen, schieden von Billon und fuhren zu dem besagten Kloster, zu dem Pontius ihr Geleiter war. Da fanden sie Helias sehr krank zu Bette liegen. Und Gott weiß mit welcher Freude sie einander ansahen. Die Frau beweinte ihren Mann, die Tochter jammerte um ihren Vater und auch er weinte vor Rührung, da er Weib und Tochter wiedersah. Und als sie einige Zeit bei ihm gewesen

waren, ward der gute Helias so krank, daß er Gott seine Seele aufgab. Als die Herzogin ihren Mann verscheiden sah, jammerte sie so sehr, daß sie auch krank ward und starb, worüber ihre Tochter Ida sich gar kläglich gehabte. Darauf wurden sie beide vor dem Hochaltar begraben und mit solchem Gepränge zur Gruft geleitet, wie es ihrem Stande geziemte. Und ihre Tochter Ida begabte das Kloster reichlich um Gottes willen und um die Liebe ihrer Eltern, die da begraben waren. Darnach kehrte sie heim ins Land und brachte ihrem Gemahl Eustachius die Kunde von dem Tod ihrer beiden Eltern, worüber er mit allem Volk sehr bekümmert ward.

Hierauf befliß sich die Gräfin eines gottgefälligen Wandels und erzog ihre Kinder Gottfried, Baldewin und Eustachius zu Ehren und Tugenden in dem Dienste Gottes, so daß sie nachmals Jerusalem und das heilige Land gewannen, dessen Krone Gottfried und Baldewin trugen und als Könige von Jerusalem starben. Und diese drei Brüder vollbrachten wunderbare Waffenthaten, die man in der Geschichte beschrieben findet.

Flos und Blankflos.

wurde, ward der gute Helias so krank, daß er Gott seine Seele aufgab. Als die Herzogin ihren Mann verschieden sah, jammerte sie so sehr, daß sie auch krank ward und starb, worüber ihre Kinder [illegible] sich gar kläglich gebahrten. Darauf wurden sie beide vor dem Hochaltar begraben und mit solchem Gepränge zur Gruft geleitet, wie es ihrem Stande geziemt. Und ihre Tochter [illegible] begabte das Kloster reichlich um Gottes willen und um die Liebe ihrer Eltern, die da begraben waren. Darauf kehrte sie heim ins Land und brachte ihrem Gemahl Gottfried die Kunde von dem Tod ihrer beiden Eltern, worüber er mit ihr [illegible] sehr bekümmert wurde.

[illegible] lebte und zog ihre Kinder Gottfried, Balduin und Eustachius zu Ehren und Tugenden in dem Dienste Gottes, so daß sie nachmals Jerusalem und das heilige Land gewannen, dessen Krone Gottfried und Balduin trugen und als Könige von Jerusalem starben. Und diese drei Brüder vollbrachten wunderbare Waffenthaten, die man in der Geschichte beschrieben findet.

Wir finden in alten Schriften, wie um das Jahr unseres Herrn 624 in dem Lande Spanien ein ungläubiger König war, Fenis geheißen; und die Königin, sein Gemahl, war auch noch Heidin. Auf eine Zeit fuhr dieser König mit Heeresmacht über die See in die Christenheit, wo er Burgen und Städte brach und zerstörte, Klöster und Gotteshäuser beraubte und in Asche legte, so daß man dreißig Meilen weit von der See weder Menschen noch menschliche Wohnungen mehr fand, so hatten sie in dreien Tagen das Land verheert. Während er nun seine Schiffe mit dem geraubten Gute befrachtete, schickte er vierzig seiner Mannen aus, den vorüberkommenden Pilgern aufzulauern. Als diese nun die Wege umlagert hielten, sahen sie von einem Berge ein Pilgerheer kommen, die sehr müde waren, welche sie gleich anfielen und mit dem Tode bedrohten. Die Pilger gaben ihr Gut gerne hin, um ihr Leben zu behalten; darunter war ein Graf aus Frankreich, der mit seiner Tochter nach St. Jacob von Compostella fuhr, wohin sie sich gelobt hatte, denn ihr Mann war in einer Schlacht gefallen und hatte sie schwanger hinterlaßen. Da fielen die Heiden diese Pilger an und bedrohten sie mit dem Tode: der Graf focht eine Weile tapfer gegen die Ungläubigen; aber sie waren ihm zu mächtig. Da erschlugen sie ihn und führten seine Tochter gefangen zu ihrem Könige. Der gieng auch bald darauf zu Schiff und fuhr mit gutem Winde wieder nach

Spanien, wo er ehrenvoll empfangen ward und den Raub unter seine Söldlinge theilte, einem Jeden nach seinem Stande. Zuletzt nahm er die Christenfrau und schenkte sie seiner Königin, die darüber sehr vergnügt war, denn sie hatte ihn lange um ein Christenweib gebeten. Die Königin nahm die Frau in ihre Kammer und gab ihr Urlaub, ihren christlichen Glauben zu halten. Da diente sie der Königin früh und spät sehr getreulich, lehrte sie Französisch und schickte sich so in alle Dinge, daß sie am ganzen Hofe sehr geliebt ward. Zuletzt ward die Königin gewahr, daß sie mit einem Kinde gieng und fragte sie, wie lange sie schon guter Hoffnung wäre. Das sagte sie der Königin und die Königin sagte ihr, daß sie um dieselbe Zeit auch zu tragen begonnen habe und hofften sie nun beide zu gleicher Zeit entbunden zu werden.

Als nun die natürliche Zeit erfüllt war, genas die Königin auf Palmsonntag eines schönen Knaben, den die heidnischen Meister Flos (Blume) nannten, weil es in der Blumenzeit war, und auf denselben Tag genas die gefangene Frau einer Tochter, welche sie selber taufte und ihr den Namen Blankflos (Weißblume) gab. Als der König Kunde bekam, daß sein Gemahl, die Königin, einen Sohn geboren hatte, war er sehr erfreut und stellte große Feste an, und ließ seinen Sohn von der Christenfrau warten; aber eine der heidnischen Frauen muste ihn säugen und aufziehen.

Also hatte diese Christenfrau die Kinder beide zu pflegen und behandelte sie sehr gut und hatte sie beide so lieb, daß sie kaum wuste, welches sie am liebsten hätte, des Königs Sohn oder ihre Tochter. Und diese beiden Kinder waren allzeit beisammen und gewannen sich so lieb, eh sie fünf Jahr alt wa-

ren, daß das eine ohne das andere nicht sein mochte, und als sie zu ihren sieben Jahren gekommen waren, sah man diese Kinder so schön und hübsch in allen ihren Gebärden, daß man in allen Landen keine schönern Kinder fand.

Zweites Capitel.

Wie der König seinen Sohn Flos zu sich rief um ihn zur Schule zu schicken und von dem betrübten Scheiden der zwei Gelieben Flos und Blankflos.

Als der König bemerkte, daß sein Sohn Flos zu seinen Sinnen kam, rief er ihn und sagte, er müße fleißig zur Schule gehn: der weise Meister Gaidon sollte ihn lehren. Dessen betrübte sich Flos gar sehr und hub an zu weinen und sprach: Vater, ich werde nicht lesen noch schreiben lernen noch irgend ein Ding in den Sinn nehmen, es sei denn, daß Blankflos mit mir zur Schule gehen dürfe.

Da versprach ihm sein Vater, daß er sie beide zusammen zur Schule schicken wollte, dessen denn die Kinder sehr erfreut waren. Also wurden diese beiden zusammen in die Lehre genommen und unterwiesen einander so lange, bis sie beide sehr geschickt wurden im Lesen und Schreiben und Lateinsprechen, so daß sie einander oft Liebesbriefe schrieben in lateinischer Sprache, damit die andern Kinder es nicht verstünden. Also wuchsen diese beiden in großer Liebe miteinander auf, welches der Vater des Flos wohl bemerkte. Da besorgte er, daß diese junge Liebe bei seinem Sohne überhand nähme und gedachte die beiden zu scheiden und sprach zu der Königin, er werde Blankflos tödten laßen, wenn er den Flos nicht von Blankflos scheiden könnte, damit er nach ihrem Tod seine Liebe

einer Königstochter zuwendete, denn diese sei ihm nicht adelich und hochgeboren genug. Aber die Königin widerrieth ihm, Blankflos zu tödten, damit Flos nicht etwa verzweifeln und sich selber tödten möchte. Da richteten sie es ein, daß der Lehrmeister sich krank meldete, damit er nicht mehr lehren könnte. Dann wollte der König nun seinen Sohn Flos gen Montorio in eine andere Schule schicken, da zu lernen, denn da waren zu der Zeit viel edle Kinder und schöne Mägdlein und unter den schönen Mägdlein und Jungfrauen sollte sein Sohn Flos die Liebe zu Blankflos so leichtlich vergeßen. Aber es kam nicht nach des Königs Meinung, denn als er gen Montorio reisen sollte, fragte Flos, ob Blankflos mit ihm reisen sollte? worauf ihm der König zur Antwort gab, der Blankflos Mutter wäre krank und da müßte sie bei ihrer Mutter bleiben, sie zu pflegen. Denn die Mutter hatte sich auf des Königs Gebot krank stellen und ihre Tochter bei sich behalten müßen, damit Flos allein reisen sollte. Als Flos diese Dinge vernommen hatte, ward ihm außermaßen leidig zu Muth und beklagte sich sehr und sagte, er könne ohne Blankflos nicht sein noch leben. Als der König und die Königin diese große Ungebärdigkeit an Flos ersahen, versprachen sie ihm, sie wollten ihm Blankflos in einigen Tagen nachschicken, verhoffend, er würde sie unterdeſs vergeßen. Da gab er sich ein wenig beßer zufrieden und nahm zärtlich von Blankflos Urlaub, indem er sie bei ihrer Mutter und in Gegenwart seines Vaters inbrünstig umarmte und küßte.

Mit solchem Betragen war sein Vater der König nicht eben wohl zufrieden, doch sandte er seinen Sohn Flos wohl ausgestattet und reichlich beschenkt nach Montorio zur Schule,

wo er von dem Herzogen Joras, seiner Frauen Sante und deren Tochter Sibylle wohl empfangen ward. Da ward er von Sibyllen in die Schule begleitet, wo sehr viel edle Mägdlein waren; aber das war ihm Alles nichts, denn was er hörte und was er sah, er gedachte stäts seiner auserkornen Blankflos, so daß er oftmals tiefe Seufzer holte und sich sehr klagte, ehe die vierzehn Tage zu Ende waren. Als aber die vierzehn Tage vorüber waren und ihm Blankflos nicht geschickt ward, ward er noch viel trauriger, denn er fürchtete sie wäre todt, so daß er nicht mehr eßen, trinken noch schlafen konnte und

ernstlich krank ward. Als das sein Kämmerling ersah, entbot er es schnell dem König, seinem Vater, der die Königin alsbald zu sich berief und sprach: Frau, ich weiß keinen Rath mehr mit unserm Sohne Flos; aber das weiß ich wohl, Blankflos zwingt unser Kind mit Zauberei zu ihrer Liebe, denn bei Niemand als bei ihr begehrt er zu sein. Nun soll man sie aber gleich holen und soll sie tödten, damit er sie vergeßen mag. Da sprach die Königin: Herr, das ist unweislich gesagt, daß Blankflos unser Kind bezaubert habe, denn sie liebt ihn auch außermaßen und seit er in Montorio ist, hat sie noch keinen frohen Tag gehabt, sondern hat die Zeit mit Seufzen und in schweren Schmerzen hingebracht, so daß sie weder eßen noch trinken mag. Also behielt sie Blankflos am Leben und sprach: Ach Herr, es wäre große Sünde und Schande, wenn man solch ein Kind tödten sollte, ohne Urtheil und Recht. Beßer laßt ihr sie nach dem Hafen führen und laßt sie dort verkaufen: von dort wird sie schon so weit hinweggeführt werden, daß man hier nicht mehr von ihr vernehmen soll. Dieser Rath schien dem König gut, er ließ alsbald zwei reiche Kaufleute kommen, und sagte ihnen, sie sollten nach Nicäa fahren um Blankflos zu verkaufen. Das versprachen ihm die Kaufleute zu thun.

Drittes Capitel.

Wie die Kaufleute Urlaub nahmen von dem König und nach dem Hafen zogen Blankflos zu verkaufen, und wie sie an den Admiral von Babylonien verkauft ward, der sie in hohen Würden hielt.

Die vorbesagten Kaufleute nahmen Urlaub von dem König und von der Königin und fuhren nach dem Hafen, wo

zu der Zeit viel reiche Kaufleute hielten. Da fanden sie zwei Kaufleute aus fernen Landen, welche Blankflos kauften und großen Schatz für sie gaben, dessen die Verkäufer zufrieden waren und ihr Glück priesen, denn die Kaufleute gaben für Blankflos sechzig Pfund Gold, hundert Pfund Silbers, hundert Laken Zindal, hundert rothe Mäntel, hundert gute Pferde und dreihundert Vögel, als Falken, Habichte und Sperber, und einen goldenen Becher über alle Maßen köstlich, daß dergleichen nie mehr gesehen ward. Diesen Becher hatte Vulcanus gemacht und hatte darauf gebildet, wie Paris des Königs von Troja Sohn, Helenam entführte; wie ihr Mann, König Menelaus, sie sehr erzürnt verfolgte, sein Bruder Agamemnon ein großes Heer versammelte und die Griechen Troja belagerten, die Mauern beschoßen und bestürmten und die Trojaner von innen sie vertheidigten. Und auf dem Deckel des Bechers stand ein Vogel so wohl gebildet, daß er lebendig schien; in den Klauen hielt er einen Karfunkel von so schönem und lichtem Schein, daß er den dunkelsten Keller erhellt hätte. Als Troja zerstört war, brachte Aeneas diesen Napf mit sich aus der Stadt und ließ ihn in der Lombardei Einem der Brüder seiner Geliebten Lavinia.

Als diese Kaufleute Blankflos gekauft hatten, fuhren sie gen Babylon und stellten sie dort dem Admiral vor, dem sie so wohl gefiel, daß er sie den Kaufleuten abkaufte und sie vierzehnmal mit Gold aufwägte. Dessen waren die Kaufleute wohl zufrieden, bedankten sich bei dem Admiral und nahmen Urlaub. Nun nahm der Admiral an ihren Kleidern und der Schönheit und Zartheit ihrer Gliedmaßen wohl wahr, daß sie von edelm Geschlechte sei und nahm sich vor, seine alte Ge-

wohnheit zu brechen und sie zu heiraten und lebenslang als sein Weib zu halten und keine andere mehr zu erkennen. Da ließ er sie auf seinen Frauenthurm bringen und befahl sie fünfundzwanzig Mägden, welche sie trösten und unterweisen sollten, denn sie sollte binnen Kurzem Königin werden über all das Reich. Als sich nun Blankflos in fremden Landen so allein in einer Kammer fand, hub sie an zu seufzen und zu klagen und sprach: O Flos! wer hat uns geschieden! Nimmermehr kann noch will ich dein vergeßen. Weiß ich doch, daß du nicht minder zu dulden hast als ich, du liebst mich wie dich selbst und sie müßen uns beide tödten, die uns dieß gethan haben, denn nimmermehr mag ich froh werden ohne dich, mein allerschönstes Lieb!

Nun wollen wir von Blankflos schweigen und von dem König und der Königin erzählen, und von den Kaufleuten, die dem König all das große Gut gaben, das sie für Blankflos empfangen hatten.

Viertes Capitel.

Wie der König Fenis nach der Kaufleute Wiederkehr ein köstlich Grab machen ließ, als wär es für Blankflos, und wie sich Flos darüber betrübte.

Der König freute sich über die Schätze, die er für Blankflos empfangen hatte; aber die Königin war in Sorgen und sprach: Wir bedürfen wohl guten Rath was wir thun sollen, wenn unser Kind kommt, daß es sich nicht zu Tode betrübe. Da ließ der König ein köstlich Grab machen von Elfenbein, Marmorstein und Krystallen, und ließ einen köstlichen Sarg darauf legen und auf dem Sarg waren in Gold zwei schöne

Kinder gebildet, das eine dem Flos gleich und das andere als wenn es seine geliebte Blankflos wäre. Und jedes trug eine köstliche Krone auf dem Haupt und in der Krone des Flos stund ein Karfunkel, der des Nachts leuchtete als wär es Tag. Und da waren lange Pfeifen gemacht, die den Wind fiengen, und wenn der Wind wehte, so spielten die Kinder zusammen und küssten und umhalsten sich, und wenn der Wind inne hielt, standen die Kinder still und sahen sich an und boten sich die Blumen, die sie in den Händen hielten, und das schien so natürlich als wenn sie am Leben wären. Und nie war einer Jungfrauen ein köstlicher Grab noch gemacht worden, denn man sah daran köstliche Steine, als Sapphire, Chalcedone, Amathiste, Topasen, Türkisse, Jaspisse, Chrysolithe, Diamante und Hyazinthe. Auch standen da Lettern von geschlagenem Golde, die lauteten also: In diesem Grab liegt Blankflos, die den Jüngling Flos geliebt hat aus stätem Herzen. Dazu gebot der König allen Leuten, daß sie bei Leibe nicht anders sagten, als daß Blankflos todt wäre. Als alle Dinge also geordnet waren, ließen sie ihren Sohn Flos zurückkommen. Dessen war er sehr erfreut und kam in kurzer Zeit nach Hause, grüßte Vater und Mutter inniglich und fragte nach seiner lieben Blankflos. Aber niemand durfte ihm die Wahrheit sagen. Da lief er alsbald in die Kammer ihrer Mutter und fragte, wo Blankflos wäre, die er bei ihr gelaßen hätte. Da sprach sie: Flos, ich weiß es nicht. Da sprach er: Laßt jetzt euern Spott und sagt mir wo sie sei; es sind wohl drei Wochen, daß ich sie nicht gesehen habe. Da mochte sie nicht mehr leugnen und sprach: Blankflos ist gestorben und begraben. Da ward Flos sehr bestürzt von diesen Worten und

fiel in Ohnmacht, dessen die Frau sehr erschrak und mit lauter Stimme schrie, daß man es am ganzen Hofe hörte. Da kam der König und die Königin in großer Eile gelaufen und waren sehr bekümmert, als sie ihr Kind am Boden liegen sahen.

Als aber Flos nach einiger Zeit sich erholte, mochte ihn Niemand trösten noch gestillen weder mit Bitten noch mit Dreuen. Doch begehrte er das Grab seiner lieben Freundin zu sehen. Da nahm ihn seine Mutter bei der Hand und führte ihn zu dem Grabe, wo Blankflos begraben liegen sollte. Und als er auf dem schönen Grabmal die Worte las, daß Blankflos hier begraben läge, ergriff ihn so heftiger Schmerz, daß er dreimal auf dem Grab in Ohnmacht fiel. Als er nun wieder zu sich kam, kniete er auf das Grab und sprach: O Blankflos, wie hast du mich verlaßen! Wir waren auf Einen Tag geboren und zusammen auferzogen: sollten wir denn nicht auch auf Einen Tag zusammen von dieser Welt scheiden? Wehe, wie hast du mich allein gelaßen, mein allerliebstes Lieb! O bitterer Tod, wie grausam nimmst du mir meine Freundin, die mir zur Wonne gegeben ward! Warum säumst du nun? komm auch zu mir und nimm mir das Leben, oder ich will es mir selber nehmen und so in das blühende Gefilde fahren, wo Blankflos Seele nun Blumen liest.

Als Flos so geklagt hatte, erhob er sich von dem Grabe und nahm aus seinem Kasten einen goldenen Griffel und sagte: Dies ist Alles, was mir von Blankflos übrig ist; diesen Griffel gab mir mein auserwähltes Lieb in der Stunde, da wir scheiden musten, damit ich an sie und unsere Liebe dächte, wenn ich ihn ansähe. Nun bist du allein mein Trost, du sollst

mir aus dieser Welt helfen, in der ich ohne Blankflos nicht sein mag.

Mit diesen Worten nahm er den Griffel und würde sich ihn ins Herz gestoßen haben; aber die Königin, seine Mutter, ward es gewahr und wand ihm den Griffel aus der Hand und sprach: Wie bist du so verzweifelt in deiner Liebe, daß du dich selber tödten willst? Wenn du dich selber tödtest, so magst du zu Blankflos in ihr blumenreiches Gefilde nicht kommen, sondern must in großen Schmerzen und Qualen wohnen bei Pyramus und Thisbe, die es auch verwirkten, zu großen Martern verbannt zu werden. Nun suchen sie einander um Trost zu finden, aber nie wieder sollen sie von Liebe Trost gewinnen. Drum, liebes Kind, gieb dich zufrieden; ich weiß wohl noch Künste, sie wieder lebendig zu machen.

Hiermit gieng sie sehr verzagt zu dem König ihrem Herrn und sprach: Herr, erbarmt euch über euer Kind. Seht hier den Griffel, womit er sich selbst entleiben wollte, hätte ich ihn ihm nicht unversehens aus der Hand gerungen. Und wäre er so ums Leben gekommen, da wir doch kein ander Kind haben als ihn, wir wären an unsern Landen sehr zu Schaden und Schanden gekommen. Darum sagt mir, Herr, was euch das Beste gethan dünkt. Da sprach der König: Sagt ihm, er solle sich faßen und trösten, denn seine geliebte Blankflos sei noch am Leben. Also schied sie von dem König und kam zu Flos ihrem Sohne und nahm ihn beiseite und sprach: Weine nicht mehr, ich will dir die Wahrheit sagen von deinem Lieb: sie liegt nicht in dem Grabe.

Da ließ sie den Sarg öffnen und sprach: Wir meinten, ihr würdet die Liebe zu Blankflos vergeßen haben und euer

Gemüth einer Königstochter zuwenden, welches wir lieber gesehen hätten, als daß ihr Blankflos zum Weibe nähmt, die geringerer Geburt und eine Christin ist. Euer Vater wollte Blankflos getödtet haben; aber ich rettete ihr das Leben. Da ließ er sie von zwei Kaufleuten in fernen Landen für sehr köstliche Schätze verkaufen.

Als Flos das Grab leer sah, freute er sich sehr und vermaß sich alsbald, nicht eher zu rasten, bis er sein süßes Lieb gefunden hätte, was er auch darum leiden müße.

Fünftes Capitel.

Wie Flos von Vater und Mutter Urlaub nahm und ausfuhr, Blankflos zu suchen.

Als nun Flos die ganze Wahrheit vernommen hatte, gieng er zu seinem Vater und sprach: Vater, wollet mir Urlaub geben, Blankflos zu suchen, denn ich will keine Rast noch Ruhe haben, bis ich sie finde. Da ward der König betrübt und fluchte dem Tag, da er sie verkauft hatte, und hätte Blankflos gern wohl zehn Pfund theurer wieder erkauft, als er sie verkauft hatte, wenn er nur gewust hätte, wie er sie bekommen könnte. Und sprach: Flos, mein Sohn, bleibe bei mir, ich will dir ein schönes Gemahl von edelm Geschlecht verschaffen, die mit Ehren die Krone tragen mag. Da sprach Flos: Nicht also, lieber Vater, es lebt auf der Welt kein Weib, die ich lieben mag, als Blankflos; darum gelieb es euch, mir Urlaub zu geben. Da sprach der König: Da du durchaus reisen willst, so soll man dir Alles geben, dessen du bedarfst an Kleidern, Knechten, Pferden und auch an Geld. Flos sprach: Herr Vater, mich dünkt am Besten, daß ich reise als ein Kauf-

mann, der kaufen und verkaufen will. Zwölf Maulthiere sollen vor mir hergehen, drei sollen Thierhäute tragen, drei andere gemünztes Geld, zweie gute Kleider von Seide, Sammt und Scharlach, aber die übrigen vier Buntwerk, weiß und grau. Und zu den Maulthieren gebt mir zwölf Treiber und gebt mir auch zwölf Schildknechte, die mich bewahren, und Einen von euern Truchseßen, und einen Kämmerling, der recht klug sei, und die zwei Kaufleute, die sie verkauft haben, denn die werden am Besten wißen, wo wir sie suchen sollen. Geschieht es dann, daß ich sie finde, so will ich euch Botschaft schicken und fröhlich wieder heimkehren.

Als Flos also gesprochen hatte, hub sein Vater inniglich zu weinen an; doch ließ er ihm Alles bereiten und geben was er verlangt hatte, und gab ihm dazu einen Zelter, der mit köstlichem Geschmeide gar reichlich geziert war. Auf diesen Zelter setzte sich Flos und legte ein Paar goldene Sporen an. Da gab ihm seine Mutter einen goldenen Ring mit einem Stein, von dessen Kraft sie ihm Wunder sagte, und empfahl ihm, ihn allzeit am Finger zu tragen, denn so lange er den Ring trage, dürfe er sich nicht fürchten vor wilden Thieren, noch vor Waßer, noch vor Feuer, auch könne ihn weder Mann noch Waffe schädigen, und was er erbitte, das möge man ihm nicht versagen. Da nahm Flos den Ring, steckte ihn an den Finger und dankte seiner Mutter für so große Gabe.

Nun nahm Flos endlich Urlaub, was nicht ohne große Betrübniss geschehen mochte, sonderlich von Vater und Mutter, die ihn mit beklommenem Herzen dreimal küssten, denn sie glaubten ihn nie wieder zu sehen, wie auch geschah, indem sie ihn darnach nicht mehr sahen.

Also zog Flos aus, Blankflos zu suchen und nahm sich vor sie zu finden, oder allzeit in Einsamkeit zu leben und nicht wiederzukehren. Da fuhr er mit seinem Gefolge nach dem Hafen, zu dem die Kaufleute mit Blankflos gezogen waren und kamen in kurzer Zeit ungefährdet dahin und nahmen ihre Herberge bei einem reichen Manne, wo sie Alles im Ueberfluß fanden, was sie bedurften, so daß sie da herrlich bewirthet und beköstigt wurden; aber Flos war ganz traurig und dachte allzeit an sein süßes Lieb und saß an der Tafel und aß ohne zu wißen ob er Brot oder Fleisch zum Munde brächte, so daß es die Wirthin gewahr ward und zu ihrem Manne sprach: Herr, seht ihr nicht wie traurig der junge Mann da sitzt und so manchmal seufzt und immer in Gedanken ist. Sie geben sich zwar für Kaufleute aus; ich wollte aber wetten, daß es andere Dinge sind, die sie suchen. Drauf sprach die Wirthin überlaut zu Flos: Junker, ich habe wohl bemerkt, daß ihr die ganze Malzeit über mit schweren Gedanken gerungen habt und sehr wenig ist es, was ihr genoßet. Auch gleicht ihr an euerm ganzen Wesen, Sitten und Gebärden, und auch im Alter einer schönen Jungfrau, die vor Kurzem hier war und auch immer tiefe Seufzer holte. Sie nannte sich Blankflos, und der junge Mann, um den sie sich betrübte, hieß Flos. Sie ward seinetwegen in diesem Hafen verkauft und die Kaufleute, die sie kauften, wollten sie nach Babylon bringen, wo sie sich versprachen, das Doppelte an ihr zu gewinnen.

Als Flos den Namen Blankflos nennen hörte, gab er der Frauen keine Antwort, denn er konnte vor Freuden nicht sprechen, und vergoß den Wein, der vor ihm stand, mit einem Meßer, das er in der Hand hielt. Als er aber wieder ein we-

nig zu sich kam, nahm er einen schönen goldenen Becher und sprach zu der Frauen: Diesen Becher schenke ich euch für den vergoßenen Wein und weil ihr mir die erste Nachricht von meiner Blankflos gesagt habt, denn ich wuste nicht, wo ich sie suchen sollte. Nun will ich nach Babylon fahren, da ihr sagt, daß sie dahin verkauft sei. Die Wirthin dankte Flos für die Gabe, darauf miethete er ein Schiff, nach Babylon zu fahren, brachte seine Knechte und all sein Gut darauf, gieng an Bord und fuhr so lange bis sie an eine Stadt kamen, Bagdad genannt. Und als sie vom Schiff in die Stadt ka-

men, nahmen sie Herberge bei einem reichen Manne, wo sie sehr gut bewirthet wurden. Als aber Flos sich zur Tafel setzte, saß er da wie abwesend und dachte an sein Lieb. Das bemerkte der Wirth und sprach: Junker, warum laßt ihr es euch nicht schmecken: behagt euch die Kost nicht? Aber Flos schwieg stille und gab ihm keine Antwort. Da sprach der Wirth zu Flos: Junker, ich muß euch was erzählen, um euch die Gedanken zu zerstreuen. Es ist nicht lange Zeit her, so waren hier Kaufleute über Nacht, ich glaube sie kamen aus Spanien. Die hatten eine Jungfrau bei sich, die euch ähnlich sah. Sie mochte auch vor Betrübniss weder eßen noch trinken, und die bei ihr saßen nannten sie Blankflos. Da sprach Flos: Herr Wirth, wißt ihr nicht mehr von ihr zu sagen? Habt ihr nicht vernommen, wohin sie fahren wollten, da sie von euch schieden? Da sprach der Wirth: Junker, sie zogen gen Babylon.

Da nahm Flos einen rothen scharlachnen Mantel und einen schönen Becher und sagte: Herr Wirth, nehmt dieses Geschenk von mir. Ihr mögt meiner Blankflos dafür Dank wißen, denn sie hat mein Herz in ihrem Bezwang. Dessen freute der Wirth sich sehr und sprach: Gott laß euch euer Lieb sonder Sorge wieder finden.

Als sie nun gegeßen hatten, gieng er zur Ruhe und des Morgens weckte Flos seinen Kämmerling und befahl ihm, seine übrige Gesellschaft herbei zu rufen, damit sie ihre Reise fortsetzten. Da geleitete sie der Wirth vor die Stadt auf den rechten Weg. Da kamen sie bald an ein Waßer, Fire genannt, und auf der andern Seite stund eine Stadt mit Namen Montfelis. Nun war keine Brücke da und sie konnten mit ihren Pferden und Maulthieren nicht über das breite Waßer.

Aber an einem Cypressenbaume hieng ein Horn und wer den Fährmann haben wollte, der stieß in das Horn, so kam der Fährmann. Da nahm Flos das Horn und blies darein, daß man es zu Montfelis hören mochte. Da kamen die Fährleute und luden die Güter in ihre Fahrzeuge und der Meister kam mit einem kleinern Boot und nahm Flos hinein. Als der Schiffmeister den Flos so traurig da stehn sah, sprach er zu ihm: Junker, wohin wollt ihr fahren? und was sucht ihr in diesem Lande? Da sprach Flos: Ihr seht, wir sind Kaufleute, wir wollen nach Babylon; aber es ist jetzt zu spät, weiter zu reisen. Wißt ihr hier keine Herberge für mich und meine Pferde? Da sprach der Meister: Herr, ich weiß euch gute Herberge, aber ich will euch sagen, warum ich euch ansprach. Es ist noch nicht lange Zeit her, daß eine Jungfrau hier mit uns überfuhr, die euch sehr ähnlich sah; die Leute nannten sie Blankflos. Es war die schönste Jungfrau, die ich jemals sah; sie sagte mir daheim in meinem Hause, sie wäre eines Heiden Geliebte, und würde seinetwegen so fern versandt. Als Flos von Blankflos hörte, ward er sehr aufmerksam und frug: Wo blieb sie, da sie von euch schied? Der Schiffer antwortete: Junker, wie ich gehört habe, ward sie dem Admiral von Babylon verkauft, der sie sehr lieb hat vor allen seinen Frauen. Als das Flos hörte, freute er sich der Kunde, gab aber nicht zu erkennen, daß er um Blankflos dahin gekommen wäre, wie er bei den Andern gethan hatte, denn er fürchtete, man würde ihn erschlagen. Da blieb Flos mit seinem Gefolge diese Nacht bei dem Schiffmann zur Herberge und am andern Morgen, da sie bereit waren, ihre Reise fortzusetzen, fragte Flos den Wirth, ob er nicht einen guten Freund in Babylon

hätte, der sie beherbergen könnte und ihnen mit Rath und That an die Hand gienge? Der Wirth sprach: Allerdings hab ich dort einen vertrauten Freund, auf den ihr euch verlaßen könnt. Eh ihr nach Babylon kommt, findet ihr ein breites Waßer, und eine Brücke darüber geschlagen. Auf der Brücke findet ihr einen Mann, der den Zoll empfängt von allen, die über die Brücke wollen. Dieser Mann ist mein guter Freund und hat in der Stadt ein Haus, darin er euch wohl beherbergen kann. Nehmt diesen Ring und gebt ihn dem Mann zum Zeichen, daß ihr von mir an ihn gewiesen seid.

Sechstes Capitel.

Wie Flos nach Babylon kam und welchen Rath ihm sein Wirth gab, damit er zu Blankflos käme.

Also nahm Flos von seinem Wirth Abschied und kam vor Abend an das Waßer, von dem ihm gesagt worden. Da gab ihm Flos den Ring und sprach zu ihm, wie der Wirth ihn gelehrt hatte. Da nahm der Zöllner den Flos mit sich in sein Haus und schuf ihm gute Herberge.

Als Flos am andern Tag sich in der Stadt ergieng und die Macht des Admirals ersah und die Stärke der Stadt, verzweifelte er an allem Trost und sprach zu sich selbst: Nun bin ich wo Blankflos ist; aber was hilft mir das nun? Ich habe unweislich gethan, daß ich aus meines Vaters Lande fuhr. Ich hätte wohl ein ander Lieb gefunden; es ist beßer, daß ich wieder heimfahre, damit ich mein Leben erhalte. Wen habe ich hier, dem ich meine Sache vertrauen darf und seine Hülfe gewarten? Denn erfährt es der Admiral, so muß ich eines schmählichen Todes sterben. Ich weiß auch wohl, daß

der Admiral um alle Schätze der Welt Blankflos nicht hinwegführen ließe. Was suche ich denn hier?

Als er in solchen Gedanken stand, trat der Wirth zu ihm und sprach: Freund, ihr steht hier so missmuthig. Missfällt euch etwas an der Herberge, so sagt es mir: ich will sehen, ob ich es beßern mag. Da versetzte Flos: Nein Herr, Gott laße mich nur so lange leben, daß ich euch der Ehren danken mag, die ihr mir thut; aber ich sorge, daß ich mein Gewerbe hier nicht ausrichten kann.

Da sprach der Wirth: Kommt, laßt uns eßen gehen. Nach Tisch wollen wir sehen, ob ich Rath finden mag, euch zu helfen. Als sie nun bei der Malzeit saßen, ließ Flos sich einen Becher bringen, aus dem er trank, und dieser Becher war derselbe, um den Blankflos verkauft worden war.

Da ward er sehr betrübt und sprach bei sich selbst: Ach, gönnte es mir Gott, daß ich meine Blankflos hinwegführen dürfte; welch froher Tag mir das sein sollte! Hiermit liefen ihm aber die Thränen über die Wangen. Das ward die Wirthin gewahr, welche Licoris hieß: da sprach sie zu ihrem Manne Daries: Herr, laßt uns die Tafel aufheben. Diesen jungen Mann gelüstet nicht zu eßen; er bedürfte mehr unseres Trostes.

Als die Tafel aufgehoben war, sprach Daries der Wirth: Junger Herr, sagt und offenbart mir ohne Sorge, was euch gebricht, so will ich euch rathen so gut ich vermag. Und die Wirthin sprach zu dem Wirthe: Herr, so viel ich an allen seinen Sitten und Gebärden erkennen mag, so geht ihn jene Blankflos an, die dort auf dem Thurme ist. Sie war in unserm Hause vierzehn Tage lang in großer Trauer und klagte, daß sie verkauft wäre eines jungen Mannes wegen, der

sie liebte und um den sie viel tiefe Seufzer ausstieß. Darauf kaufte sie der Admiral von den Kaufleuten, die sie an einem spanischen Hofe erstanden hatten und wägte sie ihnen zehnfalt mit Gold auf. Darum glaube ich, dieser junge Herr muß Eins von beiden sein, dieser Jungfrau Bruder oder ihr Geliebter. Da hob Flos sein Haupt empor und sprach sehr erfreut: Ich bin ihr Geliebter und nicht ihr Bruder. Nicht doch, sprach er wieder, ich bin ihr Bruder und nicht ihr Geliebter. Wir haben einen Vater und eine Mutter. Da sprach Daries: Junger Herr, euer Wort in Ehren, aber ihr widersprecht euch in Einem Athem. Ihr thätet beßer, mir die Wahrheit zu sagen. Seid ihr aber deshalb hierher gekommen, so glaubt mir gewiſs, ihr habt thöricht gethan, und wüßte es der Admiral, so wäre es um euer Leben geschehen. Da sprach Flos: Herr, ich will euch die Wahrheit sagen. Ich bin des Königs Sohn von Spanien und habe lange nach Blankflos gesucht, die mir entwendet ward, und ohne die ich nicht leben mag. Wollt ihr mir nun rathen, wie ich sie wieder erlangen mag, das will ich euch lohnen mit soviel Geld und Gut als ihr verlangt, denn ich muß sie binnen einem Mond haben, oder ich sterbe um ihretwillen. Da antwortete Daries: Junker, es wäre Schade, wenn ihr das Leben verlört aus Liebe zu einer Jungfrau. Aber um sie euch wieder zu verschaffen, weiß ich keinen Rath, denn wäre die ganze Welt mit euch im Bunde, so möchte man dem Admiral Blankflos nicht nehmen, denn er ist so mächtig, daß er hundert und funfzig Könige unter sich hat, und die Stadt Babylon ist zwanzig Meilen lang und breit, und die Mauern sind siebenzig Fuß hoch und von solchem Stoffe gemacht, daß kein Eisen ihnen

etwas anhaben kann und die Einwohner sich vor keinem Fremden fürchten. Und in der Mauern sind drei und dreißig Pforten von Stahl künstlich vermauert und siebenhundert der grösten Thürme, die je ein Menschenauge sah. Diese Thürme hüten siebenhundert der vornehmsten Herrn von Babylon, welche die Stadt und die Veste bewohnen und jeder dieser Herrn ist so mächtig, daß er keinem Könige wiche. Darum dünkt es mich große Thorheit, daß ihr euch solcher Dinge annehmt. Dazu in der Mitte der Stadt steht ein sehr schönes Schloß, darauf sind vier Wohnungen, und oben auf der vierten Wohnung wohnt Blankflos mit vier andern jungen Frauen in einer sehr schönen prachtvollen Kammer, denn die Thüren sind von Eibenholz gemacht, das nimmermehr fault noch im Feuer verbrennt, und die Fenster sind von wohlriechendem Myrhenholz. Und die Thüren sind mit Goldlasur verziert, und wunderliche Dinge stehen daran gebildet. Und weil da nur Jungfrauen wohnen, so heißt der Pallast der Jungfrauenthurm. In der Mitte des Thurms steht ein Pfeiler von Krystall, in dem springt ein Brunnen, dessen Waßer auf Schwibbogen in alle Kammern geleitet wird, und aus den Kammern kehrt das Waßer wieder zurück in den Pfeiler. Und aus dem Saal, wo der erste Pfeiler steht, führt eine Stiege zu des Admirals Kammer, wo ihm vierzehn Tage lang alle Morgen und alle Abend eine der Jungfrauen dient, wenn er aufsteht und wenn er schlafen geht. Die eine trägt das Handtuch und die andere giebt ihm Waßer. Der Thurmwächter ist außermaßen böse und wer sich dem Thurme nahte und ihm keinen guten Grund sagte, wenn er dahin käme, den ließe er tödten. Dazu sind noch sechzehn sehr zornige Männer, welche den

Thurm bewachen und Tag und Nacht nicht schlafen. Noch ist dabei ein wunderlich Ding, das ich berichten will.

Der Admiral ist gewohnt, alle Jahr ein Weib zu freien, und zu Ende des Jahres entbietet er alle seine Herren, die Könige und Fürsten seines Reichs und wenn sie alle versammelt sind, so läßt er die Frau vor sie alle führen und läßt ihr von einem Ritter das Haupt abschlagen, damit sie Niemand anders nach ihm zum Weibe gewinne. So muß denn seine Frau diese Ehre mit dem Tod und großem Kummer bezahlen.

Wenn der Admiral ein Weib freien will, läßt er die Jungfrauen von dem Thurme herabkommen in einen Baumgarten. Dahin kommen die Jungfrauen sehr verzagt und traurig, denn keine von ihnen begehrt die Ehre, Königin zu sein, weil sie nach einem Jahre den Tod zu gewärtigen hat. Schöne Mauern umgeben diesen Baumgarten, von Gold und von Lasur, und edler Bäume stehen soviel darin, daß kein Obst in der ganzen Welt wächst, von dem man nicht stäts reife Früchte das ganze Jahr über in diesem Baumgarten fände. Da wächst Ingwer, Kaneel, Weihrauch, Nägelein, Muscat und Muscatenblumen und andre köstliche Specereien, und von allen lieblichen Blüthen und Blumen ist der Geruch so labend und der Gesang aller Vögel so entzückend, daß man glaubt in einem irdischen Paradies zu sein. Und mitten in dem Garten ist ein Brunnen von lauterm Waßer, und über dem Brunnen steht ein Baum, der allzeit blüht und immer neue Blumen von mancherlei Früchten entfaltet und sobald eine Blume abfällt oder gepflückt wird, alsbald sproßt wieder eine andere hervor.

Nun kommt der Admiral mit seinen Herrn und setzt sich neben den Baum und dann müßen die Jungfrauen eine nach

der andern über den Brunnen schreiten und schreitet eine hinüber, die Magd ist, so bleibt das Waßer des Brunnens schön und klar, und so mag die Jungfrau fröhlich weiter gehn; geht aber eine hinüber, die nicht Magd ist, so wird das Waßer des Brunnens trüb und roth, und die muß den Tod schauen in kurzer Frist.

Wenn dieß geschehen ist und die Jungfrauen geprüft sind, läßt der Admiral die Jungfrauen alle wieder herbeikommen und sich unter den blühenden Baum stellen. Nun ist der Baum durch Zauber so gemacht, daß eine seiner rothen Blumen auf die Magd fallen muß, die er in seinem Herzen am Meisten liebt. Diejenige nun, auf welche die Blume fällt, die nimmt er für dieses Jahr zum Weibe und läßt sie mit Ehren krönen; aber zu Ende des Jahres läßt er sie tödten.

Nun lieber Junker, wüst ich gerne, wer so weise wäre, daß er euch rathen möchte, wie ihr Blankflos erlangen solltet. Denn noch ehe der Mond wechselt, läßt der Admiral seine Herren entbieten, um das Fest seiner Hochzeit mit ihnen zu begehen und dann müßen alle Jungfrauen vor ihn in den Baumgarten kommen, und wie ihr vernommen habt, so liebt er Blankflos so sehr um ihre Schönheit, daß er keine andere als sie für dieses Jahr zum Weibe begehrt. Man sagt schon lange hier, daß er keine von allen Jungfrauen so gerne sehe oder lieber zum Weibe nehme. Darum muß sie und ihr Gespiel Clarissa ihm täglich das Waßer an sein Bett tragen, und in großen Aengsten schweben, daß sie gewählt werde.

Als das Flos vernahm, erschrak er sehr und sprach: Ach lieber Herr Wirth, rathet mir doch, was ich am Besten thue. Ich will sie öffentlich ansprechen in dem Baumgarten, denn

sie ist mein und Niemand hat ein Recht auf sie als ich. Ich weiß wohl, daß ich dann sterben muß, aber was ich um ihretwillen leide, schmerzt mich nicht, denn ich weiß, sie wird dann auch nicht lange mehr leben, sondern mir folgen und dann wird ihre Seele zu der meinen kommen in das irdische Paradies, wo wir Blumen lesen und in stätem Genügen beisammen sind.

Da sprach der Wirth: Junker, ich sehe wohl, daß ihr um euer Gespiel keine Noth und selbst den Tod nicht scheut. Weil ich nun euern Ernst sehe, den euch Niemand verleiden kann, so mag uns Gott helfen, dessen bedürfen wir wohl, denn wenn es auskommt, so seid ihr des Todes und wir mit euch, weil ich euch gerathen habe. Mein Rath ist aber dieser; folgt ihm, es wird euch nicht gereuen: Morgen nach dem Imbiß ziehet eure besten Kleider an und gehet hin nach dem Thurm und stellt euch an, als wolltet ihr ihn meßen nach Höhe, Breite und Tiefe. Wenn das der Thurmwächter sieht, so beginnt er zu zürnen und fragt euch mit schmählichen Worten was ihr da zu schaffen hättet. Dann antwortet ihm ruhig, doch mit glimpflichen Worten, ihr wolltet sehen, wie der Thurm gemacht sei, denn wenn ihr heim kämt in euer Land, wolltet ihr euch auch solchen Thurm bauen laßen. Wenn er euch dann so gleichgültig von so großen Dingen sprechen hört, so spricht er nicht mehr in so rauhen Worten, denn er wundert sich eures Reichthums. Er wird euch fragen, wo ihr her seid und welches Standes und wird euch dabei näher ins Auge faßen. Wenn er dann sieht, daß ihr reich und köstlich gekleidet seid, so will er euch näher kennen lernen und fragt, ob ihr auch Schach spielen könnt, und wenn ihr das bejaht, so bittet er euch zu

ihm einzutreten und zum Zeitvertreib ein Spiel mit ihm zu machen. Dann müßt ihr Geld bei euch haben und mit ihm spielen und immer um hundert Bisanten, denn er spielt gerne hoch und scheut auch das Geld nicht, wenn er hoffen mag zu gewinnen. Wenn ihr dann mit ihm spielt, so fleißt euch, daß ihr gewinnt, aber gebt ihm sein Geld wieder und das eure dazu, das ihr dagegen gesetzt habt. Und kommt des andern Tags wieder und setzt zweihundert Bisanten und am dritten Tag vierhundert, und gebt ihm alles wieder, was ihr von ihm gewinnt und euer Geld dazu, damit erwerbt ihr seine Gunst. Aber euern Becher setzt nicht auf ein Spiel, aber bringt ihn mit, daß er ihn sieht. Er wird dann begierig darnach und gäbe wohl tausend Mark Goldes dafür; aber ihr müßt ihn ihm nicht verkaufen noch darum mit ihm spielen, sondern wenn ihr ihn recht lüstern gemacht habt darnach, so bietet ihm den Becher zum Geschenk, daß er ihn von euch nehme zum freundschaftlichen Andenken: Dann wird er bei sich denken, wie er euch solch köstlich Geschenk vergelten möge, und zuletzt wird er euch Treue schwören und euer Mann zu sein geloben und Alles zu thun, womit er euch behülflich sein mag.

Siebentes Capitel.

Wie Flos mit dem Thurmwart Schach spielt und wie er ihn dazu brachte, ihm Treue zu schwören.

Da dankte Flos dem Wirth so guten Rathes und merkte ihn genau und versprach ihm zu folgen. Und am andern Morgen kleidete er sich prächtig und gieng nach dem Thurm und besah und maß ihn nach allen Seiten, die Höhe und die Tiefe, die Breite und die Länge, und gebärdete sich sehr eifrig beflißen.

Nicht lange hatte er das getrieben, so ward ihm von dem Thurmwärter sehr zornig zugesprochen, was er da zu schaffen hätte und ob er ein Kundschafter wäre, der seines Herren Thurm ausspähen wollte. Aber Flos gab ihm freundlich zur Antwort, er besähe sich den Thurm, weil er gedächte, wenn er heim käme, sich auch solchen Thurm machen zu laßen, um sein Gold darin zu verwahren. Es thue ihm nur leid, daß er ihn nicht auch von innen sehen könne oder ob er ihm dazu helfen wolle? denn da nichts als Gold in dem Thurm verwahrt würde, so hätten er und sein Herr von ihm nichts zu besorgen, weil er mehr Gold besäße als sie beide. Da gedachte der Thurmwärter: Ich hab ihm unrecht gethan, daß ich ihn einen Späher hieß, dazu ist er zu reich, das sehe ich nun wohl an seinem köstlichen Gewand. Darauf versuchte er ihn mit mancher Frage und bat ihn zuletzt einzutreten und ein Spiel Schach mit ihm zu spielen, was Flos gerne zufrieden war. Da fragte der Thurmwart, wie hoch sie spielen sollten? Flos sagte, um hundert Bisanten. Da ließ der Thurmwärter ein Schachspiel holen von Elfenbein und Ebenholz und setzte sich mit Flos zu spielen. Nun hatte Flos einen Ring am Finger mit einem köstlichen Stein, den kehrte er hervor, daß ihn der Thurmwart sehen mochte. Als er aber den Ring gewahrte und den köstlichen Stein, ward er so begierig darnach, daß er immer darnach schielte und sein Spiel nicht bedachte, bis er endlich sieglos ward und Flos das Spiel und die hundert Bisanten gewann, worüber der Thurmwart sehr bei sich zürnte. Aber Flos gedachte an seines Wirthes Rath und gab ihm das verlorene Geld wieder und das seine dazu, das er dagegen gesetzt hatte. Dessen freute der Thurmwart sich sehr und bat ihn,

des andern Tags wiederzukommen, was ihm Flos zu thun versprach. Und des andern Tags gieng er wieder hin und setzte zweihundert Bisanten gegen zweihundert des Thurmwartes und mit Hülfe des Steins gewann er das Spiel und gab ihm das Geld wieder und das seine dazu, wie er auch Tags zuvor gethan hatte. Darüber freute sich der Thurmwärter noch mehr und erbot sich ihm bereit zu allen Diensten, wenn er seiner bedürfen sollte. Das hörte Flos gerne, denn er hoffte durch ihn einigen Trost zu gewinnen seiner Blankflos wegen. Und des dritten Tags spielten sie wieder zusammen und jetzt um vierhundert Bisanten; aber der Thurmwart verlor auch dießmal und war sehr bestürzt über so großen Verlust. Da gab ihm Flos das verlorene Geld wieder, dazu sein eigenes. Darüber hatte der Thurmwart große Freude und lud Flos zu einem Imbiß in seine Herberge. Und als Flos kam, brachte er seinen köstlichen Goldbecher mit und setzte ihn vor sich an seinen Platz, damit er bei Tisch daraus trinken möchte. Der Thurmwart, dem er sehr in die Augen stach, besah ihn sehr genau und frug zuletzt, ob er mit ihm um den Becher spielen wollte, so wollte er tausend Mark Goldes dagegen setzen. Aber Flos wollte das nicht eingehen und sprach: Wenn ihr mir behülflich sein wollt, falls es geschähe, daß ich eurer bedürfte, so wollte ich euch den Becher schenken; aber verkaufen mag ich ihn nicht, noch darum spielen. Als der Thurmwart hörte, daß ihm ein so köstliches Geschenk geboten ward, bezwang ihn die Begierde, daß er ihm Treue schwur und sich als sein Mann verpflichtete, ihm in allen Dingen behülflich zu sein und Alles zu vollbringen, was er von ihm begehren möchte.

Da erzählte ihm Flos offenbarlich, wie er seine Freundin,

die schöne Blankflos, die oben in dem Thurm wäre, sehen müße oder den Tod darum leiden. Als das der Thurmwart hörte, ward er sehr betrübt über sein Gelübde und sprach: O Freund, euer Reichthum hat mich verleitet, denn unser beider Leben, sorg ich, muß bald ein Ende haben. Aber nichtsdestoweniger will ich vollbringen, was ihr begehrt. Drum kehrt zurück zu eurer Herberge und bleibt dort bis zum dritten Tage, denn dann ist der erste Tag im Maien, und da will ich die ersten Blumen suchen laßen, die man finden mag und will sie eurer geliebten Blankflos in einem Korbe schicken zu einem Gruße mit dieser List, daß ich euch in dem Korbe der schönen Blankflos auf den Thurm senden will. Und da mögt ihr sie sehen und sprechen, und so lange bei ihr bleiben, als euch gefällt.

Als dieß Flos von dem Thurmwart hörte, freute er sich sehr und gieng wohlgemuth zu seiner Herberge. Der Thurmwart aber ließ alle Blumen suchen, die man finden mochte, um sie der Jungfrauen zu senden. Aber für Blankflos ließ er einen zierlichen Korb bereiten, den er ihr senden wollte, wie er dem Flos verheißen hatte.

Achtes Capitel.

Wie Flos in dem Blumenkorb auf den Thurm getragen ward.

Als nun der Maitag gekommen war, den Flos sehr ersehnt hatte, kam er in rothen Purpur gekleidet, wie der Thurmwart ihn geheißen hatte, damit er den rothen Rosen gliche und keine der Jungfrauen sein gewahr würde. Da ließ der Wächter einen Korb in seine Kammer bringen, hieß den Flos hineinsteigen, setzte ihm einen rosenrothen Hut auf den Kopf

und deckte ihn mit Blumen zu, daß ihn Niemand sah. Darauf rief er zwei starken Knappen und sprach: Nehmt diese Rosen und tragt sie hinauf in Blankflos Kammer und sagt, ich sende sie ihr. Hernach kommt wieder her zu mir.

Die Knappen gehorchten und trugen den Korb hinauf; unterwegs aber huben sie an zu fluchen und sagten, sie hätten nie so schwere Blumen getragen. Sie verfehlten aber die Thüre von Blankflos und brachten ihn vor der Claris Thüre und sprachen: Jungfrau Blankflos, das Geschenk hat euch der Thurmwart geschickt. Als Claris den Namen Blankflos hörte, sagte sie den Knaben nicht, daß sie die rechte Kammer verfehlt hätten, sondern nahm das Geschenk mit Dank an, und hieß die Knaben gehen. Darauf gieng sie an den Korb und nahm eine Blume heraus, die ihr gefiel. Da meinte Flos, es wäre Blankflos und sprang hervor, dessen die Jungfrau sehr erschrak und rief: Ach was ist das, was ist das! Das hörten die andern Jungfrauen und liefen herzu und fragten was ihr wäre? Als dieß Flos merkte, bückte er sich wieder in den Korb und bedeckte sich mit Laub und Blumen. Da kam es der Claris in den Sinn, wie ihr Blankflos oft von einem Jüngling gesprochen hatte, der aus Spanien wäre und ihr sehr gleich sähe. Da dachte sie gleich des Jünglings, den sie gesehen hatte, wie er ihr hier zum Geschenk gesandt worden, und sagte lachend zu den andern Jungfrauen: eine Horniss sei ihr aus den Blumen ins Angesicht geflogen, darüber sei sie so erschrocken, daß sie sich nicht enthalten können, um Hülfe zu rufen. Da giengen die andern Jungfrauen alle wieder in ihre Kammern. Nun denkt, welche Angst Flos hatte, als diese Jungfrau wuste, daß er in dem Korbe sei. Claris aber, eines alemannischen

Herzogs Tochter, war eine vertraute Freundin der schönen Blankflos und diese beiden Gespielen klagten einander täglich ihre Noth und dienten auch zusammen Morgens und Abends dem Admiral; die Eine brachte ihm das Waßer, die Andere das Handtuch; und ihre Kammern lagen neben einander und eine Thüre gieng aus einer Kammer in die andere. Da gieng Claris hin und schloß ihre Thür nach dem Gange, damit man den Jüngling nicht entdecken möchte und gieng durch die andere Thüre in die Kammer der Blankflos, die da in tiefen Gedanken saß und um ihren Liebsten seufzte. Da sprach Claris: Blankflos geht mit mir, ich will euch solche Blumen zeigen, daß ich gewiſs bin, ihr saht nie schönere Blumen als diese sind. Aber Blankflos versetzte: Liebe Claris, ich habe in meinem Herzen solche Schwere, daß ich nach keinen Blumen frage, da ich so fern bin von meinem Lieb und mein Lieb von mir. Auch wißt ihr wohl, daß mir großes Unglück bevorsteht, denn der Admiral gedenkt mich noch in diesem Monat zum Weibe zu nehmen. Aber ich schwöre euch, ich geb es nicht zu. Ach Flos, mein Lieb, das wäre große Missethat. Ich will eine Ursache suchen, daß er mich bald umbringen läßt, da ich anders nicht entgehen mag, denn lieber will ich das Leben verlieren als meinem Flos ungetreu werden.

Da sprach Claris: Laßt jetzt euer Klagen und geht nur, so lieb euch euer Flos ist, die schönen Blumen besehen. Da stand Blankflos auf und gieng mit ihr die Blumen sehen. Flos aber hatte ihr Gespräch gehört und wuste wohl, daß seine Blankflos da wäre, da richtete er sich auf und sprang aus dem Korb, den rosenrothen Hut auf dem Kopf und alsbald erkannte ihn Blankflos und er sie auch und blieben beide stumm

vor Liebe stehen und konnten kein Wort sprechen und fielen sich schweigend um den Hals und küßten sich eine lange Zeit und lagen sich in den Armen bis endlich Blankflos zu Wort kam und sprach: Claris, dieß ist mein Lieb, das Herz meiner Seele, mein Trost, meine Zuversicht. Darauf baten sie beide die gute Claris, daß sie ihre Liebe nicht scheiden möchte, noch kund machen, denn dann wären sie beide des Todes. Claris antwortete: Habt keine Sorge, ich will euch helfen soviel ich kann. Der Wein und das Eßen, das sie uns beiden bringen, reicht hin, daß wir dreie davon leben und so sollt ihr mich allzeit getreu finden. So schieden sie von Claris und giengen zusammen in Blankflos Kammer und setzten sich auf ihr Bette, das mit einer köstlichen goldgestickten Spreite bezogen war. Da sprachen sie miteinander von all den Abenteuern, die sie befahren, seit sie von einander geschieden waren. Und Flos sagte: O Lieb, was hab ich um dich gelitten! Es fehlte nicht viel, so wär ich gestorben. Und Blankflos sagte: Seit du gen Montorio fuhrst, bin ich nicht froh geworden und hab immer in Kummer und Trübsal geschwebt. Darauf küßten sie einander lieblich und Flos zeigte ihr den Ring, den seine Mutter ihm gegeben hatte und sagte ihr, wie große Kraft darin läge.

Die gute Claris unterdes trug große Sorge, daß ihre Liebe nicht verrathen würde und war beflißen, ihnen zu helfen, als wenn es für sie selber wäre. Sie aßen und tranken zusammen und die andern Jungfrauen wurden nichts davon gewahr. Da lebten die zwei Gelieben so fröhlich und glücklich, daß sie in der Welt nichts anders begehrten als immer so beisammen zu sein, hätte es sich ihnen nur fügen wollen. Aber leider sollte das nicht sein, denn das Glück verkehrte bald ihre

Freude in großen Kummer. Denn eines Morgens, da Claris erwachte, sah sie, daß es schon längst Tag wäre und lief hin zu Blankflos, weckte sie und sagte, es sei schon spät, sie müßten eilen, den Admiral zu bedienen. Da sagte Blankflos: Geh voraus, ich komme dir nach. Aber sie kam nicht, sondern schlief wieder ein. Claris lief alsbald an den Brunnen, nahm da Waßer in ihr Becken und lief eilends zu ihrem Herrn, dem Admiral, und meinte, ihre Freundin Blankflos schon bei ihm zu finden. Aber sie war noch nicht da.

Als nun der Admiral Blankflos nicht sah, frug er verwundert, wo sie bliebe. Da antwortete Claris: Herr, sie hat die ganze Nacht in ihrem Psalter gelesen und für euch gebetet, daß euch Gott lange in Ehren leben laße, und da ist sie gegen Morgen in Schlaf gefallen und liegt noch und schläft. Damit war der Admiral wohl zufrieden und sprach: Das ist wohl ein gutes Werk und so verdient sie, mein Weib zu werden.

Aber des andern Morgens geschah es wieder, daß Claris aus dem Bette sprang, da es schon hoch am Tage war. Da rief sie Blankflos zu, daß sie aufstünde und käme, sie wolle derweil das Waßer holen. Blankflos sagte ja, sie wollte kommen, aber damit drückte sie Flos an sich und hielt sie so lange umhalst, bis sie wieder in Schlaf fiel. Als Claris Waßer geholt hatte in einem goldenen Becken, kam sie an Blankflos Kammer vorbei und rief ihr noch einmal; aber sie schlief so fest, daß sie es nicht hörte. Da meinte Claris, sie wäre schon vorausgegangen und rief ihr nicht wieder, sondern lief eilends zu ihrem Herrn, dem Admiral, an sein Bette, und fand da Blankflos nicht. Da fragte der Admiral, wo Blankflos bliebe. Da antwortete Claris: Gnade, Herr, ich gieng an ihrer Kam=

mer vorbei und rief ihr und sie sagte, sie würde vor mir hier sein. Als der Admiral dieß hörte, verwunderte er sich und rief seinen Kämmerling und sprach: Geht hin und seht, wo Blankflos bleibt. Da lief der Kämmerling hin und kam in ihre Kammer, die sehr hell war von den köstlichen Steinen, und sah da ein prächtiges Bette: darauf fand er Blankflos bei Flos liegen. Er meinte aber, es wäre Claris gewesen, denn Flos hatte weder Bart noch Flaum in seinem Angesicht und von allen Jungfrauen in dem Thurm, Blankflos ausgenommen, war keine so schön, als Flos war. Als der Kämmerling diese beiden so lieblich beisammen liegen sah und schlafen, jammerte ihn, daß er sie wecken sollte und kehrte zurück zu seinem Herrn und sagte, Blankflos und Claris lägen und schliefen so lieblich einander in den Armen, daß er sie nicht hätte wecken mögen. Dieß hörte Claris, die neben ihm stand, und der Admiral entfärbte sich vor Zorn, denn er glaubte nicht anders, als daß ein Mann verstohlen mit seiner Blankflos der Minne pflegte.

Neuntes Capitel.

Wie der Admiral Flos und Blankflos tödten laßen wollte und wie Jedwedes vor dem andern sterben wollte und wie sie beide Gnade erlangten.

Da rief der Admiral: Langt mir mein Schwert: ich will sehen, was das für eine Jungfrau ist; denn ihr lügt, Claris steht hier. Da gieng er mit dem Kämmerling in Blankflos Kammer, und ließ alsbald die Vorhänge von den Fenstern wegziehen, daß der lichte Tag hinein schien. Darauf gieng er mit dem Schwert in der Hand an das Bett und fand die Beiden liegen und schlafen. Aber der Admiral stand in

großem Zweifel, denn er wuste nicht ob es ein Jüngling oder eine Jungfrau wäre, so schön war Flos von Angesicht. Da rief er dem Kämmerling und hieß ihn, die Brust ihres Schlafgenoßen enthüllen und da das geschehen war, sah er, daß es ein Mann sei und ward so zornig, daß er nicht mehr sprechen konnte. Da erhob er sein Schwert und wollte sie erschlagen; sie aber erwachten und sprangen auf und sahen den zornigen Herrn mit bloßem Schwert vor ihnen stehen und zweifelten nicht mehr, daß sie beide sterben müßten und sahen sich einander an und weinten bitterlich. Da sprach der Admiral: Wer bist du, Elender? und wie mochtest du dich erkühnen, in meinen Thurm zu dringen? Für diese Schmach sollst du mir hier dein Leben laßen.

Da sprach Flos mit lautem Weinen zu dem Admiral: Gnade, Herr! Diese ist es, die mich liebt vor allen, die da leben und die ich wieder über alles liebe, und nie ward bis diesen Tag so stäte Liebe gefunden, als wir zwei zu einander tragen.

Da bat der Kämmerer den Admiral, daß er sie nicht tödten möchte, eh er sie vor seine Fürsten und Herrn gebracht hätte; alsdann möchte er sie nach Urtheil und Recht hinrichten laßen. Der Admiral bewilligte ihnen diese Frist, hieß sie aber binden mit straffen Seilen, damit sie ihm nicht entsprängen. Darauf ließ er seine Fürsten und Großen entbieten, damit sie über ihr Leib und Leben richteten.

Nun war überdieß das Fest nahe, das alle Jahr zu sein pflegte, da der Admiral ein Weib nehmen sollte. Da versammelten sich die meisten Großen seines Reichs, Könige, Herzogen, Grafen und Baronen und viel andere Herren ohne

Zahl in des Admirals prachtvollem Saale. Priamus von Troja hatte keinen, der sich ihm vergleichen mochte. Er war eine Meile lang und breit und die Pfeiler waren alle von Krystall. Da setzte sich der Admiral auf seinen hohen Sitz und gebot Jedermänniglich still zu schweigen und sprach: Ihr Herrn, hört mich an, und findet ein Urtheil, dessen ihr euch nicht zu schämen habt. Darauf fuhr er fort und sprach: Ihr Herrn, hier ist Blankflos, die kaum vier Monden in meinem Thurm ist, und die ich mit großem Schatz kaufte, denn ich wiegte sie zehnmal mit Gold auf und ich dachte sie um ihre Schönheit zum Weibe zu nehmen und zu behalten mein Leben lang. Und damit ich sie alle Tage sähe, muste sie mir alle Morgen mein Waßer bringen in einem goldenen Becken. Nun aber habe ich sie mit einem Andern betroffen und wären sie nicht aus dem Schlaf erwacht und vom Bette gesprungen, so hätte ich sie auf der Stelle erschlagen, denn sie haben mich in meinem eigenen Pallast beschimpft. Nun ihr Herrn, ist es an euch, über sie zu richten, daß es euch Ehre bringt.

Da sagten Alle die da waren, sie hätten den Tod verwirkt, und sprachen: Herr Admiral, rächt den Schimpf, der euch angethan ist. Und einige sagten, man sollte sie hängen, andere, man sollte sie erwürgen, andere urtheilten, man sollte sie von Pferden zerreißen laßen, andere, man sollte sie verbrennen und wieder andere, man sollte sie mit großen Steinen um den Hals ertränken. Aber alle waren darin einig, daß sie einen martervollen Tod verdient hätten.

Da erhob sich ein König, Aliers geheißen und sprach: Es ist große Schande, daß hier an des Königs Hof solch Durcheinanderschreien ist und Jeder ein anderes Urtheil findet.

Thut so wohl und laßt Einen für alle das Urtheil sprechen. Auch haben wir unseres Herren Anklagen gehört; es wäre billig, daß wir auch die Verantwortung dieser Kinder hörten.

Da stand auf neben dem König Baisier von Arabien und sprach: Ihr Herren, dem folge ich nicht, denn haben sie unserm Herrn Schmach angethan, so ist wohl recht, daß man sie tödte ohne Verantwortung. Denn wer einen Dieb auf dem Diebstahl fienge, der brauchte ihn nicht erst vor Gericht zu stellen, sondern möchte ihn auf der Stelle tödten.

Da befahl der Admiral zweien Schergen, sie herbei zu bringen, und als sie herangeführt wurden, waren sie sehr betrübt und blickten mitleidig einer den andern an. Da sprach Flos: Herr Admiral, ich weiß wohl, daß ich sterben muß; aber laßt Blankflos leben, denn die Schuld ist mein, ich entgelte ihrer billig; sie aber hat keine Schuld, denn ich kam ohne ihr Wißen in den Thurm. Aber Blankflos sprach: Mein Herr, die Schuld ist mein, denn wäre ich nicht im Thurm gewesen, so wär mein Lieb nicht hineingekommen. Auch wär es Schande, daß ein Königssohn meinetwegen sterben sollte, da ich nur die Tochter seiner Dienstmagd bin. Nein, Herr, rief Flos wieder, laßt mich tödten und gebt Blankflos frei. Der Admiral sprach: Ohne Zweifel sollt ihr beide sterben und ich selber will euch erschlagen mit eigner Hand. Damit nahm er ein bloßes Schwert in die Hand und wollte es nach ihnen zucken. Da kam Blankflos herbei gesprungen und bot ihren Hals dar. Als Flos das sah, weinte er und sprang herbei, zog sie zurück und sprach: Das würden mir Alle zur Schande zählen, die es sähen, da ich ein Mann bin und du ein Weib: darum sollst du nicht vor mir sterben. Da streckte Flos seinen Hals hin und

wollte sterben. Aber Blankflos zog ihn am Kleide zurück und lief vor ihn und bot den Hals hin und so trieben sie es lange Zeit und Jedweder wollte vor dem andern den Tod empfangen.

Als das die Herrn sahen, wurden sie von Mitleiden bewegt und fiengen an zu weinen, und der Admiral selbst ward von Mitleid ergriffen und ließ das Schwert aus der Hand fallen. Da trat ein Herzog heran, der sehr eifrig ihr Leben begehrte, und sprach vor ihnen allen: Mich dünkt, es wär am Besten und meinem Herrn ehrenvoller, wenn er ihnen beiden das Leben schenkte. Was möchte es ihm helfen, wenn er sie tödten ließe? Wohl aber möchte ihm frommen, wenn er sie frei gäbe mit dem Beding, daß Flos sagte, wie er auf den festen Thurm und zu seiner Blankflos habe kommen mögen; dann mag er sich auf ein ander Mal vor denen hüten, die ihn dießmal verrathen haben.

Als der Admiral hörte, daß seine Herrn alle für sie baten, wollte er thun, wie ihm der Herzog gerathen hatte, und erbot sich, sie leben zu laßen, wenn ihm Flos sagen wollte, wie er auf den Thurm gekommen sei ohne daß es Jemand gewahr geworden. Aber Flos sprach: Das sage ich nicht, es sei denn, daß ihr Denen Verzeihung zusichert, die mir dazu geholfen haben. Da ward der Admiral zornig und sprach: er wollte seinen Helfern nicht vergeben, sie sollten darum sterben. Aber ein Bischof fiel dem Admiral zu Füßen und sprach: Herr, da ihr den Kindern vergeben habt, so verleugnet auch eure Milde nicht bei dieser meiner Bitte, und vergebet ihnen, die den Kindern behülflich gewesen sind; darum bitten euch diese Herren insgemein. Verzeiht den einen wie den andern und laßt Flos seine Abenteuer erzählen. Wir alle möchten lieber seine Ge-

schichte von ihm erzählen hören, als sie sterben sehen, denn sie sind beide so schön an allen Gliedern als man irgend in den Landen Zwei finden möchte. Da riefen die Herren rings im Kreiße mit Einer Stimme: Herr, vergebt ihnen ihre Missethat und erhört die Bitte eurer Getreuen.

Da ließ der Admiral sich rathen und wollte seinen Leuten ihre Bitte nicht versagen. Er vergab den Kindern alles was sie an ihm verbrochen hatten und auch allen denen, die ihnen behülflich gewesen, dessen die zwei Gelieben sehr erfreut waren. Da erzählte Flos in Gegenwart des ganzen Hofes alle Geschichten, die sich mit ihnen begeben hatten von ihrer Geburt an bis zu der Stunde, da sie der Admiral in dem Thurm gefunden hatte, worüber sich Jedermänniglich verwunderte.

Als nun Flos seine Erzählung geendet hatte, gieng er zu dem Admiral, fiel ihm zu Füßen und bat flehentlich, daß er ihm seine Blankflos wiedergäbe, um die er so viel gelitten und gethan hätte, denn ohne sie, sagte er, würde ich nicht leben können und lieber wäre ich todt, als daß ich ohne sie sein sollte. Da nahm der Admiral in Aller Angesicht den Flos bei der Hand, küsste ihn und ließ ihn an seiner Seite sitzen, wie es ihm als einem Königssohne gebührte; und nahm auch Blankflos bei der Hand und sprach: Freund, hier gebe ich euch die Jungfrau und befehle sie euch hinfort und schenke euch beiden das Leben. Da fielen sie ihm beide zu Füßen, und der Admiral hob sie auf und küsste sie. Und darauf schlug der Admiral den Flos zum Ritter nach der Sitte seines Landes.

Zehntes Capitel.

Wie der Admiral Clarissen, eine Tochter des Herzogen von Alemannien, zum Weibe nahm und Flos und Blankflos vermählte.

Als nun alle Dinge zum Besten gewendet waren, ließ der Admiral ein Fest mit großer Pracht rüsten, und führte Claris mit Gepränge zur Kirche und nahm sie mit großen Ehren zu seinem ehlichen Gemahl, ließ sie zur Königin krönen über alle seine Großen und Herren und gelobte sie lebenslang zu behalten. Da ward auch Blankflos zur Kirche geführt und dem

Flos mit großen Freuden angetraut. Und darauf ward eine große Hochzeit gehalten und der Admiral saß auf seinem hohen Thron und neben ihm seine Königin Claris, und darnach saßen bei ihm Flos und Blankflos und darauf die andern Herren alle ein Jeder nach seinem Stand. Da hielten sie einen großen Hof mit allerlei Kurzweil als Turnieren, Stechen, Ringen und Springen und mancherlei Spiel und Gesang, und dieses Fest währte manchen Tag.

Und während dieses Festes kamen Gesandte aus Spanien und meldeten offenbarlich vor allen den Herren, daß des Flos beide Eltern gestorben wären und das Land in großen Sorgen wäre seiner Abwesenheit willen. Als dieß Flos vernommen hatte, ward er sehr betrübt und bat den Admiral, ihm Urlaub zu geben. Das wollte der Admiral ungerne thun und bat ihn, bei ihm zu bleiben, so wollte er ihn zu einem größern Fürsten machen als er daheim sein würde. Aber Flos dankte ihm dafür und bestand auf seiner Bitte. Als der Admiral sah, daß er nach Hause begehrte, beschenkte er ihn reichlich mit vielen köstlichen Gaben und so viel Goldes und Silbers als er begehrte und befahl ihn so seinen Göttern. Da fuhren Flos und Blankflos mit ihrem Gefolge nach Spanien, welches sie bald ohne Ungemach erreichten und da von allem ihrem Volk mit großen Ehren empfangen wurden. Da ward Flos an seines Vaters Statt zum König gekrönt und Blankflos zu seiner Königin. Diese zwei lebten nun in großer Liebe und Genüge zusammen und erreichten ein hundertjähriges Alter. Und als Flos König ward, nahm er seiner Blankflos zu Liebe ihren Glauben an und ließ alles Volk in seinem Land zu Christen taufen. Und bald fiel ihm das Land Ungern von seinem

Ohm zu, der ohne Leibeserben verstorben war. Und Flos und Blankflos gewannen eine Tochter, Bertha genannt, die nachmals die Hausfrau Pipins war, dem sie den großen Kaiser Karl gebar, von dem die Welt Wunder sagt.

Leben sie, der ohne Feldwebeln verloren war. Das Glück und Unglück gewonnenen eine [illegible], Mensch genannt. [illegible] macht die Hausfrau [illegible] [illegible], dann [illegible] [illegible] gegen [illegible] Weit geben, wo denn die [illegible] Wunder läßt.

Zauberer Virgilius.

An den günstigen Leser.

Wir wollen von den Verdiensten des Zauberers Virgilius und den wunderbaren Dingen schreiben, die er zu Rom und an andern Orten vollbracht hat.

Rom war der Sitz großer Macht und Weisheit und die Einwohner wurden zu ihrer Zeit in großen Ehren gehalten. Aber Romulus, der Kaiser von Rom, erschlug seinen Bruder aus Haß und Neid, obgleich Remus seinem Bruder Romulus die Stadt Rom und alles umliegende Land übergeben hatte. Aber Remus hatte alle Schätze mit sich nach Campanien in den Ardenner Wald geführt, wo er an einem Fluße, Vesla geheißen, eine reiche und prächtige Stadt gründete mit schönen hohen Mauern, die auch innen und außen mit schönen in Stein gehauenen Bildern geziert waren; und die ganze Stadt war unter der Erde hohl und alle Unreinigkeiten der Stadt liefen unter der Erde fort in den Fluß Vesla, der vorbeifloß. Und diese Stadt war in jener Zeit die schönste des Landes und er nannte sie Remus nach seinem eigenen Namen; jetzt aber ist sie geheißen Rheims.

Wie Romulus in die schöne Stadt Rheims kam, die er zerstörte, und wie er seinen Bruder Remus erschlug, der Herr war von Rheims.

Als Romulus sagen hörte von seinem Bruder Remus und seiner Stadt Rheims, war er sehr verdrießlich, daß die Mauern von Rheims so hoch waren, denn wenn man in den Gräben stund, mochte man nicht wohl mit einem Handbogen über die Mauern schießen, während die Mauern von Rom niedrig waren und keine Gräben hatten.

Nun wollte Remus auf eine Zeit seinen Bruder Romulus besuchen. Da nahm er mit sich viel Volks, ließ sein Weib und einen jungen Sohn, auch Remus geheißen, in Campanien zurück und zog gen Rom.

Und als er die Mauern von Rom sah, sah er, daß sie wohl dreimal zu niedrig wären, und sagte, er möchte wohl stehenden Fußes darüber springen, wie er denn auch that.

Als Romulus das hörte, sagte er, er habe übel gethan, über die Mauern zu springen und er solle den Hals darum verlieren.

Als Remus nun in seines Bruders Pallast kam, nahm ihn Romulus gefangen und schlug ihm mit eigener Hand den Hals ab. Darnach versammelte er ein mächtiges Heer, und zog vor Rheims und zerstörte die Stadt und machte die Palläste, Mauern und Thürme der Erde gleich. Er konnte aber des Remus Hausfrau, seine Schwägerin, nicht finden, welche mit ihrem jungen Sohne aus der Stadt zu Rheims geflohen und unter der Erde zu ihren Freunden und Verwandten gelangt war, denn sie waren vornehmer Abkunft. Als Romulus nun

das Land und die Stadt zu Rheims verheert und zerstört hatte, verließ er das Land und die Stadt und zog mit seinem Volk wieder gen Rom.

Wie des Remus Sohn, der auch Remus geheißen war, seinen Oheim Romulus erschlug und zum Kaiser gesetzt ward.

Als des Remus Hausfrau, die nun Wittwe war und viel Drangsals und Kummers erlitten hatte, vernahm, daß Romulus mit seinem Heer abgezogen war, entbot sie mit Rath ihrer Freunde Maurer und allerlei Werkleute, und ließ die Stadt Rheims so schön und prächtig wieder aufbauen, als sie vermochte; jedoch ward sie nicht wieder so stark und herrlich, als sie zuvor gewesen war. Dazu pflegte und erzog die edle Frau ihr Kind mit großem Fleiß, bis es alt und stark genug ward, Waffen zu tragen. Da sprach die Mutter zu ihm: Lieber Sohn, wann willst du deines lieben Vaters Tod rächen, den dein Oheim Romulus mit eigener Hand erschlug? Mutter, antwortete er, ist das wahr, so seid gewiss, daß ich meines Vaters Tod rächen will binnen drei Monden, wenn es den Göttern gefällt. Da versammelte er alle seine Freunde und Verwandte von Mutterseite und ihre Helfer, und fuhr mit großer Heereskraft gen Rom und kam ohne einigen Widerstand in die Stadt. Da gebot er, daß man keinen Römer schädigen noch belästigen sollte und zog mit seinem Volk vor den Pallast, darin der Kaiser wohnte.

Als der Kaiser vernahm, daß der Sohn seines Bruders, den er erschlagen hatte, gekommen sei, den Tod seines Vaters zu rächen, fragte er seine Herren und Leute um Rath, was er thun sollte.

Da sagte einer seiner Herren, der ein Senator von Rom war: Ihr habt seinen Vater erschlagen, dafür soll er euch wieder erschlagen. Und hiermit kam der Sohn in den Pallast, ohne daß Jemand ein Wort dawider sagte, und sah seinen Oheim auf dem kaiserlichen Stuhle sitzen. Da entbrannte er in Zorn, zog sein Schwert heraus, ergriff seinen Oheim Romulus bei den Haaren und schlug ihm das Haupt ab. Als das geschehen war, fragte er die Herren und Senatoren von Rom, ob sie deshalb mit ihm kriegen wollten? Sie sagten Nein, gaben vielmehr auch das Kaiserthum in seine Hand, als dem rechten Erben. Als er nun zum Kaiser gekrönt wurde, entbot er seine Mutter, die auch zu ihm kam.

Darauf ward Rom mit Mauern und Gräben versehen und nun erst bekam die Stadt Namen und Ruf und Kaiser Remus gelangte zu großen Ehren. Viele reiche und mächtige Herren aus benachbarten Ländern kamen nach Rom, ließen große Palläste zimmern und blieben da wohnen. Der jüngere Remus war ein starker Mann, weise von Rath und sehr reich an Gut.

Von seiner Mutter her hatte Remus einen Ritter, der sehr schön und geübt in den Waffen war. Der nahm in Rom ein Weib, eines Senators Tochter aus dem vornehmsten Geschlechte Roms. Und Remus regierte nicht mehr lange, sondern starb, und sein Sohn, auch Remus genannt, regierte nach ihm. Jener Ritter aus Campanien aber, der des Senators Tochter geheiratet hatte, stiftete großen Aufruhr wider den jungen Kaiser und that ihm viel Schaden. Dieser Ritter hatte mit seinem Weib einen Sohn, der in sehr unruhiger Zeit geboren wurde und darum den Namen Virgilius empfieng, von Vigilo, denn man muste ihn lange bewachen.

Wie Virgilius zur Schule geschickt ward und welch Abenteuer ihm da widerfahren ist.

Als Virgilius geboren wurde, bebte die Stadt Rom. Und er ward klug und verständig, und ward auch fleißig zur Schule gehalten, und kurz darauf starb sein Vater. Und als sein Vater todt war, mochte seine Mutter nicht wieder heiraten, denn sie hatte ihren Herrn und Gemahl zu sehr geliebt. Gleichwohl wollten ihre Verwandten sie ihrer Renten und Güter berauben, worunter eins der stärksten Schlößer um Rom war. Und oftmals beklagte sie sich bei dem Kaiser, der ihrem Manne nah verwandt gewesen; aber der Kaiser war ein böser Mann und nicht beliebt bei seinen Großen, noch bei den Unterthanen; so ward auch auf ihre Klage nicht gehört.

Dieser Kaiser starb aber bald und sein Sohn Perseus ward Kaiser nach seines Vaters Tod und brachte alle Römer so unter sich, daß er sehr gefürchtet ward. Virgilius aber war an der Schule zu Toledo, wo er eifrig studierte, denn er hatte viel Verstand.

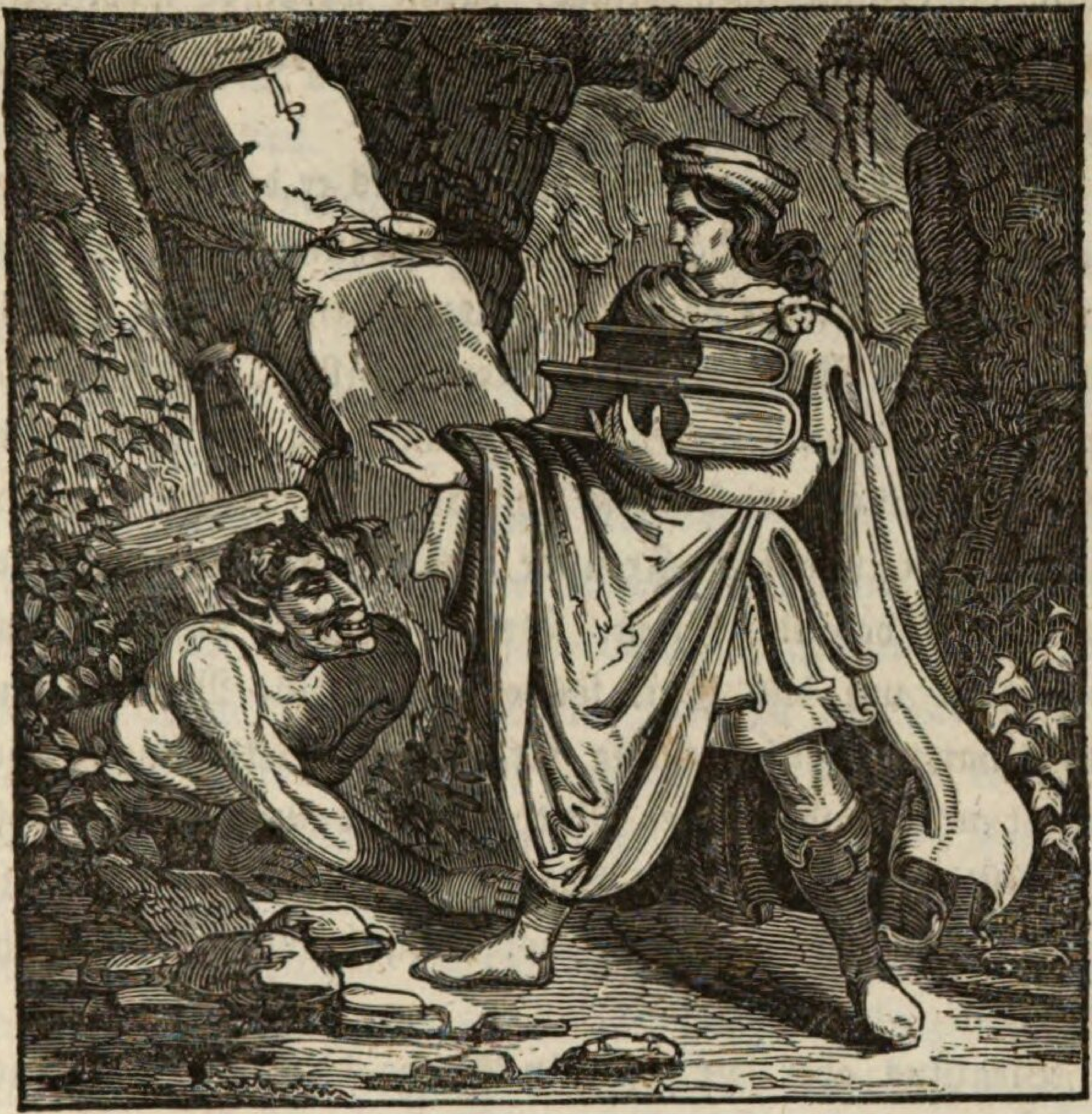
Auf eine Zeit hatten die Schüler Urlaub, draußen im Freien zu spielen und sich zu erholen, nach der alten Sitte. Das that auch Virgilius und als er allein in dem nahen Gebirge umherstrich, fand er in einem Berge eine Höhle oder Spelunke Da gieng er hinein und gieng so tief, daß er kein Licht mehr sah. Da gieng er noch tiefer hinein und fand da wieder etwas Licht, das von oben einfiel. Da hörte er eine Stimme, die ihm rief: Virgilius, Virgilius! Er sah sich um, mochte aber Niemand sehen. Da sprach Virgilius: Wer ruft mir da? Da hörte er wieder eine Stimme, sah aber Niemand.

Die Stimme sagte: Virgilius, siehst du nicht hier die kleine Leiste, die mit dem Zeichen Tau bezeichnet ist? Virgilius sprach: Ja, ich sehe sie. Da sprach die Stimme: Nimm die Leiste hinweg und laß mich heraus. Da antwortete Virgilius der Stimme, die unter der kleinen Leiste war: Wer seid ihr, der so zu mir spricht? Da ward ihm geantwortet: Ich bin ein Teufel, der aus dem Leibe eines Juden hieher gebannt wurde bis zum Tage des Gerichts, es wäre denn daß ich von Menschenhänden befreit würde. Darum bitte ich dich, Virgilius, laß mich heraus; ich will dir auch viel Bücher zeigen, daraus du die Kunst der Negromantie erlernen magst, und mit dieser Kunst sollst du Mittel finden, Alles zu thun und zu erfahren, was du nur willst. Deinen Freunden kannst du dann helfen und deine Feinde kränken wie du willst.

Durch so große Versprechungen ward Virgilius versucht; er wollte aber erst sicher sein, und ließ sich die Bücher geben und zeigen, wie er sie gebrauchen sollte. Als Virgilius nun sicher war, kam er und schob die Leiste auf einer Seite hinweg und fand darunter ein kleines Löchlein: daraus wand sich der Teufel wie ein Aal.

Und als er ganz heraus war, stand er vor Virgilius in Gestalt eines großen Mannes: darüber verwunderte sich Virgilius, daß ein so großer Mann in so kleinem Löchlein Raum hätte. Da sprach Virgilius: Solltest wohl wieder in das kleine Loch kriechen können, nun du so groß bist? Das kann ich wohl, sagte der Teufel. Virgilius sprach: Ich wette um das beste Pfand, das ich habe, daß du das nicht thust.

Gut, sagte der Teufel, ich bins zufrieden. Da wand sich der böse Feind wieder in das Loch, und als er darin war, schob



Virgilius die Leiste wieder vor das Loch, so daß der Teufel betrogen war und nicht wieder heraus konnte, sondern da gefangen bleiben muste. Da schrie der Teufel entsetzlich: Virgilius, was hast du gethan? Virgilius antwortete: Bleib hier bis zu deinem bestimmten Tage. Und von diesem Tage an ward Virgilius sehr geschickt in der Schwarzkunst.

Des Virgilius Mutter, als sie so alt wurde, daß sie sich selbst nicht mehr helfen konnte, berief sie einen ihrer Diener und sprach: Fahrt gen Toledo und sagt meinem Sohne Virgilius, daß er uns seine Erbgüter in und außer Rom ver-

walte, die Schule aber verlaße: daran werde er wohl thun, denn von Rechtswegen sollte Er einer der Größten und Mächtigsten in Rom sein.

Der Bote fuhr gen Toledo und als er dahin kam, fand er den Virgilius beschäftigt, die Vornehmen des Landes, so wie der benachbarten Länder zu unterweisen, denn er war ein feiner junger Mann und in allen Künsten erfahrener als irgend ein Mann seiner Zeit. Er empfieng den Boten sehr wohl: da richtete dieser den Auftrag seiner Mutter aus und erzählte ihm, wie seine Freunde und Verwandte ihn seines Vermögens beraubt hätten. Dessen betrübte sich Virgilius sehr, nicht um das Gut, sondern um seine Mutter, denn Gutes hatte Virgilius genug. Er gab dem Boten reiches Botenbrot und sandte seiner Mutter vier Saumrosse mit Gold und köstlichem Geschmeide beladen und schickte ihr auch ein weißes Pferd. Da nahm der Bote Urlaub von ihm und fuhr gen Rom.

Virgilius aber, der noch in Toledo blieb, gieng mit sich zu Rathe, wie er sein Gut am Besten nach Rom schaffen möchte und wie er auch selber dahin käme. Und als er seine Sachen bestellt und in Ordnung gebracht hatte, nahm er Urlaub und fuhr von Toledo gen Rom und viele seiner Schüler mit ihm. Und als er zu seiner Mutter kam, empfieng sie ihn wohl und freute sich seiner Ankunft, denn sie hatte ihn wohl in zwölf Jahren nicht gesehen.

Wie Virgilius, als er nach Rom kam, seine Klage vor den Kaiser brachte.

Als Virgilius nach Rom kam, wurde er von seinen ar-

men Verwandten sehr ehrerbietig empfangen; doch nicht so von den reichen, die ihn seines Gutes beraubt hatten, das sie ihm vorenthielten. Die machten nicht viel Aufhebens von seiner Ankunft, vielmehr waren sie darüber verdrießlich und böse und wollten nicht mit ihm eßen noch trinken. Da beschenkte Virgilius alle Diejenigen von seinem Geschlecht, die ihm und seiner Mutter nichts vorenthielten und gab ihnen Waffen, Rinder, Pferde, Silber und Gold und andere Kostbarkeiten; auch war er seinen Nachbarn erkenntlich für die Freundschaft, die sie in seiner Abwesenheit seiner Mutter bewiesen hatten. Und darauf verweilte Virgilius mit seinen Gesellen lange bei seiner Mutter, bis zu der Zeit, da der Kaiser den Zins erhob. Da musten Alle dahin kommen, die unter dem Reiche standen oder Land von dem Kaiser zu Lehen hatten. Da kam auch Virgilius mit allen seinen Schülern und der ganzen Verwandtschaft; und als er vor den Kaiser kam, grüßte er ihn und brachte seine Klage vor über diejenigen, die ihn seines Erbes beraubt hatten und begehrte, daß man ihm wieder zu dem Seinigen verhülfe. Da antwortete der Kaiser, er wollte das in Berathung ziehen und hielt augenblicklich mit denen Rath, die dem Virgilius zuwider waren. Da sprachen diese zu dem Kaiser: Herr, uns dünkt, das Land ist denen mit Recht zugetheilt, die es besitzen. Was habt ihr nöthig, eure Freunde, die euch in der Noth beistehen können, zu berauben um eines Schulmeisters willen? Sagt ihm, er solle gehen und sich um seine Schule bekümmern: er habe kein Recht auf irgend ein Land um die Stadt Rom. Da sagte der Kaiser zu Virgilius, er müßte noch vier oder fünf Jahre Geduld haben bis sie die Sache untersuchen

könnten, ob er ein Recht auf die Güter hätte: dann sollte er wieder kommen, sie würden dann beßer Bescheid wißen. Ueber diese Antwort war Virgilius sehr böse und sagte, er würde sich gewiss noch rächen. Darauf gieng er nach Haus und entbot alle seine armen Freunde, und gab ihnen schöne Häuser und Wohnungen, die er in Rom hatte, unterhielt sie mit Eßen und Trinken und bat sie, sich bis zum Juli zu gedulden, wenn im Felde das Korn und die Früchte reif wären. Und als es reif war, beschloß Virgilius durch seine Zauberkunst die Luft über alles Korn und Getreide auf seinen Ländern, daß seine Feinde nicht hinzu konnten; Virgilius aber ließ die Früchte ernten und in seine Scheuern bringen. Auf diese Weise brachte Virgilius seine Feinde um allen Genuß der Güter, die sie ihm vorenthielten, denn ihnen war davon nicht eines Pfenniges Werth geworden.

Und als des Virgilius Feinde die Früchte geerntet fanden, brachten sie eine große Macht zusammen und zogen gegen Virgilius ihn zu fangen, sein Hab und Gut zu verbrennen und ihm das Haupt abzuschlagen. Und als sie alle versammelt waren mit ihrer Macht, waren sie so stark, daß der Kaiser aus Furcht vor ihnen aus der Stadt floh. Denn ihrer waren zwölf römische Senatoren, welchen die ganze Welt unterthänig war; aber alle Macht und Ehre, die sie besaßen, verdankten sie dem Kaiser. Und Virgilius sollte der zwölf Senatoren Einer sein; aber sie hatten ihn und seine Mutter beraubt und enterbt, und weil sie ihm das Seinige vorenthielten, wollten sie ihn tödten.

Als aber Virgilius hörte, daß sie heranzögen, beschloß er die Luft über alle seine Besitzungen und Wohnungen, also daß Niemand wider seinen Willen hinein kommen mochte.

Wie der Kaiser von Rom den Virgilius in seinem Schloße belagerte.

Als nun des Virgilius Feinde heranzogen, ihn zu schädigen und vor sein Schloß kamen, schloß er sie mit Luft ein, daß sie weder vor noch rückwärts gehen mochten, sondern stillstehen musten. Da sprach Virgilius zu ihnen: Ihr wollt mir nehmen, was mein ist, und ich soll darüber keine Klage noch Beschwerde führen dürfen. Ich will aber dafür sorgen, daß ihr keine Macht haben sollt mir zu schaden. Wißt also, so lange ich lebe, sollt ihr von meinen Ländereien nicht eines Pfennigs Werth gewinnen. Dem Kaiser mögt ihr sagen, daß ich die vier bis fünf Jahre warten will, bis er sich berathen und die Sache wohl untersuchen mag, denn ich begehre jetzt nicht zu dingen noch zu rechten, bis die besagte Zeit verfloßen ist; aber das Meinige werde ich bis auf den letzten Pfennig nehmen wo ich es finde, und nach all seinem Krieg noch nach dem euern frag ich nicht einen Strohhalm.

Also gieng Virgilius wieder in sein Haus mit seinen Freunden und Verwandten, deren manche zuvor arm gewesen und jetzt reich waren und hatten was sie bedurften; seine Feinde aber zogen beschämt ab und wusten nicht Rath was sie thun sollten. So kamen sie zu dem Kaiser und beklagten sich bei ihm über Virgilius und sagten, was er über den Kaiser gesagt hätte und daß er des Kaisers nicht achte, noch seiner Macht. Als dieß der Kaiser hörte, ward er sehr zornig und sprach: Nun wißt, daß ich alle seine Häuser und Wohnungen zerstören will und ihm das Haupt abschlagen. Da entbot er alsbald alle seine Lehensträger, Freunde und Ritter, und alle die ihm unterthänig sein musten und zu seinem Ge-

bote standen. Und als der Kaiser alle seine Macht versammelt hatte, zog er vor des Virgilius Haus und Schloß, das mit starken Wällen umgeben und mit Luft beschloßen war, daß der Kaiser und sein Volk nicht hindurch konnten; auch mochten sie nicht vorwärts, was sie auch anfiengen. Darauf gieng Virgilius hinter das Heer und beschloß es mit Luft, daß es weder vorwärts noch rückwärts konnte; auch brachte er es mit Zauber zuwege, daß der Kaiser meinte, er wäre mit seinem Heere rings von einem großen Waßer umgeben. Also sah sich der Kaiser mit seinem Volke eingeschloßen, daß er weder vorwärts noch rückwärts konnte und Alle, die draußen waren, mochten nicht zu ihm kommen noch gehen als mit Urlaub von Virgilius. Und so bediente Virgilius den Kaiser und all sein Heer.

Darauf gieng Virgilius zu dem Kaiser und sprach: Herr Kaiser, ihr habt mit all eurer Gewalt nicht Macht, mir und meinen Ländereien zu schaden. Von Rechtswegen aber solltet ihr mich lieb und werth halten und mich zum Grösten eurer Fürsten und zum nächsten eurer Freunde machen, denn ich kann euch in euern Nöthen mehr helfen als all euer anderes Volk. Da antwortete der Kaiser: Du arger Schalk, möchte ich dich einmal unter die Hände kriegen, ich wollte dich wohl zurichten wie du es verdienst. Darauf versetzte Virgilius: Herr Kaiser, ich fürchte euch nicht; wißt aber, daß ich euer Meister werden will, denn ihr wärt schuldig mich zu lieben, weil ich von euerm Blut und Geschlecht bin; und doch wollt ihr mich enterben und auf den Tod verfolgen.

Da gieng Virgilius hin und ließ den Seinen Speise bereiten zwischen dem Schloß und dem Heer, also daß es der

Kaiser mit seinem Volke sah; sie aber hatten nichts davon als den Rauch und den Dampf, weil sie von Luft und Waßer beschloßen waren und nicht vor- noch rückwärts konnten. Also that Virgilius dem Kaiser und seinem Heer manchen Verdruß und war Niemand in dem Heer, der das ändern konnte, noch Rath geben was dagegen zu machen wäre.

Auf eine Zeit, als Jene in solcher Noth vor dem Schloße stunden, kam zu dem Kaiser ein Mann, der in der schwarzen Kunst erfahren war, und sagte, daß er durch seine Kunst alles Volk des Virgilius, das in dem Schloße wäre, einschläfern könnte. Und das that er so, daß Virgilius selbst sich des Schlafes kaum erwehren konnte. Da war Virgilius besorgt und wuste nicht was er thun sollte, denn des Kaisers Volk begann schon die Wälle des Schloßes zu ersteigen. Und Virgilius lag am Fenster und muste das ansehen, und hatte sein schwarzes Buch in der Hand und suchte was ihm helfen möchte, auch las er darin, um sich des Schlafes zu erwehren. Da fand er einen Zauberspruch, wie er sein Volk von dem Schlafe befreien könnte. Den las er und bewirkte mit seiner Kunst daß das Heer und der Kaiser selbst mitsammt dem Meister der Schwarzkunst wieder stille stehen musten und stehen blieben als ob sie todt wären. Und die schon auf den Leitern waren, und das eine Bein schon auf der Mauer hatten und das andere noch auf der Leiter, musten so stehen bleiben wie sie dastanden, bis es dem Virgilius beliebte sie wieder zu lösen. Darüber erzürnte der Kaiser und fragte den Meister der Schwarzkunst, ob sie so stehen bleiben sollten. Darauf konnte der Meister keine Antwort geben, jedoch rief er dem Virgilius zu, er würde ihm seine überlegene Meister-

schaft noch zeigen. Virgilius antwortete, er möchte nur sein Bestes thun, einstweilen gebe er um seine Kunst nicht einen Pfifferling. Und also hielt Virgilius den Kaiser und all sein Heer in der Luft schwebend einen ganzen Tag.

In der Nacht aber kam Virgilius zu dem Kaiser und sprach: Ist es nicht eine Schande für einen so edeln Fürsten, so auf halbem Wege stehen zu bleiben? Ihr solltet euch nicht eines Dinges annehmen, das ihr nicht vollbringen könnt.

Da sprach der Kaiser zu Virgilius: Hilf mir aus dieser Noth; ich will dir dein Land wiedergeben und in allen Dingen deinen Willen thun. Da antwortete Virgilius dem Kaiser: Ich will euch frei geben, wenn ihr bei eurer kaiserlichen Krone schwört, mich hinfort in Schirm und Gnaden zu halten. Ja, sprach der Kaiser, ich schwöre es bei meiner Krone, und erkenne dich als meinen Blutsverwandten und wünsche dich künftig in meinem Gefolge zu haben. Da löste Virgilius den Bann und nahm den Kaiser und all sein Volk in sein Schloß auf, wo Gold und Reichthum in Fülle war, und gab ihnen Speise und Trank und bediente sie so überflüßig und mit so mancherlei fremden und köstlichen Gerichten, daß sie nie desgleichen gesehen hatten. Und auch dem Kaiser ward stattlicher und reichlicher gedient als ihm je zuvor geschehen war, noch nachher geschah. Und Virgilius beschenkte einen Jeglichen nach Stand und Würden mit großen Gaben und vielen köstlichen, nie gesehenen Dingen.

Wie der Kaiser den Virgilius in sein Gut und Erbe wieder einsetzte und ihm noch viele andere Dinge gab.

Da nahmen sie freundlich Abschied von Virgilius und fuhren heim. Und als sie heim kamen, zur Stund gab der Kaiser dem

Virgilius alle sein Gut wieder und Alles was er sonst begehrte und machte ihn zu seinem obersten Rathsherrn.

Darauf geschah es, daß Virgilius sich in eine schöne Jungfrau verliebte, der schönsten Eine in ganz Rom und von dem reichsten und mächtigsten Geschlecht. Da bereitete Virgilius einen mächtigen Zauber, ihr sein Gemüth zu offenbaren. Und als sie sein Gemüth erfuhr und wuste, daß Virgilius in sie verliebt sei, da gedachte sie, wie sie ihn betrügen sollte. Und zuerst antwortete sie ihm, daß es sehr gefährlich sei, solche Dinge zu beginnen; aber zuletzt versprach sie, seinen Willen zu thun. Und wolle Virgilius bei ihr schlafen, so müße er ganz stille vor den Thurm kommen, darin sie schlief. Und wenn alles Volk schliefe, würde sie einen Korb herablaßen an starken Stricken, darein möchte er sich setzen, so würde sie ihn hinaufziehen in ihre Kammer. Darüber war Virgilius sehr erfreut und sagte, das wolle er gerne thun.

Wie die Jungfrau den Virgilius in dem Korbe hangen ließ, auf halben Wege zu ihrem Fenster, und wie alles Volk ihn sah und verspottete.

Nun war ein Tag gesetzt, an dem Virgilius zu dem Thurm kommen sollte, der auf dem Markt von Rom stand, und in der ganzen Stadt war kein so hoher Thurm mehr. Virgilius kam an den Thurm, die Jungfrau ließ den Korb herab, Virgilius setzte sich hinein und die Jungfrau zog ihn hinauf bis zum zweiten Stockwerk. Und als er auf zehn Schuh nah an ihrem Fenster war, befestigte sie das Seil und ließ den Virgilius da hängen. Da sprach die Jungfrau: Meister, ihr seid betrogen. Morgen ist Markttag: da soll ein Jeglicher euch

sehen und die Büberei die ihr treibt, daß ihr bei mir schlafen wolltet. Ihr Zauberer, ihr Schelm, ihr Schalk, hier mögt ihr bleiben. Da gieng sie hin und schloß ihr Fenster zu; Virgilius aber blieb hangen bis der Morgen anbrach und alle Leute es sahen und auch der Kaiser sich schämte und der Jungfrau entbot, daß sie ihn herab ließe. Das that sie denn und als er unten war, schämte er sich und sagte, er würde sich ehstens rächen.

Wie Virgilius alles Feuer in Rom auslöschte.

Da gieng er nach seinem Hofe, der der schönste in ganz Rom war, nahm seine Bücher und ließ alles Feuer in Rom ausgehen und Niemand mochte es von draußen hineinbringen. Und das dauerte einen ganzen Tag, daß Rom ohne Feuer war. Und Virgilius hatte Feuer genug, aber sonst Niemand hatte es, noch konnte es machen.

Der Kaiser, seine Barone und alles Volk in Rom verwunderten sich sehr, daß in der ganzen Stadt kein Feuer war. Sie dachten aber wohl, daß Virgilius es gelöscht hätte. Da schickte der Kaiser hin zu Virgilius und bat ihn, Rath zu schaffen, daß man Feuer bekäme.

Da sagte Virgilius: Wollt ihr Feuer haben, so laßt ein Gerüst auf dem Markt aufschlagen und stellt die Jungfrau nackt und im Hemde darauf, die mich ehgestern ließ im Korbe hängen. Und dann laßt in ganz Rom ausrufen, wer Feuer haben wolle, der solle auf den Markt an das Gerüste gehen und es zwischen den Beinen der Jungfrau holen, denn anders möge es Niemand haben. Und wißt, daß Einer dem Andern kein Feuer geben, lehnen noch verkaufen kann, sondern

wer es haben will, muß es bei dem Gerüste holen gehn. Und ein Jeglicher muß selber kommen, das Feuer zwischen den Beinen der Jungfrau zu holen.

Wie die Jungfrau auf das Gerüste gestellt ward und ein Jeglicher Feuer holen gieng.

Der Kaiser und alle seine Herren sahen wohl, daß sie nach des Virgilius Worten thun musten, wenn sie Feuer haben wollten. Darüber betrübten sie sich sehr, ließen aber das Gerüste auf den Marktplatz machen und die Jungfrau im Hemde darauf stellen, und ein Jeglicher gieng und holte Feuer zwischen ihren Beinen. Die Einen kamen mit Kerzen, die Andern mit Lampen, der Eine zündete Stroh an, der andere Späne, die Reichen aber hatten Fackeln. Drei Tage lang muste die Jungfrau da stehen, sonst wäre Rom nie wieder mit Feuer versehen worden. Und am vierten Tage gieng die Jungfrau ganz beschämt nach Hause und dachte wohl, daß Virgilius ihr diesen Schimpf angethan hätte. Darauf wartete Virgilius nicht mehr lange und nahm ein Weib.

Eines Tages sagte Virgilius zu dem Kaiser, er mache einen wunderbaren Pallast mit vier Ecken. Und als er fertig war, führte er den Kaiser hinein und stellte ihn in eine der vier Ecken des Pallastes: da hörte der Kaiser Alles was die Leute in einem der vier Stadtviertel sprachen. Darauf führte er ihn in die andere Ecke: da hörte er auch, was man in dem andern Stadtviertel sprach, und so auch mit den andern Stadtvierteln. Indem er nun aus einer Ecke in die andere gieng, hörte er Alles was die Leute in ganz Rom sprachen, und Einer mochte zum Andern noch so leise sprechen, so hörte er es.

Wie Virgilius die Salvatio Romä machte.

Damit nun Rom blühend und siegreich würde und sich viel Provinzen und Länder unterwürfe, seine Feinde aber überwände, fragte der Kaiser den Virgilius, ob er ihm dazu helfen könnte, daß er wißen möchte, wenn gegen die Stadt Rom von andern Landen Bündnisse geschloßen oder Verrath angezettelt würde, damit die Römer das zur rechten Zeit unterdrücken könnten. Da sagte Virgilius: Das will ich zu wege bringen. Da machte er auf dem Capitolium, so heißt das Stadthaus, ein schönes Werk von gehauenen Bildern, das hießen sie Salvatio Romä, das ist: Roms Erhaltung oder Errettung. Denn er stellte alle die Abgötter der Länder, die Rom unterwürfig waren, in einen Kreiß zusammen und gab jedem Abgott ein Glocke in die Hand, und in die Mitte aller der Abgötter stellte er den Abgott von Rom. Und wenn irgend eine Landschaft sich Rom widersetzen wollte, so kehrte sich der Abgott dieser Landschaft mit dem Rücken gegen den Abgott von Rom und der Abgott des feindlich gesinnten Landes läutete so lange mit der Glocke, die er in der Hand hielt, bis es die Herrn und Senatoren hörten und sahen, von welcher Landschaft der Abgott wäre. Und alsbald rüsteten sich die Römer zum Kriege, zogen hin und bezwangen ihre Feinde.

Dieß vernahmen nachmals die Carthager, die ihnen das sehr beneideten, denn sie hatten oft viel Last und großen Druck von den Römern erfahren. Sie giengen also zu Rathe und erdachten eine List, wie sie das Werk zerstören möchten. Da schickten sie drei vertraute Männer aus, denen sie viel Gelds und Guts mitgaben. Und diese drei Männer kamen in die Stadt Rom

und gaben sich für Wahrsager und Traumdeuter aus. Und eines Nacht giengen diese Drei an einen Berg in der Stadt und gruben dort einen großen Topf mit Gold tief in die Erde. Und als sie das gethan hatten, giengen sie noch auf die Brücke über die Tiber und ließen an einer Stelle einen Topf mit Goldpfennigen ins Waßer sinken.

Darnach giengen diese drei Männer zu den Senatoren von Rom und sagten: Ihr Herrn, wir haben geträumt, daß am Fuß eines Berges hier in Rom ein großer Topf mit Gold vergraben ist. Wollt ihr Herrn es uns vergönnen, so wollen wir die Kosten daran wenden, nachzugraben. Das bewilligten ihnen die Herrn. Da nahmen sie Arbeiter und gruben das Gold aus der Erde, worauf sie hin giengen und sich lustig machten.

Darnach kamen die Traumdeuter wieder zu den Herren von Rom und sagten: Ehrwürdige Herrn, vergönnt uns doch, einem Abenteuer nachzuforschen, von dem wir geträumt haben; das mögt ihr wohl thun, denn das Gut wäre doch verloren. Die Herren fragten, was ihnen denn geträumt hätte? Sie antworteten: Ehrwürdige Herrn, wir haben geträumt, an einer gewissen Stelle liege auf dem Grunde der Tiber ein Tönnchen mit goldenen Pfennigen. Die Herrn von Rom, die an keinen Betrug dachten, gaben ihnen Urlaub und baten sie ihr Bestes zu thun, daß sie es fänden. Da giengen die Wahrsager hin, mietheten Volk und Schiffe und suchten an der Stelle, wo sie es versenkt hatten. Da fanden sie das Tönnchen mit dem Gold, worüber sie sehr erfreut waren, sich weidlich lustig machten und den Herrn köstliche Geschenke verehrten.

Zuletzt aber, um ihre eigentliche Absicht zu erreichen,

kamen die Traumdeuter wieder zu den Herren von Rom und sagten: Ehrwürdige Herrn, wir haben die Nacht geträumt, daß unter dem Grundstein des Capitoliums, da wo die Salvatio Romä steht, zwölf Tonnen Goldes verborgen liegen, und wollt ihr uns vergönnen da nachzugraben, so soll es euer und der Stadt Vortheil sein, nachdem ihr uns zweimal zu unserm Nutzen große Zugeständnisse gemacht habt. Bestellt uns nur Arbeiter, so wollen wir unser Bestes thun. Da meinten die Herren, das wär Alles wahr, weil sie zweimal ihre Träume bewährt hatten. Da bestellten ihnen die Herren Arbeitsleute und die Traumdeuter hießen sie unter dem Grundstein des Hauses graben, wo die Salvatio Romä stand. Und als die Traumdeuter dachten, das Fundament wäre genug untergraben, verließen sie Rom. Und am andern Tage fiel das ganze Haus ein, und das Werk, das Virgilius gemacht hatte, brach in tausend Stücke und war ganz zerstört und verdorben, so daß die Herren wohl sahen, daß sie betrogen wären. Darüber betrübten sie sich sehr, aber es war zu spät und die Römer hatten nach dieser Zeit solchen Vorsprung nicht mehr als sie gehabt hatten.

Wie der Kaiser den Virgilius um Rath fragte, wie die bösen Buben und Nachtschwärmer von der Straße zu halten wären.

Als Virgilius dem Kaiser regieren half, geschahen in Rom allerlei Uebelthaten als Diebstahl, Mord und Todtschlag, worüber große Klagen vor den Kaiser kamen. Da berieth sich der Kaiser mit Virgilius und sprach: Virgilius, uns kommen große Klagen, daß Diebe, Kuppler und Taugenichtse Nachts auf den Straßen umherschwärmen und die Leute beunruhigen und erschlagen. Was ist dawider am Besten zu thun? Da

sprach Virgilius: Herr Kaiser, da müßt ihr ein kupfernes Pferd machen laßen und auf seinem Rücken einen kupfernen Mann, der einen eisernen Dreschflegel in der Hand hat. Und stellt das Pferd vor das Stadthaus und laßt ausrufen: man werde hinfüro des Abends um zehn Uhr eine Glocke läuten laßen und wenn Einer nach dem Glockenläuten noch auf der Straße sei, und erschlagen werde, darüber solle künftig Niemand zur Rechenschaft gezogen werden. Und als dieß ausgerufen wurde, kümmerten sich doch die Nachtschwärmer nicht daran, sondern fuhren fort, des Nachts durch die Straßen zu laufen. Als aber des Abends die Glocke geläutet war, lief das kupferne Pferd mit dem kupfernen Manne von dem Stadthaus durch die Straßen der Stadt und ließ keine Straße unbesucht und alle, die sich auf den Straßen finden ließen, wurden todtgeschlagen, so daß man des Morgens wohl zweihundert Menschen erschlagen fand. Als die andern Buben und Kuppler das sahen, erdachten sie dawider einen Rath und machten sich Strickleitern mit einem eisernen Hacken daran, und wenn sie bei Nacht ausgehen wollten, nahmen sie die Leiter mit und wenn sie das Pferd kommen hörten, warfen sie den Hacken an die Häuser und liefen die Strickleitern hinauf, wohin ihnen der kupferne Mann mit dem Pferd nicht folgen konnte, und so fuhren sie fort ihre Büberei nach wie vor zu treiben. Da kam wieder große Klage vor den Kaiser, daß er den Virgilius um Rath fragte und Virgilius sagte: Ihr müßt zwei kupferne Hunde gießen laßen und sie neben das Pferd stellen, und nochmals ausrufen laßen, daß Niemand nach dem Glockengeläute aus dem Hause gehen solle, der sein Leben behalten wolle. Aber noch achteten die Buben und Kuppler nicht auf

das Gebot und als sie das Pferd wieder kommen hörten, liefen sie an ihren Leitern auf die Häuser und meinten da sicher zu sein wie bisher; aber die Hunde liefen ihnen nach und bißen sie todt. Das erfuhr man bald in der ganzen Stadt Rom, und Niemand wagte sich mehr bei Nacht auf die Straße. Also bezwang Virgilius alle böse Menschen in Rom.

Wie Virgilius eine Lampe machte, die allzeit brannte.

Zum Besten des gemeinen Volkes machte Virgilius einen großmächtigen Pfeiler von Marmelstein und eine Brücke, die auf den Pallast kam und von dem Pallast gieng Virgilius auf den Pfeiler. Der Pallast und der Pfeiler standen in der Mitte von Rom. Und auf diesen Pfeiler setzte er eine gläserne Lampe, die allzeit brannte ohne auszugehen, und in keiner Weise mochte man sie auslöschen. Und diese Lampe leuchtete über die ganze Stadt Rom von einem Ende zum andern, und da war keine so enge Straße, darin man nicht so klar sah, als ob zwei brennende Fackeln daſtünden. Und jenseits auf die Mauer des Pallastes stellte er einen großen metallenen Mann, der einen metallenen Bogen in der Hand hielt und dieser metallene Mann zielte allzeit nach der Lampe um sie auszuschießen.

Auf eine Zeit giengen die Bürgerstöchter in den Pallast, um zu spielen und kamen an den metallenen Mann, der den Bogen in der Hand hielt und nach der Lampe zielte. Und die Eine sprach im Scherz zu dem metallenen Mann: Warum schießt ihr denn nicht? Was hindert euch? Dabei schlug sie mit einem Finger auf den Bogen und der Pfeil flog ab und schoß die Lampe in Stücken, die Virgilius gemacht hatte.

Und ein Wunder war es, daß die Bürgerstochter nicht von Sinnen kam von dem Schrecken, den sie davon hatte, und die andern Bürgerstöchter auch, die in ihrer Gesellschaft waren, denn sie sahen den metallenen Mann schnelliglich hinweg laufen und ward er hernach nie wieder gesehen. Und die besagte Lampe hatte nach des Virgilius Tod dreihundert Jahr gebrannt.

Wie Virgilius einen Baumgarten machte bei dem allerschönsten und lustigsten Springbrunnen, der je gesehen ward.

Große Wunder wirkte Virgilius in seiner Zeit, denn er erschuf einen großen und schönen Baumgarten hinter dem Pallast, darin er wohnte und in diesen Baumgarten stellte er alle Arten fruchttragender Bäume, und vielerlei Arten von Kräutern, die aus der Erde wuchsen. Und wenn die Zeit kam, so sah man darin täglich reife Früchte; auch fehlte es da nicht an schönen Blumen. In der Mitte dieses Baumgartens stund ein schöner Springbrunnen, der schönste und lustigste, den man je gesehen haben mochte. Auch war er mit allen Arten von Vögeln geziert, die den Tag und die Nacht immer sangen und sich begatteten. Und dieser Baumgarten war nicht anders als mit der Luft beschloßen, und kein Vogel mochte hinausfliegen. Und draußen hörte man wohl den Gesang der Vögel, die in dem Baumgarten sangen; aber Niemand mochte hinein kommen. Auch alle Arten zahmer Thiere, die dem Menschen nützlich sind, fand man in dem Baumgarten. Und aus dem Waßer, das aus dem Springbrunnen lief, machte er einen Weiher um den Baumgarten, das klarste Waßer, das je gesehen ward, und alle Arten von Fischen sah man darin. So waren in

dem Garten alle Arten von Ergetzlichkeiten, sowohl Kräuter als Bäume, Vögel und Thiere, die sich ein Mensch nur erdenken konnte. Auch that er noch größere Dinge, denn er machte ein Kellergewölbe in die Erde, darein er seine Schätze legte, und stellte zwei große Männer vor die Thüre des Kellers, seinen Schatz zu bewachen; ein Jeglicher hatte in seiner Hand einen großen, furchtbaren Hammer und schlugen damit abwechselnd so entsetzlich auf einen großen Amboß, daß kein Vogel vorbei fliegen mochte, sondern von dem Schall der Hämmerschläge todt zur Erde fiel. Und sonst hatte Virgilius keine Hut bestellt, sein Gut zu bewahren.

Wie Virgilius seiner Hausfrau ein Bild machte.

Ein Bild machte Virgilius hoch in der Luft, das nicht fallen konnte und die Römer mochten nicht Thüren noch Fenster aufthun, sie sahen allzeit das Bild. Und dieß Bild hatte die Kraft, daß keine Frau, nachdem sie das Bild gesehen hatte, mehr Lust empfand, sich fleischlich zu ergetzen. Und hierüber waren die römischen Frauen sehr ungehalten und klagten es der Frau des Virgilius, daß sie also um ihr Vergnügen kämen, und die Frau des Virgilius versprach ihnen, daß sie sich bemühen wollte, das Bild zu Fall zu bringen. Da wartete Virgilius Frau die Zeit ab, da Virgilius außen war und gieng über die Brücke, die Virgilius in der Luft gemacht hatte und stieß das Bild hinunter und die Frauen thaten nun wieder ihren Willen. Und als Virgilius wiederkam und sein Bild nicht mehr fand, ward er betrübt, und sprach zu sich selbst, es sollte ihnen nichts helfen, denn er wolle es wieder aufstellen und schwur auch, er wolle es in Er-

fahrung bringen, wer das Bild herunter geworfen hätte. Da stellte er es wieder auf und fragte seine Frau, ob sie das Bild herunter geworfen hätte. Sie sprach aber: Nein.

Da kamen die römischen Frauen wieder zu Virgilius Frau und sagten, es sei nun ärger denn zuvor, und baten sie, das Bild noch einmal hinabzuwerfen. Virgilius aber, der gern gewust hätte, wer das Bild herabgeworfen, belauschte seine Frau in einem heimlichen Winkel, aus dem er hörte, wie sich die Frauen bei seiner Frau über das Bildniss beschwerten. Und da klomm des Virgilius Weib hinauf und faßte das Bild beim Kopf und warf es hinab. Virgilius aber, der sich versteckt hatte, sah es, und nahm sein Weib und warf sie dem Bilde nach, von dem Thurm hinab und sprach: Der Teufel thue euch Weibern genug. Ich hatte dieß nur zu euerm Besten gethan; aber ich will mich nicht mehr darum kümmern und die Frauen ihren Willen thun laßen.

Wie Virgilius mit des Sultans Tochter buhlte.

Oftmals hörte Virgilius von des Sultans Tochter erzählen und von ihrer Schönheit. Da begann er sich in sie zu verlieben, obwohl er sie noch nie gesehen hatte. Da machte er durch seine Kunst ein Brücke zu ihr durch die Luft und gieng hinüber zu ihr. Und als er mit ihr zu sprechen kam und ihr sein Herz offenbarte, willigte sie in sein Verlangen, obgleich sie ihn nie zuvor gesehen hatte. Und eines Nachts sagte sie zu Virgilius, sie wolle mit ihm fahren in sein Land, um zu sehen was für ein Mann er wäre und welche Wohnung er hätte. Da sprach er zu ihr, er wolle sie gerne dahin führen, und sie sollte über viele Länder weggehen und sollte sie doch nicht be-

treten, und sollte nicht gehen denn durch die Luft über die See.

Da führte er sie durch die Luft nach Rom, über die Brücke, die er gemacht hatte und bewachte sie, daß sie Niemand sah, und Niemand sprach mit ihr als Virgilius. Und da zeigte ihr Virgilius seinen Pallast und seinen Baumgarten und seine Gewölbe, seine Schätze und die metallenen Männer, die immer stunden und schlugen. Und Virgilius wollte ihr seine

Schätze schenken, aber sie wollte die Geschenke nicht annehmen, und sagte, sie hätte genug an ihres Vaters Schätzen zu hüten. Und Virgilius hielt sie in in seinem Baumgarten, so lange sie bei ihm blieb.

Als aber der Sultan seine Tochter nicht mehr fand, ward er traurig, denn er wuste nicht, wohin sie gefahren sei, und ward überall in dem Lande nach ihr gesucht, man konnte sie aber nicht finden.

Wie Virgilius des Sultans Tochter wieder in ihr Land brachte und wie der Vater sie auf ihrem Bette schlafend wiederfand.

Als des Sultans Tochter nun eine lange Zeit bei Virgilius gewesen war in seinem Baumgarten, begehrte sie wieder in ihre Heimat zu fahren. Da nahm sie Virgilius in seine Arme und trug sie über die Brücke durch die Luft und legte sie in ihres Vaters Pallast auf das Bett in ihrer Kammer, empfahl sie den Göttern und wandte sich heim nach Rom in sein Schloß. Als nun der Tag anbrach, war der Sultan sehr verstört um den Verlust seiner Tochter. Da sagte ihm Einer von den Kämmerlingen seiner Frau, seine Tochter sei wiedergekommen und läge auf ihrem Bette und schliefe. Da gieng er alsbald zu ihr hin, und fragte sie, wo sie gewesen und wie sie wieder zurückgekommen wäre. Herr Vater, sagte sie, ein schöner Mann führte mich durch die Luft in sein Land, und zeigte mir seinen Pallast, seinen Baumgarten und seine Schätze; aber ich habe weder Mann noch Weib gesprochen denn ihn allein, und weiß auch nicht was es für ein Land ist.

Der Sultan sagte: Meine liebe Tochter, wenn er euch wiederum hinwegführt, so bittet ihn um einige der Früchte

seines Landes und bringt sie mir mit: vielleicht mag ich daran erkennen, von wannen er ist. Die Tochter sagte: Lieber Vater, das will ich gerne thun. Darauf säumte sich Virgilius nicht lange und kam wieder nach Babylon, und nahm die Sultanstochter, die sich nicht sehr weigerte, und führte sie in sein Land und behielt sie dort so lange es ihm gefiel. Und als sie wieder heim begehrte, nahm sie Wallnüße und andere Früchte mit, die ihr gefielen und zeigte sie ihrem Vater als sie heim kam. Da sagte ihr Vater: Er wohnt an der Seite von Frankreich, der dich so oft hinweggeführt hat.

Wie Virgilius gefangen ward, da er lag und schlief bei des Sultans Tochter.

Auf eine Zeit kam der Sultan zu seiner Tochter und sprach: Wenn er wieder kommt, der bei dir zu schlafen pflegt, so gieb ihm, ehe du ihn schlafen läßest, den Trank, den ich dir geben will; trink aber selber nicht davon, denn wenn er davon getrunken hat, wird er alsbald in Schlaf fallen, und wenn er entschlafen ist, so laß es mich wißen. Dann wollen wir ihn fangen und erfahren, was für ein Mann er ist. Die Jungfrau that wie ihr von ihrem Vater befohlen war, und als Virgilius kam, gab sie ihm von dem Tranke, den ihr Vater ihr gegeben, und als er getrunken hatte, schlief er ein und ward also gefangen und bewacht bis zum andern Tage. Am Morgen aber brachte man ihn vor den Sultan, und die Tochter des Sultans ward auch in den Saal gebracht und der Sultan, zeigte seiner Ritterschaft den Virgilius und sagte, das sei der Mann, der seine Tochter so oft in fremde Lande geführt hätte. Dann sprach der Sultan zu Virgilius: Ihr seid nun übel

gefahren, der ihr meine Tochter gestohlen und betrogen habt, und euern Willen mit ihr vollbracht: dafür sollt ihr nun sterben und soll Recht über euch erkannt werden nach unserm Belieben. Herr Sultan, sagte Virgilius, wenn ich gewollt hätte, so hättet ihr eure Tochter nie wieder gesehen: darum laßt mich nach meinem Lande fahren, so will ich nie wieder hieher zurückkehren. Das werden wir nicht thun, sprach der Sultan, ihr seid in einen schmählichen Tod gerannt. Da sprach des Sultans Tochter: Ihr Herren, wenn ihr ihn tödtet, so werd ich mit ihm sterben. Da sprach der Sultan: Wir haben Kinder genug ohne dich, du sollst mit ihm verbrannt werden. Aber Virgilius sprach: Herr Sultan, daran sollt ihr gelogen haben und wärt ihr noch so mächtig.

Wie Virgilius entkam und die schöne Jungfrau, des Sultans Tochter, mit sich hinwegführte, und wie er die schöne Stadt Neapel gründete.

Da schuf Virgilius mit seiner negromatischen Kunst, daß den Sultan und allen seinen Herren deuchte, der große Fluß von Babylon sei unter ihren Füßen und sie lägen drin und schwämmen und sprängen wie die Frösche.

Und Virgilius nahm die schöne Jungfrau und führte sie auf seiner Brücke durch die Luft. Und als sie beide auf der Brücke waren, ließ er das Waßer vergehen, und da sahen der Sultan und seine Herrn wie er mit seiner Geliebten auf der Brücke davon fuhr. Darüber waren sie alle verwundert und sehr betrübt, wusten aber nicht was sie thun sollten, denn sie konnten es nicht hindern. Und so führte er sein Lieb, des Sultans Tochter, gen Rom und sie lebten sehr vergnügt mit ein-

ander und Virgilius hatte große Sorgfalt für seine Jungfrau, denn sie war das schönste Geschöpf, das man sehen mochte. Und er gedachte sie reichlich zu halten, denn er hatte viel Erbland bei der See und besaß auch im Lande große Güter. Da gedachte er eine Stadt zu gründen in der Tiefe der See und griff zu seiner negromantischen Kunst und gründete die reiche und edle Stadt Neapel, die er im Grunde der See auf Eier stellte. Und in dieser Stadt Neapel erbaute er einen vierkantigen Thurm und setzte auf die Spitze einen runden Apfel auf eine eiserne Stange und schuf mit seiner schwarzen Kunst, daß die ganze Welt den Apfel nicht sollte wegnehmen können ohne ihn zu zerbrechen. Und quer auf die eiserne Stange stellte er eine Flasche und auf die Flasche stellte er ein Ei und hieng den Apfel bei dem Stiel an eine Kette und der hängt da noch. Und wenn das Ei sich regte, sollte die Stadt Neapel beben und wenn das Ei bräche, sollte die Stadt Neapel zu Grunde gehen. Und als Virgilius die Stadt gemacht hatte, gab er ihr einen Namen und hieß sie Neapel.

Darauf brachte er einen Theil seiner Schätze dahin und führte seine Freundin, die schöne Jungfrau, des Sultans Tochter, nach Neapel und schenkte ihr die Stadt und das umliegende Land zu ihrem Eigenthum und ihrer Kinder. Und darauf säumte er nicht lange und vermählte sie einem spanischen Herrn und Ritter.

Darauf geschah es, daß ihm der Kaiser die Stadt Neapel abnehmen wollte, weil es zu seiner Zeit die alleredelste Stadt war und in dem besten Theil der römischen Mark lag.

Wie der Kaiser die Stadt Neapel belagerte.

Da schickte der Kaiser insgeheim an alle Herren, die unter ihm standen, und gebot ihnen, sie sollten ihr Volk so schnell als möglich ausheben und nach Rom kommen, um die Stadt Neapel zu belagern. Und das thaten sie und brachten ein großes Heer zusammen, zogen gegen die Stadt Neapel und zerstörten Alles vor sich her. Und als der Kaiser vor Neapel kam, hub er an es zu belagern. Aber der Ritter, welchem Virgilius die Jungfrau gegeben hatte, war sehr klug und kühn und vertheidigte die Stadt wacker gegen den Kaiser und sein Heer, und sandte inzwischen einen Boten zu Virgilus und meldete ihm, wie der Kaiser die Stadt Neapel belagere. Darüber war Virgilius sehr ungehalten und entbot dem Ritter, er solle sich um den Kaiser und sein ganzes Heer nicht kümmern, denn er wolle schon für ihn sorgen: damit fuhr der Bote wieder gen Neapel.

Da machte Virgilius, daß alles süße Waßer um Neapel in der Stadt zusammen floß, daß da großer Ueberfluß war, wie nach einem Platzregen; aber in des Kaisers Heer mochte weder Mann noch Weib einen Tropfen haben; die von Neapel aber hatten genug. Inzwischen zog Virgilius seine ganze Macht zusammen und bereitete sich wider den Kaiser zu ziehen. Aber der Kaiser konnte sich nicht lange halten, denn seine Pferde und alles Vieh starben aus Mangel an frischem Waßer: daher muste er sehr beschämt wieder abziehen. Und als der Kaiser wieder nach Rom kam, zog Virgilius aus mit all den Seinen und begegnete dem Kaiser und sprach: Herr Kaiser, warum habt ihr die Belagerung von Neapel sobald wieder aufgehoben und seid wieder nach Rom gezogen, ohne Jemand Schaden zu thun?

Da wuste der Kaiser wohl, daß Virgilius seiner spotte und war sehr verdrießlich. Virgilius aber zog nach Neapel und ließ die Herrn der Stadt schwören, daß sie die Römer nicht in ihrer Stadt dulden noch ihnen Zins zahlen sollten.

Wie Virgilius die Stadt Neapel mit Schülern und Kaufleuten versah.

Als Virgilius von den Herren von Neapel den Eid empfangen hatte, kehrte er nach Rom zurück und nahm seine Bücher und einen großen Theil seiner fahrenden Habe und brachte sie nach Neapel; seinen Schatz aber, der in dem Gewölbe verschloßen war, ließ er zu Rom und seine Häuser und Wohnungen übergab er der Obhut seiner Blutsfreunde. Und als er nach Neapel kam, errichtete er eine hohe Schule und ließ die Meister, die im Inlande waren, nach Neapel kommen. Und allen Schülern, welche die Schule besuchten, gab er Ländereien, daß sie davon leben möchten, so lange sie dort blieben; wenn sie aber die Schule verließen, verloren sie die Renten. Und als er die Stadt mit Schülern versehen hatte, machte er ein öffentliches Bad, daß sich ein Jeder baden mochte, der Lust dazu trug, und dieß Bad ist noch da und war das erste Bad, das je angelegt wurde.

Und darauf baute er eine Brücke, die schönste, die man jemals sah; auch konnte man da alle Arten schöner Schiffe sehen und Alles was zur Schiffahrt und Kaufmannschaft gehörte. Und die Stadt war in diesen Zeiten so schön und reich als man in der Welt eine fand.

Und Virgilius las in der Schule die Kunst der Negromantie, denn er wuste mehr als alle andern, die vor ihm gewe-

sen und nach ihm kamen. Seine Hausfrau war todt und er hatte keine Kinder mit ihr. Darum liebte er seine Schüler vor allen Menschen und verwandte seine Schätze, sie zu pflegen und Bücher zu kaufen und unterhielt und regierte sie so recht edel, wie er das wohl thun konnte, denn er war einer der größten Herren in der Welt und wenn er gewollt hätte, wär er der gröste Herr der Welt gewesen.

Wie Virgilius in Rom eine metallene Schlange machte.

Zu Rom machte Virgilius durch seine Kunst eine metallene Schlange, und wer beim Eidschwur seine Hand der Schlange in dem Schlund steckte, wenn seine Sache nicht gut sondern falsch war, der verlor seine Hand; schwor er aber einen wahren Eid, so zog er seine Hand wieder heraus ohne Schaden und Sorge.

So geschah es, daß ein Ritter seine Frau im Verdacht hatte mit seinem Kutscher; aber sie entschuldigte sich standhaft und erbot sich, bei der Schlange zu Rom einen Reinigungseid zu schwören. Der Ritter willigte ein, daß sie den Eid schwüre. Da setzten sie sich in den Wagen und fuhren gen Rom. Und als sie im Wagen saßen, sagte sie heimlich zu dem Kutscher, wenn sie nach Rom kämen, sollte er sich ein Narrenkleid anlegen, damit man ihn nicht erkennte, und sich so bei der Schlange unter das Volk mischen. Das that er und als sie nach Rom kamen, erkannte Virgilius durch seine Kunst, daß die Frau schuldig sei, und ermahnte sie, den Eid zurück zu nehmen und nicht zu schwören. Das wollte sie aber nicht thun, sondern streckte ihre Hand der Schlange in den Schlund und schwur ihrem Manne, daß sie mit dem Kutscher nicht mehr

zu schaffen gehabt hätte, als mit dem Narren, der dort stünde. Und weil sie die Wahrheit gesagt hatte, zog sie ihre Hand unversehrt wieder aus dem Schlunde der Schlange. Da fuhr der Ritter mit seiner Frau wieder nach Hause und traute ihr hinfort immerdar; so entkam das Weib dieser Gefahr. Virgilius aber ward sehr zornig und ärgerlich und zerstörte die Schlange, weil das Weib entwischt war und ihren Herrn betrogen hatte. Und Virgilius sagte, die Frauen seien sehr weise zu allem Betrug; was aber ihre Güte beträfe, damit sei es übel bestellt. Eine recht weise Frau sollte so weise sein, auf ihre Seligkeit zu denken.

Wie Virgilius starb.

So viel auch Virgilius in seinem Leben erstaunliche und wunderbare Dinge vollbracht hatte, so versprach er doch dem Kaiser, noch viele andere wundersame Dinge zu vollbringen. Denn er versprach ihm zu machen, daß die Bäume und Kräuter dreimal des Jahres Früchte trügen und ein Baum sollte zugleich reife und unreife Früchte und dazu Blüthen tragen. Auch wollte er machen, daß die Schiffe sowohl gegen als mit dem Strome segelten, und daß sich das Geld so leicht erwerben als verzehren ließe. Auch sollten die Frauen so leicht von den Kindern entbunden werden, als sie mit Annehmlichkeit Kinder empfiengen. Diese Dinge und noch viele andere, die zu lang wäre zu melden, hatte er dem Kaiser zu vollbringen verheißen, vorausgesetzt, daß es ihm von Oben nicht verwehrt würde.

Und weil er sehr mächtig und reich war von Gut, machte er ein schönes, lustsames Schloß, das nur einen einzigen Ein=

gang hatte, denn sonst war es von allen Seiten von einem großen Waßer umfloßen, so daß Niemand hineinkommen konnte als durch das Eine Thor. Und dieses Schloß stand außerhalb der Stadt Rom und der Eingang war mit vier und zwanzig eisernen Flegeln versehen, denn auf jeder Seite des Thores standen zwölf Männer, die, ohne ein Wort zu sprechen, Einer nach dem Andern unaufhörlich mit den eisernen Flegeln vor sich niederschlugen; und kein Mensch konnte durch das Thor, wenn die Flegel nicht still standen. Und die Flegel ließen sich mit einer eisernen Schraube schließen, von der Niemand wuste als Virgilius allein, der einen großen Theil seiner Schätze in dem Schloße bewahrte, und wenn er hineingehen wollte, schloß er die Schraube.

Und als er dieß vollbracht und die vorgenannten Dinge zu vollbringen gelobt hatte, gedachte er erst ein wunderlich Ding zu vollbringen, denn er meinte, sich wieder jung zu machen, damit er noch lange leben und viel Wunder verrichten könnte.

Da gieng Virgilius auf eine Zeit zu dem Kaiser und bat um Urlaub auf drei Wochen, denn er wollte eines Geschäfts wegen, das er vor hätte, außen sein. Aber der Kaiser wollte ihm den Urlaub nicht bewilligen, weil er den Virgilius gern allzeit um sich hatte. Als das Virgilius hörte, gieng er nach Hause und ließ denjenigen seiner Leute zu sich, dem er am Meisten traute, und der ihm der heimlichste war. Mit diesem Knechte gieng er nach seinem Schloße vor der Stadt und als sie vor den Eingang kamen, standen die Flegel davor und schlugen. Da sagte Virgilius zu dem Knecht: Geh voran in das Schloß. Da sprach der Knecht: Herr, ich kann nicht hindurch gehen, denn die Flegel würden mich todt schlagen.

Da zeigte Virgilius dem Knecht, an welcher Seite des Eingangs die Schraube war, die er drehte: da blieben die Flegel stille stehen und sie giengen beide durch das Thor in das Schloß. Und als sie in dem Castell waren, schloß Virgilius das Thor und sagte: Mein lieber Knecht, da ich dir am Meisten vertraue und du mir der heimlichste bist von allen meinen Knechten, so will ich dir am Meisten befehlen, mehr als irgend einem Menschen, der da lebt. Da führte er den Knecht in den Keller, wo er eine schöne Lampe gemacht hatte, die allzeit in dem Keller brannte. Und Virgilius sprach zu dem Knechte: Siehst du die Tonne, welche hier steht? Der Knecht sprach: Ja. Da sprach Virgilius: In diese Tonne must du mich einsalzen; zuvor aber sollst du meinen Leib ganz in Stücke hauen und meinen Kopf in vier Stücke theilen. Und dann sollst du mein Haupt mitten auf den Boden der Tonne legen und die andere Stücke darüber, aber mein Herz in die Mitte. Hernach setze die Tonne unter die Lampe, daß sie Tag und Nacht hineintropfe, und neun Tage lang must du die Lampe einmal des Tages füllen und das nicht laßen: dann werde ich wieder erneuert werden und wieder ein Jüngling sein und lange leben, sofern es mir von Oben nicht benommen wird.

Als dieß der Knecht hörte, erschrak er und sprach: Lieber Meister, das thu ich nimmermehr: ich will euch nicht tödten. Da sprach Virgilius: Ich begehre, daß du dieß thust, denn es ist ohne Gefahr. Und Virgilius sprach soviel und drohte zuletzt dem Knecht, bis er endlich that was Virgilius befohlen hatte. Er schlug ihn in Stücke, salzte ihn in die Tonne ein, und hängte die Lampe darüber, daß sie allzeit hineintropfen mochte.

Darauf gieng der Knecht aus dem Schloße und schloß den Eingang wieder, indem er die Schraube drehte. Da giengen die Männer wieder und schlugen mit den Flegeln und Niemand mochte hineinkommen. Und jeden Tag kam er ins Schloß und füllte die Lampe, wie Virgilius ihm geboten hatte.

Als nun Virgilius ausblieb, hatte der Kaiser großes Verlangen nach ihm, denn er hatte ihn lange nicht gesehen. Aber Virgilius war getödtet und lag in dem Gewölbe. Als nun der siebente Tag kam und Virgilius nicht zurückkehrte, ließ der Kaiser den Knecht kommen, von dem er wuste, daß ihn Virgilius am Meisten liebte. Den fragte er, wo sein Meister wäre. Da sprach der Knecht: Gnädiger Herr, ich weiß nicht, wo er ist; es ist sieben Tage her, daß er hinweg fuhr, ich weiß nicht wohin. Da sprach der Kaiser: Du lügst, Bube, du sollst mir deinen Meister zeigen, oder ich laße dich tödten. Da erschrak der Knecht und sprach: Gnädiger Herr, es sind nun sieben Tage, da gieng ich mit ihm hinaus in sein Schloß, und da ließ ich ihn und hab ihn seitdem nicht mehr gesehen. Da muste der Knecht mit dem Kaiser nach dem Schloße gehen. Und als sie an den Eingang kamen, mochten sie nicht hindurch, der Flegel wegen. Da sprach der Kaiser: Laß die Flegel ruhen, daß wir hinein können. Der Knecht sprach: Herr, dazu weiß ich keinen Rath. Da wollte der Kaiser den Knecht tödten und aus Furcht vor dem Tode drehte der Knecht die Schraube und ließ die Flegel stille stehen.

Da gieng der Kaiser mit seinem Geleite in das Schloß und suchte in allen Winkeln nach Virgilius. Und als er ihn nicht fand, gieng er in den Keller und sah die Lampe über

der Tonne hängen und in der Tonne war das gesalzene Fleisch des Virgilius. Da fragte der Kaiser den Knecht, wer ihn so kühn gemacht hätte, seinen Meister zu tödten. Der Knecht antwortete nicht und der Kaiser zog im Zorn sein Schwert und tödtete den Knecht. Und als er das gethan hatte, sah der Kaiser und all sein Volk ein nackendes Knäblein dreimal um die Tonne laufen, das sprach: Verflucht sei der Tag und die Stunde, da ihr hierher kamt. Da verschwand das Knäblein und ward nicht mehr gesehen und Virgilius blieb todt in dem Faße.

Da war der Kaiser mit seinen Herren sehr betrübt um des Virgilius Tod und auch alle die Blutsfreunde des Virgilius; und alle Schüler und Gelehrte in Rom und Neapel und anderwärts verwunderten und betrübten sich sehr, als sie seinen Tod vernahmen und sonderlich trauerte die Stadt Neapel, denn Virgilius hatte sie gegründet und zu großen Ehren gebracht.

Da gedachte der Kaiser des Virgilius Schätze zu nehmen; aber er konnte nicht, denn Niemand war so kühn, sie zu holen, denn ein Jeder dachte, wer nach den Schätzen gienge, den würden die metallenen Männer todt schlagen. Und so blieben des Virgilius Schätze, die er zu Rom hatte, in dem Gewölbe.

Noch vollbrachte Virgilius viele andere wunderbare Dinge, die in diesem Buche nicht beschrieben sind. Gott gönne uns Barmherzigkeit, daß wir in dem Buche des ewigen Lebens geschrieben bleiben. Amen.

Anhang.

Wie die Mutter des Virgilius von einem Lorberzweig träumte und wie ihr der Traum ausgelegt ward.

Von den vielen wunderbaren Dingen, die von Virgilius erzählt werden und in diesem Buche nicht beschrieben sind, gedenken wir einige nachzutragen.

Die Mutter des Virgilius, welche Maja hieß, wie ihr Vater Majus oder Magus geheißen war, träumte auf eine Zeit, da sie mit ihm schwanger gieng, sie habe einen Lorberzweig geboren und gepflanzt, welcher, da er kaum in die Erde gesteckt worden, sogleich angeschlagen und zu einem kräftigen Baume erwachsen sei, der schöne Blüthen getrieben und Früchte gebracht habe. Diesen Traum erzählte sie einem weisen Mann und bat ihn um dessen Auslegung. Da sprach der Traumdeuter: Seid guter Dinge, denn dieser Traum bedeutet euch Gutes. Ihr sollt einen Knaben gebären, der in Weisheit und Gelehrsamkeit alle Männer seiner Zeit übertreffen wird. Und damit euer Traum sich ganz erfüllt, sollt ihr dieses Kind nach dem Reise (Virga), das ihr gepflanzt habt, Virgilius nennen. Diesem Rathe folgte die Mutter.

Wie Virgilius dem Kaiser sagte, wer seine Mutter sei.

Als Virgilius nach Rom kam, lernte er den Stallmeister des Kaisers kennen und heilte dessen Pferde von allerlei Krankheiten, die ihnen zustießen. Da geschah es auf eine Zeit, daß dem Kaiser von Gesandten eines fernen Landes ein edles Roß von schöner Gestalt zum Geschenk gemacht wurde,

das einen großen Werth zu haben schien. Man zeigte dem Virgilius dieses Ross und fragte ihn als einen Kenner um seine Meinung. Da besah Virgilius das Pferd und sprach: Herr, das Pferd hat eine schöne Gestalt, schade nur, daß es mit Eselsmilch aufgezogen ist, denn darum wird es nie zu großer Kühnheit noch Schnelligkeit gelangen. Da fragte der Kaiser die Gesandten, wie das Pferd aufgezogen sei und erfuhr, daß die Mutter gestorben und das Fohlen von einer Eselin gesäugt worden war.

Verwundert über diese Bestätigung befahl der Kaiser dem Virgilius täglich ein halbes Brot auf Kosten des Hofes zu verabreichen.

Bald darauf, als der Kaiser seine Kronjuwelen ordnete, ließ er den Virgilius kommen und sprach: Meister, ihr habt von vielen Dingen Kenntniss und eurer Wißenschaft ist wenig verborgen. Versteht ihr euch auch auf Edelsteine, so sagt mir, welchen von diesen ihr für den kostbarsten haltet. Da fragte Virgilius: Herr, welchen haltet Ihr dafür? Da griff der Kaiser Einen heraus, der von besonderm Glanze war und sprach: Ich halte diesen für den schönsten und kostbarsten. Da nahm Virgilius den Stein, legte ihn auf die flache Hand, schloß die Hand und hielt sie ans Ohr. Darauf sprach Virgilius zu dem Kaiser: Herr, dieser hat einen Wurm. Alsbald berief der Kaiser seinen Juwelier und ließ den Stein durchfeilen und siehe, es fand sich ein lebendiger Wurm darin.

Da rühmte der Kaiser des Virgilius Wißenschaft und ließ ihm täglich ein ganzes Brot auf Kosten des Hofes verabreichen.

Nicht lange darnach meinte der Kaiser Ursache zu haben,

seine Geburt nicht für rechtmäßig zu halten: er schickte daher wieder zu Virgilius, schloß sich mit in sein Gemach ein und sprach zu ihm: Meister, ich habe große Begriffe von eurer Weisheit, denn ihr habt bei den Fragen, die ich euch vorlegte, unwidersprechliche Beweise davon gegeben. Nun wünsche ich von euch zu hören, wessen Sohn ich sei. Herr, antwortete Virgilius, welche Frage legt ihr mir vor! Wißt ihr doch, daß ihr der Sohn des verstorbenen Kaisers seid. Da sprach der Kaiser: Virgilius, antwortet mir nicht, um mir zu schmeicheln, sondern sprecht die Wahrheit frei von der Brust. So wißt denn, sprach Virgilius, daß ihr der Sohn eines Bäckers seid.

Wohlan, sprach der Kaiser, das muß ich von meiner Mutter hören, ließ diese herbeirufen und bestürmte sie so lange mit Drohungen, bis sie die Wahrheit gestand und des Virgilius Aussage bestätigte.

Hierauf verschloß sich der Kaiser wieder mit Virgilius und sprach: Meister, nach den Beweisen, die ihr mir von eurer Weisheit gegeben habt, bitt ich euch, mir zu sagen, wie ihr zur Kenntniss dieser Dinge gelangt seid?

Herr, antwortete Virgilius, daß das Pferd mit Eselsmilch gesäugt worden, sah ich an einem ganz natürlichen Zeichen: es hatte lang herabhängende Ohren, welche den Pferden sonst nicht eigen sind. Daß sich ein Wurm in dem Edelstein befand, schloß ich aus seiner Wärme, denn die Steine sind von Natur kalt und weil dieser warm war, muste ich auf etwas Lebendiges schließen, das sich darin befand.

Woran erkanntest du aber, fiel der Kaiser ein, daß ich eines Bäckers Sohn sei?

Gnädiger Herr, sprach Virgilius, als ich euch jenen überraschenden Aufschluß über das Pferd gab, ließt ihr mir zur Belohnung täglich ein halbes Brot reichen, und als ich euch von dem Wurm im Steine sagte, befahlt ihr, mir täglich ein ganzes zu geben. Daraus schloß ich, wessen Sohn ihr sein müßtet. Denn wärt ihr eines Kaisers oder Königs Sohn gewesen, so würde euch eine reiche Stadt ein zu geringes Geschenk gedünkt haben; aber nach eurer Herkunft hieltet ihr es für hinreichend, mich mit Brot abzuspeisen wie euer Vater zu thun pflegte.

Da schämte sich der Kaiser seines Geizes und sprach: Von nun an sollst du von keinem Bäcker mehr beschenkt werden, sondern von einem milden, großherzigen Kaiser.

Wie Virgilius die Stadt Neapel von Gestank und Ungeziefer befreite.

In Neapel, der Stadt, welche Virgilius gründete, ist ein Fleischmarkt, in dessen Mauer Virgilius durch seine Kunst ein Stück Fleisch einfügte, welches die Kraft hat, daß alles Fleisch, welches auf den Markt gebracht wird, sechs Wochen lang weder durch sein Aussehen die Augen, noch durch seinen Geruch die Nasen, noch endlich durch seinen Geschmack die Gaumen belästigt. Auch ist in derselben Stadt das Herrenthor, welches nach Nola führt, einer einst berühmten Stadt Campaniens, und an dem Eingang dieses Thores sieht man einen künstlich gebauten Steinweg, unter welchem Virgilius alle Arten von schädlichem Gewürm verschloß, und daher kommt es nun, daß weder in den unterirdischen Höhlen, über welchen die geräumige Stadt auf Säulen ruht, noch an den Gärten, welche innerhalb der Stadtmauer liegen, eine Mücke oder ein schädlicher Wurm gefunden wird.

Virgilius machte auch eine metallene Fliege von der Größe eines Frosches und setzte sie auf eins der Thore der Stadt, und diese Fliege hatte die Kraft, daß sich seitdem keine lebendige Fliege mehr in die Stadt wagte. Und so befreite Virgilius seine Stadt Neapel von den Fliegen, welche sich sehr darin vermehrt hatten. Ein andermal hatten sich in Neapel die Blutegel so vermehrt, daß alle Quellen und Brunnen gefährlich geworden waren. Da machte Virgilius einen großen goldenen Blutegel und warf ihn in einen Brunnen und sogleich verschwanden die Blutegel. Durch einen Zufall geschah es viele Jahre nachher, daß bei einer Reini-

gung des Brunnens jener Blutegel, welchen Virgilius hinein geworfen hatte, herausgeschafft wurde, worauf jene Landplage zurückkehrte und nicht eher nachließ, bis der goldene Blutegel des Virgilius wieder in den Brunnen geworfen ward.

Wie die Aerzte aus Neid wieder zerstörten, was Virgilius zum gemeinen Besten gemacht hatte.

Als Virgilius zum Besten des Volks und zu ewiger Bewunderung jene Bäder bei Puteoli gemacht hatte, deren oben gedacht ist, durch welche die Badenden von jeder innerlichen und äußerlichen Krankheit befreit wurden, setzte er be.. jede Badegrotte eine Aufschrift, in welcher Nachricht gegeben war, wider welche Krankheit das Waßer jedes Bades helfe. Als aber viele Jahre nachher die Arzneischule zu Salerno sich zu heben anfieng, beneideten die salernitaner Aerzte der Stadt Neapel diese heilkräftigen Bäder und ließen heimlich die Aufschriften zerstören, weil sie fürchteten, weil die Heilkraft jedes Bades durch sie bekannt wäre, würde Niemand mehr ihres Rathes bedürfen und ihnen aller Gewinn entzogen werden.

Virgilius machte auch ein großes ehernes Pferd, welches die Kraft und Eigenschaft hatte, daß es alle Krankheiten der Pferde und namentlich die Einbiegung des Rückens, woran die Pferde dort in der Regel litten durch den bloßen Anblick oder dadurch heilte, daß man den entsprechenden Theil des ehernen Rosses berührte, an welchem das kranke Pferd litt. Aber die Roßärzte Neapels waren dem Pferde neidisch und durchbohrten ihm heimlich den Bauch, wodurch es seine Heilkraft verlor.

Wie Virgilius einen Trompeter machte, der den Südwind von der Stadt zurückblies.

In der Nähe der Stadt Neapel und ihr gleichsam gegenüber liegt der Jungfrauenberg, Monte Vergine, an dessen felsigem, fast unersteiglichem Abhang Virgilius sich einen Garten angelegt hatte, in dem sich vielerlei Pflanzen befanden. Darunter findet man auch das Luciuskraut, durch welches die blinden Schafe, wenn sie es zufällig berühren, das schärfste Gesicht wieder erlangen. Auf diesem Berge hatte Virgilius auch ein Erzbild aufgestellt, das eine Posaune am Mund hielt, mit welcher es den Südwind, der von jenseits herüberwehte, auffieng und zurückwarf. Welchen Nutzen aber das Wenden des Südwindes gewährte, ist aus folgendem zu entnehmen. Es ist nämlich unweit der Stadt Neapel ein Berg ins Meer gegründet, der die unter ihm liegende Terra di Lavoro überblickt. Dieser Berg, welcher Vesuv heißt, speit im Maimonat den häßlichsten Rauch, wo nicht Asche und Flammen aus und zuweilen glühend heißes Holz, kohlenschwarz gebrannt, daher man sagt, daß dort ein Luftloch der irdischen Hölle aufsprudle. Bei wehendem Südwind also verbrennt der heiße Staub alle Saaten und Früchte und verödet so das ergiebigste Land bis zur Unfruchtbarkeit. Solchem großen Schaden des Landes abzuhelfen, setzte also Virgilius die Bildsäule mit der Posaune auf den gegenüberliegenden Berg, daß auf den ersten Ton der angehauchten Posaune der in sie hineinstoßende Zug des Südwindes nach mathematischen Gesetzen zurückgeworfen wurde. Aber auch diese Bildsäule ward durch die Bosheit neidischer Menschen oder durch

die Zeit zerstört, daher jene alten Beschädigungen sich nun öfters wieder zeigen.

Wie Virgilius sich und seine Mitgefangenen aus dem Gefängniss befreite.

Es wird auch erzählt, als Virgilius sich zu Rom an jener Jungfrau, die ihn im Korbe hangen ließ, durch Auslöschen des Feuers gerächt hatte, habe ihn der Kaiser zur Strafe ins Gefängniss werfen laßen. Als er nun eines Tages mit den andern Gefangenen im Hofe des Gefängnisses spazierte, nahm er eine Kohle aus der todten Asche, die in einem Winkel liegt und zeichnete damit ein großes Schiff an die Wand. Als das Schiff fertig ist, spricht er zu den Gefangenen, sie sollten nur in das Schiff treten und mit ihm auf und davon fahren. Als sich nun ein Haufen von Gefangenen gleichsam zum Scherz an die Wand vor das gemalte Schiff stellte, giebt er Jedem einen Stock in die Hand statt des Ruders. Er selbst nimmt seinen Platz bei dem Steuer und spricht: Wenn ich ein Zeichen gebe, so beginnt ihr mit euern Stöcken zu rudern. Als er nun das Zeichen gab und sie zu rudern begannen, hob sich das Schiff in die Lüfte, und flog mit ihnen davon nach Apulien. Da ließ Virgilius den Anker auswerfen und landete mit dem Schiff an der Spitze eines Hügels. Da zerstreuten sich seine Reisegefährten nach allen Seiten, Virgilius aber schlug den Weg nach Neapel ein. Als ihn aber unterwegs die Nacht überfiel, klopfte er an der Hütte eines Landmans und bat um Aufnahme. Der Bauer nimmt ihn freundlich auf, kann ihm aber kein Stück trocknen Brotes anbieten. Da befiehlt ihm Virgilius, Weintrauben,

die er unterwegs gepflückt hatte, in eine Tonne zu legen, und Waßer darauf zu gießen. Als sie darauf das Tönnchen anzapfen, fließt der köstlichste Wein heraus. Unterdessen hatte Virgilius einen seiner dienstbaren Geister nach Rom geschickt, um von des Kaisers Tafel einige Schüßeln mit Braten und gesottenen Hühnern herbeizuholen. Der Kaiser, dem inzwischen von der Flucht des Virgilius aus dem Gefängnisse Kunde gekommen, sieht die köstlichen Schüßeln vor seinen Augen verschwinden und spricht zu seinen Hofleuten: Das hat Niemand gethan als Virgilius. Am andern Morgen, da Virgilius von seinem armen Wirthe Abschied nimmt, läßt er ihm das Tönnchen mit dem Wein zurück, und verheißt ihm, er werde es immer mit Wein gefüllt finden, so lange er nicht hineinschaue. Darüber war der Bauer lange Zeit sehr vergnügt, denn das Fäßchen blieb immer voll, so viel er auch daraus zapfte. Aber einmal hatte der Bauer so viel getrunken, daß er des Virgilius Warnung vergaß und aus Neugier in das Spund sah, wieviel es noch hielte. Und von Stund an versiegte das Fäßchen und blieb das Zapfloch verstopft und kein Wein wollte mehr herausfließen.

Wie Virgilius seinen Schüler Merlin nach Rom schickte, da sein Zauberbuch zu holen.

Als Virgilius nach Neapel kam, schickte er einen seiner Schüler, Namens Merlin, nach Rom, sein Zauberbuch zu holen, das er dort gelaßen. Aber hüte dich wohl, mein Sohn, spricht er warnend, das Buch zu öffnen, denn daraus kann dir nur Unheil entstehen. Aber der Schüler konnte seine Neugier nicht bezwingen: er öffnete das Buch und begann

darin zu lesen. Aber kaum hat eine Zeile gelesen, so sieht er sich von einer Schaar von Geistern umringt, die ihn mit feurigen Augen ansehen und fragen. Was willst du? Da erschrak Merlin heftig und wuste in seiner Herzensangst den Geistern nichts zu befehlen, als daß sie die Straße von Rom nach Neapel mit Salz bestreuen sollten, damit sie immer rein bliebe. Da verließen ihn die Geister und bestreuten ohne Zögern die Straße; auch kamen sie nicht zurück, damit ihnen nicht wieder so schwere Arbeit aufgegeben würde.

Wie Virgilius durch seine Geister einen unterirdischen Gang durch einen Berg machen ließ.

Denselben Geistern gab Virgilius andere Arbeit, denn er befahl ihnen, durch einen Berg, Posilippo genannt, einen unterirdischen Gang zu bauen, von solcher Länge, daß dem, der sich in der Mitte befindet, kaum die beiden Enden erscheinen. Und diesen Weg durch die Felsgrotte bauten die Geister in Einer Nacht. Dazu brachte es Virgilius durch seine negromantische Kunst zu Wege, daß wenn im Dunkel jenes Berges ein Feind dem Feinde mörderisch nachstellt, er durch keinen Trug und durch keine Hinterlist seine Bosheit vollbringen kann.

Von andern Wunderwerken, die Virgilius durch seine Kunst zu Neapel erschuf.

Virgilius erbaute in Neapel auch ein Stadtthor mit zwei Eingängen, und über jedem Eingang stand ein Kopf aus parischem Marmor. Und der Kopf über dem Eingang zur rechten Hand zeigte stäts heitere, lächelnde Miene, der an dem

linken dagegen verdrehte die Augen wie zornig und betrübt. Wer nun durch den Eingang zur Rechten in die Stadt kam, dem gelang Alles, was er da vornahm, wer durch den zur Linken kam, dem misſrieth Alles. Nur muſste es von Ohngefähr geschehen sein und nicht aus Kenntniſs des Wunders, denn alsdann hatten die Bilder keine Kraft.

Ferner erbaute Virgilius in Neapel einen Glockenthurm, der sich, wiewohl er von Stein war, stäts mit der Glocke bewegte, die darin hieng, so daß Thurm und Glocke, als wenn sie Ein Leben hätten, sich allzeit mit einander rührten und regten.

Virgilius zauberte auch das Bild der Stadt Neapel in eine gläserne Flasche mit sehr enger Mündung, und so lang die Flasche unversehrt blieb, sollte die Stadt nicht Schaden nehmen können. Gleichwohl ward sie 1191 erobert, aber damals hatte die Flasche einen kleinen Sprung, wie des Kaisers Kanzler Konrad, der sie gesehen hat, bezeugt. Derselbe berichtet auch, Virgilius habe zu Neapel in dem sogenannten eisernen Thor alle Schlangen eingesperrt, an welchen die dortige Gegend der vielen unterirdischen Gänge und Canäle wegen großen Ueberfluß gehabt, und dieses Thor allein habe man zu seiner Zeit zu zerstören scheu getragen, damit die Schlangen nicht heraus kämen und das Land und die Einwohner belästigten. Vielleicht meinte er damit das oben genannte Herrenthor, das nach Nola führt.

Noch machte Virgilius den frommen armen Leuten zum Troste ein großes Feuer, daran sie sich wärmen mochten, und neben dem Feuer machte er zwei schöne aufwallende Brunnen, der eine war kalt, der andere warm, und in dem

warmen sollten die armen Leute baden, von dem kalten sollten sie trinken. Und zwischen dem Feuer und den beiden Brunnen machte er ein Bild an dessen Stirne stand geschrieben· „Wer mich schlägt der schädigt die Stadt" Das Bild stand viele Jahre da; zuletzt kam ein Pfaffe und las die Schrift und gedachte bei sich: Was schädigt die Stadt? Ich glaube lieber, wenn ich dir einen Streich gebe, so finde ich einen Schatz unter deinen Füßen. Und darum wollte der Meister nicht, daß dich Jemand schlüge. Und also hob der Pfaffe seine rechte Hand und gab dem Bild einen so freveligen Schlag, daß das Bild niederfiel und zerbrach. Und als das geschah, da erlosch das Feuer und versiegten die Brunnen und der Pfaffe fand keinen Schatz. Als das die frommen armen Leute hörten, da wurden sie traurig und leidig und schrieen Mord über den Pfaffen, der sie durch seine Habsucht ihres Heiles und Trostes beraubt hatte.

Man erzählt auch, Virgilius habe durch seine Kunst einen ehernen Kopf gemacht, der reden konnte und die Zukunft voraussagen.

Wie Virgilius in Rom eine Säule machte mit einen Abgott, der dem Kaiser verrieth, wer das Gesetz gebrochen hätte.

Einsmals gab der Kaiser zu Rom ein Gesetz, daß der eines harten Todes sterben sollte, der an seinem Festtage etwas verrichte oder arbeite. Darauf berief er den Zauberer Virgilius, und sagte ihm, welches Gebot er ausgehen laßen und daß er besorge, man werde ihm dessen Uebertretung zu verheimlichen wißen: deshalb bitte er ihn, ein Mittel ausfindig zu machen, woran er erkennen möchte, wenn Jemand seinem Gebot zu

wider handle. Da schuf Virgilius durch seine Kunst eine Säule mitten in der Stadt, und setzte darauf einen Abgott, der dem Kaiser genau anzeigte, wer das Gesetz gebrochen und an dem verbotenen Tage gearbeitet hatte. Und auf die Anklage dieses Abgottes hatten schon Viele das Leben eingebüßt. Nun lebte in Rom ein Schmied Namens Phocas, der hatte an dem Tage, dessen Feier geboten war, wie an jedem gewöhnlichen Werktage gearbeitet, und als er nun des Nachts in seinem Bette lag, bedachte er, wie er das Gebot des Kaisers verletzt und schon Mancher vor ihm durch den Verrath der Säule das Leben verloren habe. Hiermit stand er auf und gieng hin zu dem Abgott, drohte ihm und sprach: O Säule, Säule, dein Geschwätz hat schon manchem armen Sünder das Leben gekostet; aber ich befehle dir jetzt, mich nicht zu verrathen, sonst schlage ich dir dein Haupt ab und zerschmettere es mit meinem Hammer. Drum laß dir rathen und schweige von mir.

Des andern Morgens in aller Frühe schickte der Kaiser nach seiner Gewohnheit seinen Boten zu der Säule und ließ fragen, ob Jemand wider sein Gebot gethan habe? Und wie die Boten kamen und den Auftrag des Kaisers ausrichteten, da sprach die Säule: Schaut auf und lest, was an meiner Stirne geschrieben steht. Die Boten blickten empor und lasen; da stand geschrieben: Die Zeit verkehrt sich, die Menschen verschlimmern sich, und wer die Wahrheit sagt, dem wird das Haupt zerschlagen mit einem eisernen Hammer: darum höre, sieh und schweige, willst du in Frieden leben. Geht hin und sagt euerm Herrn, was ihr gehört und gelesen habt.

Da schieden die Boten von dem Abgott und hinterbrachten dem Kaiser, was sie vernommen hatten. Und als der Kaiser dieß hörte, befahl er zwölfen seiner Ritter sich eilends zu wappnen und zu der Säule zu gehen; wenn dann Jemand komme, der Böses wider sie im Schilde führe, dem sollten sie Hände und Füße binden und ihn gefangen vor ihn führen. Die zwölf Ritter kamen zu der Säule, grüßten sie im Namen des Kaisers und baten sie, denjenigen zu nennen, der das Gebot übertreten und ihr gedroht hätte. Da sprach sie: So nehmt Phocas, den Schmied gefangen, denn der hat das Gebot des Kaisers nicht in Betracht genommen und ist auch der gewesen, der mir gedroht hat.

Da giengen die zwölf Ritter, ergriffen den Schmied und führten ihn gefangen vor den Kaiser. Da sprach dieser: Sag an, warum hältst du das Gebot nicht, das ich gesetzt habe? Phocas antwortete und sprach: Ich kann das Gebot nicht halten, denn ich muß alle Tage acht Pfennige verdienen, die ich nicht erschwingen kann, ohne täglich zu arbeiten. Hierauf fragt ihn der Kaiser, wozu er die acht Pfennige bedürfe. Da sprach Phocas: Das will ich euch sagen; das ganze Jahr hindurch muß ich jeden Tag zwei Pfennige erstatten, zwei Pfennige ausleihen, zwei verlieren und zwei verzehren. Das macht acht Pfennige, die ich täglich haben muß. Darauf befahl ihm der Kaiser, sich deutlicher zu erklären, wie er das verstehe? Da hub der Schmied an und sprach: Herr, zwei Pfennige muß ich meinem Vater erstatten, der mich von Jugend auf erzogen hat, nun aber alt ist und nichts mehr verdienen kann. Auch habe ich einen Sohn, der in die Schule geht, dem muß ich täglich zwei Pfennige leihen, die er mir auch erstattet, wenn

ich alt werde. Ferner habe ich ein Weib, welchem ich täglich zwei Pfennige geben muß, die sind verloren, denn wenn ich sterbe, so nimmt sie einen andern Mann und vergißt mein ganz. Endlich bedarf ich selber zweier Pfennige, die ich verzehre mit Eßen und Trinken. Darum, gnädiger Herr, bedenkt meinen Nothstand und fällt ein gerechtes Urtheil, denn ich kann der acht Pfennige mit Nichten einen entbehren.

Als der Kaiser dieß hörte, wuste er nicht was er thun sollte. Er dachte, wenn ich ihm geböte, von seiner Sitte zu laßen, so würde ich ihn verdrießen und irre machen; ich will ihm lieber ein strenges Gebot auferlegen und wenn er dawider verstößt, ihn zugleich für Alles bestrafen, was er meinen Befehlen zuwider gethan hat. Geh mit Gott, sprach er zu dem Schmied, und arbeite fleißig fort wie bisher; nur hüte dich wohl, bei Leibesstrafe, Jemanden etwas von unserer Unterredung zu sagen, es sei denn, daß du zuvor hundertmal unser kaiserliches Antlitz gesehen hättest. Diesen Befehl ließ der Kaiser von seinem Schreiber aufzeichnen, der Schmied beurlaubte sich und gieng an seine Arbeit.

Bald darauf berief der Kaiser die Weisen an seinen Hof, um sie auf eine Probe zu stellen, legte ihnen den Fall von den acht Pfennigen vor, von welchen zwei erstattet, zwei ausgeliehen, zwei verloren und zwei verzehrt wurden und fragte sie, wie das zu verstehen sei. Die Weisen wusten nicht gleich Bescheid und baten um eine achttägige Bedenkzeit, welche ihnen auch bewilligt ward. Da hielten sie Zusammenkünfte und beriethen sich; aber aller ihrer Bemühungen unerachtet konnten sie das Räthsel nicht lösen, bis sie zuletzt muthmaßten, daß sich die Frage auf den Schmied bezöge, welchen der Kaiser hatte verhaften

laßen. Sie begaben sich also in seine Wohnung und fragten ihn um die Bedeutung der seltsamen Worte. Aber der Schmied, dem der Kopf auf dem rechten Flecke saß, hütete sich wohl, sein Geheimniß zu verrathen. Als sie ihm zuletzt Geld anboten, ward er willfährig und sprach: Besteht ihr darauf es zu wißen, so geht hin und bringt mir hundert Goldgülden: unter keiner andern Bedingung werdet ihr es je erfahren. Die Weisen, denen kein anderes Mittel übrig blieb, wollten die Frist nicht verstreichen laßen und gaben ihm die verlangten hundert Goldstücke. Der Schmied nahm sie, bevor er ihnen ein Wort sagte, Stück für Stück in die Hand und beschaute das Gepräge, welches auf der einen Seite den Kopf des Kaisers darstellte, mit aufmerksamem Wohlbehagen. Darauf sagte er den Weisen Alles, was er dem Kaiser über die acht Pfennige gesagt hatte. Da giengen sie befriedigt von ihm und erwarteten den Ablauf der acht Tage.

Als diese verstrichen waren, ließ sie der Kaiser vor sich berufen, um die Antwort der Weisen auf die ihnen vorgelegte Frage zu hören, und siehe, sie sagten ihm genau dasselbe, was er von dem Schmied gehört hatte. Den Kaiser wunderte es sehr, wie sie dieß erfahren hätten. Er ließ also den Schmied vor sich laden und gedachte bei sich selbst: den will ich gut auszahlen. Sie werden ihm mit Versprechungen und Drohungen so lange zugesetzt haben, bis er ihnen Alles verrathen hat; durch ihre eigene Weisheit hätten sie es nun und nimmer herausgebracht. Da hat er sich aber selber geschadet.

Als nun der Schmied kam, redete ihn der Kaiser an: Meister, ihr habt euch schwer an meinem Gebot vergangen, indem ihr verriethet, was ich befahl geheim zu halten; das wird

euch übel bekommen. Da sprach der Schmied: Gnädiger Herr, ihr habt zu verfügen nicht nur über mich, sondern über die ganze Welt nach euerm Wohlgefallen, ich unterwerfe mich euch wie einem geliebten Vater und Herrn. Wißt aber, daß ich nicht glaube wider euch gehandelt zu haben, denn euer Befehl war, Niemand was ich euch gesagt zu offenbaren, ich hätte denn zuvor hundertmal euer kaiserliches Antlitz geschaut. Ich durfte daher dem Ansinnen eurer Weisen kein Gehör geben, bevor ich nicht der darauf gestellten Bedingung Genüge geleistet. Diese suchte ich also zu erfüllen und ließ mir, ehe ich ein Wort sagte, hundert Goldgülden geben, besah in ihrer Gegenwart euer darauf ausgeprägtes Bild und sagte ihnen dann erst was sie zu wißen begehrten. Damit gnädiger Herr, meine ich nicht wider euch verstoßen zu haben.

Als dieß der Kaiser hörte, muste er lachen und sprach: Geh mit Gott, du bist klüger als meine Weisen. Der Herr schenke dir Heil und Segen! Damit beurlaubte sich der Schmied und lebte fortan in Frieden nach seiner Weise.

Wie Virgilius einem Ritter durch einen Spiegel das Leben erhielt.

In Rom war ein Ritter, der war andächtig und barmherzig; derselbe hatte ein schönes Weib, die pflegte ihre Ehe zu brechen und wollte davon nicht laßen. Der Ritter merkte das und war darum gar traurig und gedachte in seinem Sinne: Ich will zu dem heiligen Land und zu dem heiligen Grab fahren über Meer, damit mein Weib ihr Leben in ein beßeres verkehre. Und sprach zu ihr: Liebe Hausfrau, ich habe Muth in das heilige Land zu fahren über Meer. Nun gehabe dich in wohlgezogener Gebärde und weiblicher Zucht nach weib-

licher Scham, denn ich empfehle dich dir selbst und deiner Bescheidenheit und eigenen Hut. Damit nahm er Urlaub und ritt dahin.

Und als der Ritter auszog, da hatte die Frau einen andern zu Lieb erkoren, der war ein gelehrter Mann. Zu dem sprach die Frau: Möchtest du ein Ding thun, so wollte ich dein Weib sein und wollte dir Alles geben, das ich habe. Da sprach er: Sage mir, was ist es, das ich thun soll? Sie sprach: Mein Mann ist in das heilige Land gefahren; er hatte mich gar nicht lieb. Kannst du eine Kunst, womit du ihn tödten möchtest in fremden Landen, so wollte ich dich zum Manne nehmen. Er sprach: Ich kann es wohl thun; willst du alsdann mein Weib sein? Sie sprach: Das gelobe ich dir festiglich bei meinen Treuen. Da machte er ein Bild, das man nennt ein Männlein, das glich dem Ritter, der über Meer gefahren war, und stellte es an eine Wand und peinigte es drei Tage, daß es Ach und Weh litt und darnach sollte des Ritters Leib auch Ach und Weh leiden recht wie das Bildlein.

Auf eine Zeit gieng der Ritter im heiligen Land über eine Gaße, da begegnete ihm ein Meister, der hieß Virgilius. Der sah ihn an und sprach: Lieber Freund, ich habe euch heimlich ein Ding zu sagen. Der Ritter sprach: Meister, sagt an was ist das, sprecht was ihr wollt. Da sprach der Meister: Ihr seid heute ein Kind des Todes, es sei denn daß ich euch helfe. Euer Weib ist böse und untreu und hat es mit ihrem Friedel auf euern Tod angelegt. Da der Ritter hörte, daß er von seiner Hausfrau die Wahrheit redete, und hatte sie doch nie gesehen, da hielt er sich zu ihm und sprach: O lieber Meister, erhalt mir mein Leben; ich will dir einen guten Lohn geben.

Da sprach Virgilius: Ich will euch gerne gesund machen und am Leben erhalten. Dann sprach der Meister: Ihr sollt ein Bad nehmen in einem großen Bottich und sollt die Kleider von euch thun und in das Bad gehen.

Das that der Ritter. Da gab ihm Virgilius einen Spiegel in die Hand und sprach: Nun seht in den Spiegel, so seht ihr wunderliche Dinge. Da der Ritter in den Spiegel sah, fragte ihn Virgilius: Sagt mir, was seht ihr in dem Spiegel? Der Ritter sprach: Ich sehe einen Mann in meinem Hause, der hat ein Bild von Wachs gemacht, das ist nach mir gebildet. Da sprach der Meister: Was beginnt er nun? Der Ritter sprach: Er hat einen Bogen in seiner Hand und legt einen Pfeil darauf und will nach dem Bilde schießen. Da sprach der Meister Virgilius: Willst du dein Leben behalten, wenn du den Pfeil siehst gehen gegen das Bild, so tauche dich ganz und gar ins Waßer bis ich zu dir spreche: steh auf. Als der Ritter sah, daß jener den Bogen zog und jetzo die Sehne schnellen ließ, da duckte er sich zusammen in das Waßer und barg sich ganz und gar. Da das geschah, sprach der Meister: Nun hebe dein Haupt heraus und sieh wieder in den Spiegel. Als er das gethan hatte, sprach der Meister: Was siehst du in dem Spiegel? Der Ritter antwortete: Er hat das Bildlein nicht getroffen, der Pfeil ist über ihn hinausgegangen, darum ist er sehr traurig. Da sprach der Meister: Nun sieh wieder in den Spiegel, was er jetzt beginnt. — Er geht wieder zu dem Bilde, legt einen Pfeil auf den Bogen und will schießen. Da sprach der Meister: So thu wieder, wie du zuvor gethan hast, wenn du anders leben willst. Als der Ritter sah, daß Jener die Sehne anzog, alsbald duckte er sich

in das Waßer mit seinem ganzen Leibe. Da sprach der Meister: Sieh zu, was er nun beginnt. Er sah in den Spiegel und sprach zu dem Meister: Er ist sehr betrübt, daß er das Bild nicht getroffen hat und spricht zu meinem Weibe: Treffe ich das Bild im dritten Schuße nicht, so bin ich des Todes. Nun geht er so nahe an das Bild, daß mich dünkt, er kann nicht fehlen, er muß es treffen. Der Meister sprach: So birg dich wieder in das Waßer wie zuvor und halte dich drunter bis ich dich aufstehen heiße. Als das geschah, sprach der Meister: Steh auf und sieh in den Spiegel. Da sah er, daß der Schalk das Bild nicht getroffen hatte, sondern der Pfeil kehrte sich um und fuhr ihm zwischen Lunge und Leber und verwundete ihn so, daß er starb. Da begrub ihn die Frau unter ihrem Bette in eine tiefe Grube, daß sein Niemand inne wurde. Als er dem Meister das sagte, sprach der zu ihm: Nun steht auf und legt euer Gewand an und bittet Gott für mich, denn andern Lohn will ich nicht haben. Aber hütet euch hinfort vor solch einem bösen Weibe. Da dankte der Ritter dem Meister und fuhr wieder heim. Als er nun zu Hause kam, da empfieng ihn seine Hausfrau und schmeichelte ihm, als ob sie nie etwas Unbilliges gethan hätte. Er aber schwieg still und ließ es hingehen. Aber nach einiger Zeit schickte er nach ihren beiderseitigen Verwandten und bat sie zum Eßen. Und als sie gegeßen hatten, sprach er zu ihnen: Ihr lieben Freunde, ihr sollt wißen, warum ich nach euch gesandt habe; und fuhr fort: Meine Hausfrau ist eine Ehebrecherin und was noch böser ist, sie wollte mich meines Lebens beraubt haben. Die Frau leugnete und schwur, daß sie unschuldig wäre. Aber der Ritter erzählte ihnen die Geschichte ganz und gar, wie es ergangen

war und wie er durch den weisen Rath des Meisters Virgilius errettet worden. Und sprach: Wollt ihr es nicht glauben, so kommt mit mir, ich will euch die Stätte weisen, wo sie ihren Buhlen begraben hat. Sie giengen in die Kammer und fanden unter des Weibes Bette den todten Mann begraben. Alsbald sandten sie nach dem Richter: der gab ein Urtheil, daß man das Weib verbrennen sollte. Das geschah, man verbrannte ihre Gebeine und streute die Asche in die Luft. Und darnach nahm der Ritter eine schöne ehrbare Jungfrau und lebte mit ihr in Freuden und in Ehren bis an sein Ende.

Von dem Grabe des Virgilius.

Zur Zeit des Königs Roger von Sicilien kam aus England ein weiser Meister und bat ihn um eine Gnade. König Roger bewilligte sie ihm. Da sprach der Meister: So bitte ich nicht um ein zeitliches Gut, sondern um ein Ding, das von den Menschen gering geschätzt wird: um die Gebeine des Virgilius. Da gab ihm der König einen Freibrief, sie zu nehmen, wo er sie fände. Da gieng der Meister in eine gebirgige Gegend und ließ in einem Berge nachgraben, der oben keine Spur von einer Oeffnung hatte. Nach langem Suchen fand er durch seine Kunst die Gebeine in großer Tiefe; unter dem Kopfe des Zauberers lag ein Buch, worin die Ars notoria aufgezeichnet stand. Aber kaum hatte sich die Nachricht von dem Funde verbreitet, als das Volk, der Wohlthaten eingedenk, welche die Stadt dem Virgilius verdankte, sich zusammen rottete, um die Wegschaffung seiner Ueberreste zu hindern, da es durch dieselben Neapels Erhaltung und Wohlfahrt gesichert glaubte. Da sammelte das Volk die Gebeine seines Wohl-

thäters in eine Urne, erhob sie feierlich und brachte sie in das Castell am Meere, wo man sie seitdem durch ein eisernes Gitter schauen konnte. Der Kanzler Konrad versichert aus Erfahrung, wenn diese Gebeine aus dem Inselschloße, das Virgilius gegründet hatte, hinweggenommen und ins freie gebracht würden, so verfinstere sich plötzlich die Luft und erhebe sich Sturm und Ungewitter über Meer und Land. Jener englische Meister erhielt also, König Rogers Verheißung ohnerachtet, die Gebeine nicht, wohl aber das gefundene Zauberbuch. Obgleich aber auch von diesem glaubwürdige Geschichtsschreiber versichern, daß sein Inhalt sich durch die Erfahrung durchaus bewährt habe, so gestand der englische Meister doch, daß ihm die Gebeine des Virgilius lieber gewesen wären, denn er hatte sie durch Beschwörungen binnen vierzig Tagen dahin bringen wollen, ihm die ganze Kunst des Zauberers zu offenbaren.

rbſſcte in eine Ebene, erhob ſie feierlich und brachte ſie in das Caſtell am Meere, wo man ſie jedoch durch ein eiſernes Gitter ſchauen konnte. Der Kanzler Konrad verſicherte aus Erfahrung, wenn dieſe Gebeine aus dem Inſelſchloſſe, das Wiglitius gegründet hatte, hinweggenommen und ans freie gebracht würden, ſo verfinſtere ſich plötzlich die Luft und erhebe ſich Sturm und Ungewitter über Meer und Land. Jener engliſche Meiſter erzählte alſo, König Edgars Verheißung unverändert, die Gebeine nicht, wohl aber das geſchriebene Zauberbuch. Obgleich aber auch von dieſem glaubwürdige Geſchichtſchreiber verſichern, daß ſein Inhalt ſich durch die Erfahrung durchaus bewährt habe, ſo geſtand der engliſche Meiſter doch, daß ihm die Gebeine des Wiglitius lieber geweſen wären, denn er hätte ſie durch Beſchwörungen binnen vierzig Tagen dahin bringen wollen, ihm die ganze Kunſt des Zauberers zu offenbaren.

Bruder Rausch.

Quis non legit
Quid frater Rauschius egit?

Bruno Seidelius paro emiae ethicae.

Vor einem Wald ein Kloster lag,
Darin man Wunderdinge pflag.
Die Mönche waren fromm und gut,
Gott zugewandt in Glaubensmuth,
In schwarzen Kutten nur bedacht
Ihm Lob zu singen Tag und Nacht;
Sie hielten auch die Fasten streng
Und mieden weltliches Gepräng.
Der Teufel Rausch ward des gewahr,
Da hub er sich zu ihnen dar:
In eines jungen Manns Gestalt
Hin vor ihr Kloster trat er bald.
Der Abt kam vor das Haus gegangen,
Da wurde Rausch gar schön empfangen.
Der Abt sprach: Junger Knecht, wo her?
Was ist dein Meinen und Begehr?
Ward eine Botschaft dir befohlen,
Das laß uns wißen unverhohlen.
Rausch sprach: „Herr, ich sag euch recht,
Ich bin ein armer Küchenknecht;
Auch kann ich schweigen und verhehlen,
Was gute Leute mir befehlen.
Und so ihr mein bedürft zum Knecht,
So schaff ich euern Willen recht.“

Als das der fromme Abt vernahm,
Er war dem jungen Mann nicht gram
Und sprach zu ihm: Du bist willkommen,
Vielleicht mag uns dein Dienen frommen.
Ein Küchenjunge fehlt uns eben:
Magst du dem Koch zu Willen leben,

Ein beßrer Dienst in kurzer Zeit
Wird dir wohl offen und bereit.
Da dankte Rausch mit Fleiß dem Abt,
Der ihn mit solchem Dienst begabt,
Und eilte zu dem Meister Koch
Zu tragen seines Dienstes Joch.
Den Meister konnt er grüßen wohl,
Wie ein Knecht das billig soll,
Denn alle Schalkheit wust er gar:
Er kam darum zu dieser Schar.
So ward der Teufel Küchenknecht;
Nun hört wes er sich mehr erfrecht.

Es war am fünften Tag nachher,
Da kam der Abt von Ungefähr
Zur Küche, wo der junge Mann
In der Asche lag; der Abt begann:
Hör an, du neugeworbner Knecht,
Wie ist dein Name? sag mir recht.
Da sprach er: Ich bin Rausch genannt,
Gar fern ist meiner Heimat Land.
Da sprach der Abt: Rausch, gieb mir Kunde,
Ob du zu koppeln wißest Hunde?
Ja Herr, sprach Rausch, das kann ich gut,
Und mehr als das noch, gleichen Muth
Kann ich Fraun und Männern geben,
Daß Eines muß zum Andern streben.

Ich kupple sie mit ganzer Kraft:
 Das ist viel größre Meisterschaft.
Ich führt euch, wenn es müßte sein,
 Ein schönes Weib, ein Mägdelein,
Am Abend still zu eurer Zelle
 Und morgens bei der ersten Helle
So heimlich wiederum hinaus,
 Daß Niemand sein gewahrt' im Haus.
Da solches Wort der Abt vernahm,
 Er war dem jungen Mann nicht gram:
Er sah sich um, ob wer sie störe,
 Ob sie kein lauschend Ohr erhöre.
Da sprach der Abt: Rausch, lieber Knecht,
 Kannst du ein Weib mir kuppeln recht? —
Ja Herr, so meisterlich und wohl,
 Daß Niemand sichs vermuthen soll.
Ich kuppl euch bald das Fräulein fein;
 Nur sagt wie mag sein Name sein.
Der Abt sprach: Nimm des eben wahr,
 Es wohnt ein Fräulein schön und klar
Im nahen Dorf an jenem Ende:
 Der sag, daß ich dich zu ihr sende.
Magst du sie bringen her zu mir,
 So treuen Dienst vergelt ich dir:
Löst sie mich aus Gelüstes Band,
 Dir wird noch guter Lohn bekannt.
Er sprach: Das werb ich gar genau,
 Am Abend bring ich euch die Frau.
Rausch wieder in die Küche gieng,

Er wusch die Schüßeln und thät sein Ding,
Das ihm befohlen hätt der Koch
Und sann auf andre Dinge noch.
Am Abend er zum Dorfe gieng,
Wo ihn die Frau ganz wohl empfieng.
Er sprach: Ich grüß euch, Fräulein klar,
Ihr seid das schönste Weib fürwahr.
Mein Herr entbeut euch seinen Gruß:
Er liebt euch, daß er sterben muß,
Erbarmt ihr euch nicht seiner Pein.
Da sprach die Frau: Das soll nicht sein:
Ich thu ihm alle Freundschaft gern,
Denn Schade wär es um den Herrn.
Er sprach: „So sollt ihr mit mir fort
Zum Abt in seinem Kloster dort."
Da bracht er seinem Herren schnelle
Die Frau in seine stille Zelle.
Der Abt die Frau gar schön empfieng,
Bruder Rausch alsbald von dannen gieng.
Des Morgens, da der Tag anbrach,
Rausch wieder zu der Frauen sprach:
„Wohlauf, nun laß uns bald hindann,
Daß es nicht inne wird dein Mann."
Das Fräulein bracht er gleich zur Stunden
Zum Dorf hin, wo er sie gefunden.
Als Bruder Rausch von dannen gieng,
Die Mönche hörten von dem Ding,
Rausch sei solch heimlicher Geselle,
Der einem Jeden in die Zelle

Möcht schaffen solchen Zeitvertreib;
Da wünschten sie sich auch ein Weib.
Sie sprachen: „Rausch, getreuer Knecht,
Du bist zu unsern Sachen gerecht.
Nun schaff' nach unsrer Herzen Gier
Einem Jeden auch ein Fräulein schier."
Welcher Mönch ein Fräulein hätte gern,
Zu Bruder Rausch hatt er nicht fern:
Der bracht nach allem Wunsch ihm bald
Ein junges Fräulein wohlgestalt.
Sie hatten drum ihn Alle lieb;
Sie wusten nicht, daß er ein Mörderdieb,
Der sich darum zu ihnen gesellte,
Daß er sie in die Hölle fällte.

Darnach an einem Abend spät
Sich Bruder Rausch versäumen thät,
Daß er nicht in die Küche kam:
Darob ward ihm sein Meister gram.
Er sprach: Wo hast dich umgetrieben,
Daß die Schüßeln ungewaschen blieben?
Der Meister Koch erwischt einen Brand
Und schlug nach Rausch damit zuhand.
Da Rausch des Meisters Zorn vernahm,
Er sprach: Du unberathner Mann,
Was hilft dich doch dein Uebermuth?
Ich werfe drum dich in die Gluth.

Ueber dem Feur ein Keßel hieng,
 Den Meister Rausch alsbald umfieng
Und warf darein ihn allzuhand:
 Da ist ihm Kopf und Leib verbrannt,

Daß er im heißen Schwall verdarb.
Bruder Rausch fuhr hin und warb
Dem Abt um jene schöne Frau;
Die bracht er in das Kloster schlau.
Darüber kamen die Priester her
Zur Küche, die war öd und leer,
Und wie sie in den Keßel schaun,
Sehn sie den Meister Koch mit Graun
Darin gesotten liegen todt:
Sie schrieen laut auf um die Noth.
Da lief zur Küche Rausch erschreckt,
Als hätt ihn ihr Geschrei erweckt,
Und als er hörte was geschehn,
Da sah man ihn gar traurig stehn:
Er weint' und raufte sich vor Gram,
Als er des Meisters Tod vernahm.
Das ward dem Abt am Morgen kund,
Dem war es schier ein lieber Fund,
Daß ihm das Amt eröffnet sei.
Da rief er Rauschen bald herbei,
Dem er des Meisters Dienst befahl:
Das gefiel den Mönchen allzumal.
Da ward der Teufel Klosterkoch;
Das wär er gerne heute noch.
Den Mönchen wars kein übler Tausch:
Ein guter Klosterkoch war Rausch,
Die Bißen würzt' er ihnen gut,
Die Mönche wurden wohlgemuth.
Nun fehlt' es nicht an Zahm und Wild,

Ihr Hunger wurde wohl gestillt.
Des Freitags wurden sie berathen
Mit Speck und feisten Klosterbraten:
Sie sprachen all aus einem Mund,
Der Dienst wär Rauschen beßer kund
Als ihrem alten Meister Koch,
Und Schade wär es, lebt' er noch.
Sie wurden feist und dazu geil,
Der Weg zum Himmel war zu steil.
Darnach zu Rath die Mönche giengen
Rauschen in die Kutte zu bringen.
Sie sandten ihm einen Boten zu:
Da ließ sich Rausch nicht lange Ruh:
Er eilte zum Capitelsaal,
Da saßen die Brüder allzumal.
Da sprach er: Was ist eur Begehr?
Des berichtet mich, mein lieber Herr.
Er sprach: „Du sollst dich willig geben,
In unserm Orden stäts zu leben,
Und unser gehorsamer Bruder sein,
Verstehst du gleich nicht viel Latein.
Wir wollen für dich singen und lesen,
Weil Du in der Küchen hast dein Wesen.
Das hast du wohl verdient mit Recht,
Du warst uns lang ein treuer Knecht."
So wurde Rausch ein Klosterbruder,
Er zog die Kutten übers Luder,
Und vertrieb sein Leben, das ist wahr,
In dem Kloster wohl bei sieben Jahr.

Bruder Rausch, dem Klosterkoch,
　　Oft blieb ihm so viel Muße noch,
Daß er am Pförtlein mochte sitzen:
　　Da sah man ihn große Knittel schnitzen,
Grob und hart von eichnen Stangen;
　　Er machte sie nach seinem Verlangen.
An jeden band er einen Strick
　　Und hieng sie auf an einem Rick:
Er wollt sie vor die Zelle hangen.
　　Da kamen die Mönche zu ihm gegangen
Und sprachen: Rausch, was meinet ihr,
　　Daß ihr die Knittel schnitzet hier?
Er sprach darauf mit guten Witzen:
　　„Im Kloster soll Niemand müßig sitzen.
Ich mache sie zu des Klosters Frommen,
　　Dem mögen sie wohl zur Steuer kommen.
Will uns zu Nacht ein Dieb bestehlen,
　　So mag uns gute Wehr nicht fehlen.
Und wer der Wehr von mir begehrt,
　　Der soll nicht scheiden ungewährt."
Darauf erhub sich großer Streit
　　Unter den Mönchen um eine Maid.
Der Abt mit dem einen Chor
　　Zu einem Bunde sich verschwor.
Als des der Prior inne ward,
　　Mit den Seinen kam er auf der Fahrt
Vor Bruder Rauschens Zelt gegangen:
　　Da wurden sie gar schön empfangen.

Rausch sprach: Was ist eur Begehr,
  Darum ihr kommen seid hieher?
Sie sprachen: Lieber Bruder Rausch,
  Du must uns geben aus der Klaus
Einem Jeden nach seinem Begehr
  Einen Knittel groß und schwer,
Denn der Abt mit seiner Schar
  Dreut uns Allen offenbar.
Da sprach er: Lieben Brüder mein,
  Das soll euch unverweigert sein.
Sie dankten fleißig ihm dafür.
  Der Abt kam auch vor seine Thür
Mit seiner Schar und bat ihn sehr
  Um derbe Knittel groß und schwer;
Sie hätten heimlich einen Bund.
  Da ward Jeglichem auch zur Stund
Ein Knittel in die Hand gegeben,
  Daß er dem Feind möcht widerstreben.
Des Nachts wohl um die Mitternacht,
  Wie Bruder Rausch es hätt bedacht,
Als die Mönche zu der Mette giengen,
  Sie vergaßen Lesen bald und Singen.
Als der Abt des Priors sichtig ward,
  Den Knittel zuckt' er auf der Fahrt,
Und schlug mit Grimm wohl in den Haufen;
  Man sah sie durcheinander laufen.
Da hub Geschrei sich überall,
  Daß durch die Kirche scholl der Schall.
Bruder Rausch ließ seine Schalkheit nicht,

Bald löscht' er aus der Kerzen Licht.
Da erhub sich erst Schlag auf Schlag,
Daß Mancher wund am Boden lag.
Freund und Feind war Alles gleich,
Sie schlugen sich manch harten Streich.
Ihrer keiner konnt den andern sehn:
Das war durch Bruder Rausch geschehn.
Seine Bosheit ihn noch weiter zwang:
Er warf eine große Kirchenbank
Unter die Mönche mit Geschrei.
Der Eine brach die Bein entzwei,
Die Hand der andre oder den Arm;
Auch blieb da Keiner ohne Harm.
Da schlug Rausch selbst mit in den Haufen,
Daß Mancher flüchtig muste laufen.
Nun hatten sie sich lahm gestritten,
Da stellte Rausch sich in die Mitten
Und trug ein Licht in seiner Hand.
Er sprach: „Was ist das eine Schand!
Ich will dem Streit nun sprechen Amen:
Denkt doch an Ehr und guten Namen.
Was soll das Volk im Lande sagen,
Wollt ihr die Platten euch zerschlagen?
Nun laßt euch auseinander treiben:
Es soll fürbaß in Freundschaft bleiben."
Dem Einen war ein Bein entzwei,
Der Andre trug der Wunden drei,
Der dritt und vierte noch viel mehr.
Sie sprachen: Gott im Himmel hehr!

Wie ist die große Bank her kommen,
  Daran wir nahmen übel Frommen?"
Ich gebiet euch Frieden, sprach Bruder Rausch:
  Geh jeder heim in seine Klaus.
Sie brachten ihm die Knittel wieder:
  Er sprach alsbald: „Ihr lieben Brüder,
So ihr der fürder mehr begehrt,
  Sie werden euch gar gern gewährt."
Drei Wochen währt' es wohl hernach,
  Daß man kein Paternoster sprach
Im Kloster. Vespern und auch Messen
  Zu singen wurde gar vergeßen.
Das mieden sie aus Furcht und Scham,
  Daß Niemand von der Schlacht vernahm.

Auf eine Zeit darnach nicht lang,
  Die Schalkheit Rauschen wieder zwang.
Er war zum Kloster ausgegangen
  Sich zu erlustgen nach Verlangen.
Der Speise hatt er gar vergeßen,
  Die heut die Mönche sollten eßen.
Schon sank der Tag und kam die Nacht,
  Da hatt er erst der Kost gedacht.
Gleich eilt' er nach dem Kloster hin;
  Auf Speise stund ihm all sein Sinn.
Von Ohngefähr geschah es da,
  Daß er eine Kuh da weiden sah.

Er nahm ein Hintertheil der Kuh
Und lief damit dem Kloster zu.
Das Viertel steckt' er an den Spieß,
Am Feur es tüchtig rösten ließ,
Und eh zum Male kam die Zeit
War alles fertig und bereit.
Da aßen die Mönche und tranken dazu;
Daß gestohlen wär die Kuh
War ihnen allen unbewust;
Sie würden mit geringrer Lust
Wohl kaum davon gegeßen haben.
Nun kam der Bauersmann am Abend
Nach alter Gewohnheit her gegangen:
Die Kuh zu schaun war sein Verlangen.
Er war des Klosters Unterthan.
Als er sich umsah auf dem Plan
Und auf der Weide grünem Rasen,
Da fand er seine Kuh nicht grasen,
Bis er sie an des Waldes Ecken
Drei Füße sah zum Himmel strecken.
Da er sie also sah verendet,
Er sprach: „Wer hat sie so geschändet?
Das hat fürwahr kein Wolf gethan."
Die Nacht fiel in den finstern Tann.
Der Bauer sprach: „Ich muß besorgen,
Ich finde mich nicht heim vor Morgen."
An einen hohlen Baum er kam,
Wo er die Nacht sein Lager nahm.
„Der mir das Viertel hat gestohlen,

Kommt auch die andern drei zu holen.
Aus diesem Baum mag ich ihn schaun."
Nun kam die Nacht herbei mit Graun,
Ein großes Wunder da geschah:
Der Bauer aus dem Baume sah,
Daß auf den Baum geflogen war
Der Teufelfürst mit seiner Schar.
Ihrer aller Meister rief mit Kraft:
„Was hast du, Beelzebock, geschafft?"
Da sprach er: „Herr, vernehmt nur eben:
Ein Bruder nahm dem andern das Leben.
Das geschah heut Morgen in der Fruh;
Gar fleißig half ich auch dazu."
Er sprach: „Du hast gar wohl gethan,
Sollst großen Lohn dafür empfahn."
Da rief er Einem, hieß Ipocras,
Der auch im Kreiß der Teufel saß.
Der sprach: „Ich hab ein Ding erdacht,
Fürsten und Herrn zusammen gebracht
Und hab ihnen geblasen in die Ohren,
Bis sie sind worden gar zu Thoren.
Gezogen sind sie jetzt zum Streit
Auf eine schöne Heide breit:
Da wird heut Mancher todt geschlagen,
Und seine Seele muß verzagen."
Lucifer sprach: Du thatest Recht,
Du bist mir ein getreuer Knecht.
Da kam Einer, den hieß man Nürfel,
Der sprach da: „Ich fahr in die Würfel,

Aus dem Quater mach ich ein Daus,
    Da kommt viel Mord und Todschlag aus.
Und haben sie das Geld verspielt,
    Einer dann oft dem andern stiehlt.
Auch hab ich Zank erregt und Streit
    Zwischen dem Mann und seinem Weib.
Das Weib ermordete den Mann;
    Dazu ich allezeit helfen kann."
Da kam auch Einer, hieß Taubennöst:
    Der sprach: „Ich schuf das allerböst.
Ich hab zwei alte Weiber jetzt,
    Zwei böse, widereinander gehetzt,
Daß sie begannen sich zu schelten
    Und all ihre heimliche Unthat meldten,
Da kam manch saubres Stück herfür,
    Fegte Jede vor der Andern Thür.
Das wollten sie sich nicht vertragen,
    Von Worten kam es bald zum Schlagen,
Daß sie sich bei den Kehlen packten,
    Sich würgten, blaue Mäler zwackten,
Davon sich neue Schläg erhoben,
    Daß die Funken aus den Augen stoben."
Lucifer sprach: Habt ihr vernommen,
    Ob Rausch nicht sei hieher gekommen?
Da hat sich Rausch nicht lang gespart,
    Er fuhr daher in schneller Fahrt
Zu seinem Herrn und seiner Schar
    Aus dem Kloster offenbar.
„Lucifer", sprach er, „hört mich recht,

Ich bin euch ein getreuer Knecht:
Ich bring euch all die Brüder mein,
So viel da in dem Kloster sein;
Eh ich sie bringe, will ich euch bürgen,
Sollen sie sich morden und würgen.
Denn sie thun nach meinem Rath
Allezeit, so früh als spat.
Der Eine soll den andern morden:
Das bring ich zuwegen in dem Orden."
Da ward ein Lärmen überall,
Weit durch den Baum erscholl der Schall.
So flohn sie von dem Baum hindann:
Darob erschrak der Bauersmann.
Am Morgen, als es wurde Tag,
Der Bauer sah sich um im Hag.
Als er das Kloster nah befand,
Dem eilt' er zu gar unverwandt.
Als er zum Kloster kam gegangen,
Der Abt hat ihn gar schön empfangen.
Da sprach der Bauer offenbar:
„Herr Abt, ich sag euch treu und wahr
Groß Wunder, das ich hab vernommen;
Es kommt euch allen wohl zu Frommen.
In diesem Kloster, hört mich recht,
Da ist der Teufel euer Knecht,
Der hat euch all den Tod geschworen:
Folgt ihr ihm nach, ihr seid verloren."
Er sagt' auch Alles Wort für Wort
Was er im Baum vernommen dort.

Da ward dem Abte lieb und leid,
Er erschrak ob seiner Sündigkeit
Und warf sich hin in seiner Kammer
Zerknirscht mit großem Herzensjammer;
Mit rechter Reu um seine Schuld
Erfleht' er Gottes Gnad und Huld,
Und legte schwere Buß sich auf,
Daß ihm der Himmel wär zu Kauf.
Dann trat er zum Capitelsaal,
Berief die Brüder allzumal,
Zeigt' ihnen Alles treulich an,
Thät offne Beicht vor Jedermann,
Und mahnte sie, daß sie abstünden
Von ihren Lastern auch und Sünden.
Die Brüder all ob solcher Mär
Erstaunten und erschraken sehr.
Sie knieten hin demüthiglich
Und betrübten ihrer Sünden sich
Als sie der Abt so einig sah,
Bald hieß er läuten, das geschah,
Zur Messen in dem Gotteshaus;
Er nahm auch mit sich Bruder Rausch.
Der Abt sprach: „Du sollst bleiben stehn,
Mess hören, nicht von dannen gehn."
Da das Evangelium ward gelesen,
Rausch wäre gern davon gewesen.
Als man aufhub das Sacrament,
Da ward er ganz und gar verblendt.
Rausch sprach: „Herr Abt, ich muß nun gehn,

Meines Lebens ist nicht hier zu stehn."
Der Abt ihn bei der Kappen griff,
Sprach: „Mein Herr Rausch, das hilft dir nicht.
Ich beschwöre dich bei dem Gotte mein,
Du sollst hier vor der Pforte sein,
Und stehn in eines Pferds Gestalt,
Dadurch erkannt wird Gottes Gewalt."
Rausch schrie laut auf in seiner Noth,
Doch must er leisten des Abts Gebot.
Er ward ein Pferd da auf der Fahrt
Grausamer Gestalt und böser Art.
Das Pferd stund grauslich offenbar
Und hielt die Mönch in großer Fahr.
Er schämte sich aus der Maßen sehr,
Trieb drum so grausame Gebär.
Doch war sein Dreuen all verlorn:
Das schuf dem Teufel großen Zorn.
Er sprach zum Abt: Nun laßt mich gehn;
Euch soll nichts mehr zu Leid geschehn.
Auch will ich nicht mehr kommen her,
Im Kloster schädgen Niemand mehr.
Ich will auch fahren aus dem Land
Ueber die See und manchen Strand.
Der Abt sprach: Fahr denn gleich hindann
Und thu uns nie ein Leid mehr an!

Darauf fuhr Rausch gen Engelland;
Da ward seine Schalkheit bald bekannt.
Er fuhr in des Königs Töchterlein;
Die war hübsch und dazu fein.
Er macht' ihr manchen schweren Tag;
Das schuf dem König Ungemach.
Der König sandte Boten aus
In mancher großen Meister Haus.
Zu Paris dort in der werthen Stadt
Um gute Meister der König bat,
Die seiner Tochter hülfen zuhand:
Da wurden ihm alsbald gesandt
Viel gute Meister reich an Kunst,
Doch hatte Keiner Gottes Gunst,
Sie mochten den Teufel nicht aus ihr bringen,
Ob Mancher meint', ihm sollts gelingen.
Zuletzt der Teufel rief heraus:
„Ich bin genannt der Bruder Rausch.
Aus diesem schönen Faß so fein
Bringt mich Niemand als der Abt allein,
Dem ich Gehorsam hab gethan."
So sprach der Teufel sonder Wahn.
Er sagt' dem Volk auch offenbar
Wo der Abt im Kloster war.
Da wurden Boten nach ihm gesandt
Ueber die See gen Dänenland.
Der Bote zu dem Kloster kam,
Wo er den Abt gar bald vernahm:

Er grüßt' ihn mit beflißnem Mund
Und thät ihm alle Dinge kund.
Er sprach: „Ihr sollts mit Nichten laßen,
Sollt mit mir fahren meiner Straßen
Hin zu dem König von Engelland:
Darum bin ich zu euch gesandt."
Der Abt sprach zu ihm unverwandt:
„Ich fahr mit dir gen Engelland."
Da macht' der Abt sich bald bereit;
Der Bote gab dem Herrn Geleit.
Da kam der Abt gen Engelland,
Wo er den reichen König fand.
Der König hieß ihn willkomm sein
Und bracht ihm bald die Jungfrau fein.
Als der Abt die Jungfrau sah,
Gar stille lag der Teufel da,
Er bewegte sich nicht um ein Haar.
Der Abt sprach zu ihm offenbar:
„Bruder Rausch, ich gebiete dir zur Stund,
Wo du jetzt bist, das thu mir kund."
Da schrie der Teufel Weh und Ach!
Er hatte großes Ungemach.
Er sprach: „Herr Abt, seid ihr gekommen?
Das bringt mir leider wenig Frommen.
Nun kann ich länger hier nicht bleiben,
In diesem Faß meine Zeit vertreiben."
Der Abt sprach: „Du sollst aus ihm gehn,
In Pferdsgestalt hier vor mir stehn
Wie du gestanden bist vor Jahren,

Da du vom Kloster mustest fahren."
Bruder Rausch fuhr aus um große Noth
Und that wie ihm der Abt gebot.
Mit einer großen Kette band
Der Abt den Teufel gleich zur Hand.
Da schrie er manchen lauten Schall,
Die Burg erklang im Widerhall;
Davon erschrak da Mancher sehr.
Der König sprach: „Herr Abt, mein Herr,
Ihr seid fürwahr ein kühner Mann,
Daß ihr so dürft den Teufel fahn;
Das ist fürwahr kein Kinderspiel."
Darauf ersah der Abt gar viel
Blei liegen dort auf einem Plan:
Das zeigt' er bald dem König an,
Bat eine Last des Bleis sich aus
Zu decken dort sein Klosterhaus.
Der König sprach: „So nehmt es gar,
Mögt ihr es bringen in eur Gewahr."
Des war allda manch Hundert Last,
Wie ich hör und wie die Schrift befaßt.
Der Abt befahl da Rauschen sehr,
Das Blei zu führen über Meer
Gen Helsinghör in Dänenland,
Wo ihm das Kloster wär bekannt.
Rausch nahm das Blei gar allzumal
Und führt es über des Meeres Schwall.
Inzwischen war bereit das Mal,
Der Tisch gedeckt im Königssaal.

Der Abt gieng vor den König stehn:
Der hieß ihn mit zu Tische gehn.
Mit Freuden wurde da gegeßen,
Denn aller Sorge war vergeßen.
Da man das letzte Eßen nahm,
Bruder Rausch über Meer herwieder kam.
Er sprach: Herr Abt, es ist gethan;
Was wollt ihr weiter, sagt mir an?
Das Schloß hier nehm ich, wollet ihr,
Und führ es zu dem Kloster schier.
Der Abt sprach: Du sollst es laßen stehn:
An dem Blei ist Uns genug geschehn.
Doch sollst du mich nehmen unverwandt
Und sollst mich tragen heim zu Land
Und mich niedersetzen ungekränkt
Vor das Kloster, des dir wohl gedenkt.
Da gesegnete der Abt den König hehr
Und dankt' ihm seiner Gabe sehr.
Der Teufel nahm den Abt bei der Hand
Und führt' ihn über See zu Land.
Er bracht ihn zu dem Kloster wieder
Und setzt' ihn vor dem Pförtlein nieder.
Da der Abt kam heim zu Land,
Er sah das Blei da allzuhand.
Rausch sprach: Herr Abt und Herre mein;
Wo soll hinfort meine Wohnung sein?
Da sprach der Abt: „Hier liegt nicht fern
Ein Berg, da sollst du wohnen gern
So lang bis kommt der jüngste Tag,

Vor dem sich Niemand bergen mag.
Du sollst auch nimmer kommen hindann,
Daß du nicht schädigst Weib noch Mann."
Rausch must dem Abt gehorsam sein,
Und fuhr schnell in den Berg hinein.

Wie ich von Einem des Ordens vernommen,
Der aus dem Kloster war gekommen,
So ist das Kloster Eßrom genannt
Bei Helsinghör in Seeland,
Und unter dem Bisthum Rosschild gelegen,
Wo sie Bernhardiner Ordens pflegen.
Damit will ich die Märe schließen,
Ob Jemand drob hätt ein Verdrießen,
Möcht er das Bisthum selbst bereisen
Und sich da laßen unterweisen.

Also hat mein Bruder Rausch ein Ende,
Der in aller Schalkheit war behende.
Drum mögen sich böse Mönche hüten,
Daß sie in solcher Brunst nicht wüthen,
Und nicht vergeßen ihrer Observanz,
Noch folgen Rauschens Ordinanz,
Sondern der Regel St. Augustin,
Wie sie Humberius schrieb mit Sinn,
Wie sich ein Jeder halten soll,
Daß er nicht werde der Sünden voll,
Des zu gedenken brächte Schmerz.
Erkenne Jeder nur sein Herz
Und wend es, was er auch sündhaft that,
Durch Reu und Leid vom Höllenpfad.

Hiermit hat dieß Gedicht ein Ende.
Gott uns in letzten Zeiten sende
Seine Gnad und Barmherzigkeit,
Daß wir Gott sehn in Ewigkeit.

JUD AHASVERUS.
BIBLIA

Kurze Erzählung

von einem

Juden aus Jerusalem

mit Namen

Ahasverus,

welcher bei der Kreuzigung Christi selbst persönlich gewesen, auch das Crucifige über Christum hat helfen schreien und um Barnabam bitten.

Vorbericht des Herausgebers.

Die in Kochs Compendium ausgesprochene Vermuthung, daß schon im sechszehnten Jahrhundert ein Volksbuch von dem ewigen Juden im Schwange gewesen sei, ist zwar unerwiesen, und der Auszug, welchen Reinhard in seiner Bibliothek, der Romane nach Koch daraus geliefert haben soll, nicht aus dem alten Volksbuch, sondern aus einer sehr modernen französischen Bearbeitung dieses Stoffs gefloßen; aber sie ist mir dennoch aus den hernach folgenden Gründen nicht ganz unwahrscheinlich. Indeß hat noch Niemand eine so alte Ausgabe des Volksbuchs gesehen und ich habe keine ältere auftreiben können als die Leidener von 1602 (4 Blätter in klein Quart), von welcher ich Schmellers ausgezeichneter Güte eine genaue Abschrift verdanke. Da sie ziemlich selten ist, so setze ich Titel und Schluß buchstäblich hieher:

„Kurtze Beschreibung vnd Erzehlung von einem Juden, mit Namen Ahasverus:

Welcher bey der Creutzigung Christi selbst Persönlich gewesen, auch das Crucifige vber Christum hab helffen schreyen vnnd vmb Barnabam bitten, hab auch nach der Creutzigung Christi nimmer gen Jerusalem können kommen, auch sein Weib vnnd Kinder nimmer gesehen; vnnd seitbero im Leben geblieben, vnd vor etlich Jahren gen Hamburg kommen, auch anno 1599 Im December zu Dantzig ankommen.

Es hat auch Paulus von Eitzen, der heil. Schrift D. vnd Bischoff von Schleßwig beneben dem Rector der Schulen zu Hamburg, mit jhme conferiert: von den Orientalischen Landen, nach Christi zeit was sich verloffen, hatt er solchen guten bericht darvon gegeben, das sie sich nicht gnug darüber verwundern können

Matthei am 16.

Warlich ich sage euch, es stehen allhier etliche, die werden den Tod nicht schmecken, biß das sie deß Menschen Sohn kommen sehen inn sein Reich.

Gedruckt zu Leyden bey Christoff Creutzer. Anno 1602."

Dieß Alles auf der Titelseite.

Schluß des Ganzen:

„Dieser Mann oder Jud soll so dicke Fußsolen haben, das mans gemessen zweier Zwerch Finger dick gewesen, gleich wie ein Horn so hart wegen seines langes gehen vnnd Reysen, er soll auch Anno 1599 zu Dantzig in December gesehen worden sein.

Ende."

Diese Ausgabe enthält nichts als die kurze Beschreibung und Erzählung; die Anhänge, welche in spätern Ausgaben hinzukommen, als die „Erinnerung an den christlichen Leser von diesem Juden," der „Bericht von den zwölf Jüdischen Stämmen, was ein jeder dem Herrn Christo für Schmach angethan," endlich „ein Verzeichniss des über den Herrn Jesum ergangenen Bluturtheils," sind ihr noch fremd.

Da die Beschreibung und Erzählung Schleßwig den 9ten Juni 1564 datiert ist, so erscheint der eben mitgetheilte Schluß, welcher die Jahrzahl 1599 enthält, als ein späterer Zusatz, desgleichen der Theil des Titels, welcher dieselbe Jahrzahl zeigt. Aber auch die Nachricht, daß der ewige Jude 1575 in Madrid gesehen worden sei, kann in die von 1564 datirte Erzählung nur später eingeschoben sein. Schwerlich fand sie sich schon in der ersten, vielleicht bald nach 1564 erschienenen Ausgabe, die der von 1602, wenn wir diese Zusätze wegdenken, ähnlich gesehen haben wird. Ich gestehe zu, daß die Annahme einer so frühen Ausgabe nur eine Vermuthung ist. Wenn aber die Ausgabe von 1602 die erste gewesen wäre, so würde der Bericht schwerlich so weit zurück datiert worden sein, zumal da neben der Jahrzahl 1564 des Datums noch so viel spätere Jahrzahlen vorkommen, welche sich nicht wohl anders denn als Einschiebsel jüngerer Ausgaben erklären laßen.

In den nach 1602 erschienenen Ausgaben, ja schon in der Leipziger Ausgabe von diesem Jahre (Gräße S. 32) wird Chrysostomus Dudolaeus Westphalus als Ver-

faßer angegeben, welcher den einfachen Bericht des ersten Verfaßers stark überarbeitet und mit dem Datum Refel (Reval) den 1. August 1613 (späterhin 11. März 1614) versehen, wahrscheinlich auch die Erinnerung an den christlichen Leser hinzugefügt haben wird. Letztere ist hier nach einer Ausgabe mitgetheilt, die zwar keine Zeit- und Ortsangabe enthält, wahrscheinlich aber 1614 zu Stettin bei David Reicharts erschienen ist. Die übrigen Anhänge, die nicht zur Sache gehören, glaubte ich weglaßen zu müßen.

Bonn den 15. Decbr. 1846.

K. S.

Weil dieser Zeit bei uns allhier nichts Neues zu schreiben, will ich euch etwas Altes, welches doch bei Vielen mit Verwunderung für etwas Neues gehalten wird, erzählen, welches sich folgender Gestalt verhält.

Es hat Paulus von Eitzen, der heiligen Schrift Doctor und Bischof zu Schleßwig, der von J. F. Gn. Herzog Adolf von Holstein zum Bischof erwählet und bestätigt ist und nicht nur allein bei Männiglich in Ansehen und glaubwürdig, sondern auch durch seine in Druck gegebenen Schriften ein berühmter Mann ist, mir und andern Studiosis etliche Mal erzählt: als er in seiner Jugend eine Zeitlang zu Wittenberg studiert, und einmal im Winter Anno 1542 zu seinen Eltern gen Hamburg gereiset, habe er den nächsten Sonntag darnach in der Kirche unter der Predigt einen Mann, welcher eine sehr lange Person mit einem langen über den Achseln abhangenden Haar gewesen, gegen der Kanzel über, auf bloßen Füßen barfüßig stehen sehen, welcher mit solcher Andacht die Predigt hörte, daß man an ihm einige Bewegung nicht spüren können, außer wenn der Name Jesus Christus genennet worden, habe er sich geneigt, an seine Brust geschlagen und sehr tief geseufzet: und habe keine andere Kleidung angehabt in demselbigen harten Winter als ein Paar Hosen, die an den

Füßen durch gewesen, einen Rock bis an die Knie und darüber einen Mantel bis auf die Füße; sonsten sei er Alters halben anzusehen gewesen als ein Mann von funfzig Jahren ungefährlich. Als er nun sich wegen seiner großen Gestalt, Kleidung und Gebärden über ihn verwundert, hab er nach ihm, wer er wäre und was seine Gelegenheit sei, geforschet: da habe man ihn berichtet, daß derselbige sich nun den Winter über etliche Wochen lang daselbst aufgehalten und von sich ausgegeben, daß er ein geborener Jude von Jerusalem, mit seinem Namen Ahasverus und seines Handwerks ein Schuhmacher, auch bei der Kreuzigung Christi selbst persönlich gewesen und seithero im Leben geblieben und durch viele Länder gereiset sei, wie er denn zur Bestätigung dessen viel Umstände, so sich mit Christo, nachdem er gefangen und vor Pilatum geführt, darnach vor Herodem, auch bis er endlich gekreuzigt worden, zugetragen, von denen weder die Evangelisten noch Historienschreiber Meldung thun, desgleichen auch von allerhand Geschichten und Regimentsveränderungen, so sich in den orientalischen Landen nach Christi Leiden in etlich hundert Jahren hernach zugetragen, wie auch von den Aposteln, wo jeder gelebt, gelehrt und endlich gelitten, vollkommen guten Bericht zu geben wußte.

Als nun Paulus von Eitzen Solches gehört, hat er sich noch mehr darob verwundert und Gelegenheit gesucht, selbsten mit ihm zu reden. Da er nun dieses endlich erlangt, hab ihm der Jud solches Alles mit Umständen erzählet, daß er nämlich zur Zeit Christi zu Jerusalem wohnhaftig, auch ihm, dem Herrn Christo, welchen er für einen Ketzer und Verführer gehalten, weil er anders nicht gewußt, auch von den Hohen-

priestern und Schriftgelehrten, denen er zugethan gewesen, anders nicht gelernt gehabt, gram gewesen. Und hab derwegen alle Zeit sein Bestes gethan, damit dieser Verführer, wie er dafür gehalten, möchte vertilget werden. Hab auch endlich ihn gefangen, vor die Hohenpriester und Pilatum führen, anklagen, über ihn das Crucifige schreien und um Barnabam bitten, auch soweit bringen helfen, daß er zum Tod verurtheilt worden. Da nun die Sentenz gesprochen gewesen, hab er alsbald nach seinem Haus, da der Herr Christus hat vorüber sollen geführt werden, geeilt und es seinem Hausgesind angesagt, damit sie es auch sehen möchten. Da hab er selbst sein kleines Kind auf seinen Arm genommen, mit ihm für die Thür gestanden, ihm den Herrn sehen zu lassen. Als nun der Herr Christus unter seinem Kreuz herzu geführt worden, habe er sich an sein Haus etwas angelehnet: da sei er zu mehrerer Anzeigung seines Eifers herzugelaufen und hab ihn mit Scheltworten geheißen, sich von dannen zu packen, und hinaus, da er hingehörte, zu verfügen. Da hab ihn Christus stark angesehen und ungefähr mit diesen Worten angeredet: „**Ich will stehen und ruhen, Du aber sollst gehen.**"

Alsbald habe er sein Kind niedergesetzt und im Haus nicht bleiben können, sondern sei mit nachgefolgt und habe zugesehen wie er hingerichtet worden. Nachdem solches Alles vollendet worden, sei ihm unmöglich gewesen, wiederum in die Stadt Jerusalem zu gehen, wie er auch nicht mehr darein gekommen, sein Weib, Kind und Gesind nicht mehr gesehen, sondern alsobald fort in fremde Lande, und also eins nach dem andern bis daher durchzogen habe. Und obwohl er über etliche hundert Jahre wiederum ins Land gekommen, hab er es doch also

verwüſtet und Jeruſalem zerſtört gefunden, daß er es nicht mehr gekannt habe. Was nun Gott mit ihm vor habe, daß er ihn ſo lange in dieſem elenden Leben herum führe, ob er ihn vielleicht bis zum jüngſten Tage als einen lebendigen Zeugen des Leidens Chriſti zu mehrerer Ueberzeugung der Gottloſen und Ungläubigen alſo erhalten wolle, ſei ihm unwißend; ſeinestheils möchte er leiden, daß ihn Gott aus dieſem Jammerthal zur Ruhe abfordere.

Auf dieses habe er, Paulus von Eitzen, beneben dem Rector der Schulen zu Hamburg, welcher ein gelehrter und in Historiis erfahrener Mann gewesen, mit ihm von allerhand Geschichten, so sich in dem orientalischen Landen nach Christi Zeiten hero verlaufen, conferieret: da hab er ihnen davon und von allen Umständen genugsamen Bericht gegeben, also daß sie sich nicht sattsam darüber verwundern können.

In seinem Leben sei er still und eingezogen gewesen, nicht geredet als wenn man ihn gefragt; wenn man ihn zu Gast geladen, sei er erschienen, habe doch wenig gegeßen und getrunken; so man ihm Geld verehrt, hab er nicht über zwei Schilling genommen, doch alsobald wieder unter die Armen vertheilt, mit Vermelden, er bedürfe es nicht, Gott werde ihn wohl versorgen. So habe man ihn die Zeit über, da er zu Hamburg gewesen, nie sehen lachen. In welches Land er gekommen, desselbigen Sprache habe er geredet, wie er denn damals die sächsische Sprache so wohl geredet als wenn er ein geborener Sachs wäre. Es seien auch wie Dr. von Eitzen berichtet, damalen viel Leute aus vielen Landen und weit gelegenen Orten ihn zu sehen und zu hören gen Hamburg gekommen, auch vielerlei Urtheile über ihn ergangen; der mehrere Theil habe dafür gehalten, er habe einen fliegenden Geist bei sich, der ihm solche Dinge offenbare; welches Er aber nicht dafür gehalten, weil er nicht allein Gottes Wort gern gehört und davon geredet, auch allwegen mit großer Andacht und großem Seufzen den Namen Gottes genennet, sondern auch kein Fluchen dulden können. Denn wenn er jemand bei Gottes Leiden und Wunder fluchen gehöret, hab er darüber erzittert und mit grimmigem Eifer gedreuet: Du elender Mensch,

du elende Creatur, sollst du den Namen Gottes und seine Marter also missbrauchen! Ja solltest du gesehen und gehört haben, wie sauer dem Herrn Christo seine Wunden und Leiden dein- und meinetwegen geworden wären, wie ichs gesehen, du würdest dir ehe ein Leid thun laßen, denn daß du also seinen Namen nenntest.

Und Solches hat ehegemeldeter Herr Paulus von Eitzen mir und andern mündlich, doch mit viel mehr und weitern Umständen erzählt, welches ich gleichwohl seither von etlichen alten Bürgern von Schleßwig, die auch zum Theil denselbigen damalen gesehen und mit ihm geredet, affirmieren gehört.

(Dieß verwichene Jahr 1575 sind Secretarius Christoph Ehringer und M. Jacobus, welche unser gnädiger Herr, Herzog Adolf zu Holstein ungefähr vor fünf Vierteljahren als Legaten an den König von Hispanien abgefertigt wegen der Bezahlung, so seine Königliche Majestät Ihrer Fürstlichen Gnaden und dem Kriegsvolk, mit dem sie Anno 1572 dem Duc de Alba in das Niederland gezogen, noch schuldig verblieben — wiederum nach Haus gekommen und allhier zu Schleßwig angelangt: die berichten, daß sie zu Madrid obgedachten Mann in aller Gestalt mit Kleidern, Geberden und Alter noch zu sehen angetroffen und eben wie obgemeldet von ihm verstanden haben; und hab er sein gut Spanisch geredet.)

Was nun von dieser Mannsperson zu halten, davon steht Jedem sein Judicium frei. Die Werke Gottes sind wunderbarlich und unerforschlich, und werden je länger je mehr Dinge, die bishero verborgen gewesen, nunmehr gegen den zunehmenden jüngsten Tag und Ende der Welt offenbart.

Wohl Dem, der es in rechtem Verstand aufnimmt und erkennt und sich daran nicht ärgert.

Datum Schleßwig den 9. Juni Anno 1564.

Dieser Mann oder Jud soll so dicke Fußsohlen haben, daß mans gemeßen zweier Zwerchfinger dick und wie ein Horn so hart wegen seines langen Gehens und Reisens. Er soll auch 1599 im December zu Danzig gesehen worden sein.

Erinnerung an den christlichen Leser von diesem Juden.

Johannes am 1sten Kapitel V. 18 lesen wir daß keiner Gott jemals gesehen, als allein der eingeborne Sohn, der im Schooß des Vaters ist. Diesen seinen Vater und dessen uns sonst unerforschlichen Willen hat der Sohn, nachdem er aus dem Thron seiner Majestät hervorgegangen, dem menschlichen Geschlecht allein geoffenbaret. Was aber Gott, und wie großmächtig er sei, geben uns seine unaussprechlichen Werke zu erkennen, daher sie denn aus seiner Güte, Barmherzigkeit und Macht sammt unausmeßlicher Weisheit genugsam zu vernehmen sind.

Und weil denn Gott über alle Maße und menschlichen Verstand voller höchster Weisheit ist und seine Weisheit mit keiner Zahl mag ausgerechnet werden, Psalm 147, so hat er auch durch seine Weisheit die Himmel befestiget, die Erde gegründet, und alles in der Welt gar weislich angeordnet, also daß er die vernünftigen und unvernünftigen Creaturen in gröster Weisheit seiner selbst halben erschaffen hat. Denn dieweil er für sich voller Weisheit ist, hat er auch wollen alles dermaßen in der Welt erscheinen laßen, damit das Werk den Meister immerdar möchte loben, und die vernünftigen Creaturen von

seiner überaus hohen Weisheit, unaussprechlicher Güte und gnädigem Willen gar leichtlich zu urtheilen hätten.

Ob nun aber dieser göttliche Rath so überaus hoch ist, daß er von englischer oder menschlicher Vernunft nicht genugsam könne verstanden oder mit Zungen ausgeredet werden, dennoch ist ein Theil der erschaffenen Creaturen Gottes vor großer und verborgener Hoffart von ihrem Schöpfer hinwieder abgefallen, damit sie wegen ihrer vielgeliebten eigenen Thorheit, Gottes Weisheit hintansetzen und schändlich verachten möchten; insonderheit aber auch, auf daß wie damals stracks also fernerhin allweg die Weisheit von ihren eigenen Kindern gemeistert werden könne. Denn ein Theil der erschaffenen Engel sind in ihrer Vollkommenheit und eingepflanzter Weisheit nicht bestanden, sondern von Gottes Weisheit, welche Unsterblichkeit und ewige Freude ihnen mitgetheilt, abgewichen, und haben sich muthwillig, sehend und wißentlich in das ewige Verderben hinein gestürzet.

Nicht allein aber ist solches mit der englischen Natur also zugegangen, sondern das menschliche Geschlecht hat auch in unsern ersten Eltern sich durch dieselben, so voller Bosheit und Abgunst stecketen, von Gottes Weisheit laßen abwenden, zur Thorheit Lust bekommen, an Ungehorsam einen Gefallen gehabt, und zur schändlichen Hoffart sich schleunig gewendet, also, daß es dem bittern Tod und allem Unglück und Elend seither unterworfen ist. Und damit nun die Verführten und von Gott abgewendeten Menschen in Ewigkeit nicht möchten verloren sein, ist ein gar überaus hochweiser Rath hinwieder erfunden, wie das verlorne Ebenbild der Weisheit Gottes in ihnen wiederum herfür leuchten, und von neuem möchte eigentlich wahrgenommen werden.

Daher ist aus lauter Güte und Barmherzigkeit Gottes auch dem menschlichen Geschlechte eine gnädige Verheißung geschehen, und zwar durch des Weibes Samen, welcher nach Gottes Weisheit und des himmlischen Vaters Wohlgefallen von der Thorheit, wie denn auch von des Teufels Bosheit und ewiger Verdammniss in Zertretung des Schlangenkopfs und durch seinen Tod uns erretten und erlösen sollte, jedoch also, daß man wüßte, keiner hätte hier eine bleibende Stätte und daß die rechte und beständige Wohnung der Menschen droben im Himmel wäre.

Derowegen so ist nun der Sohn Gottes von der Jungfrau Maria zu bestimmter Zeit in die Welt gekommen, Galat. 4. V. 4, ist unser Erlöser 1. Cor. 1. V. 30, und wie Röm. am 3. Cap. V. 24 vermeldet wird, unser Versöhner bei Gott seinem himmlischen Vater geworden.

Und obwohl Christus Jesus ein allmächtiger und allwißender Herr, auch voller Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen gewesen ist, dennoch hat ihn der Teufel und die böse Welt wegen seiner Armut, großem Eifer und Ernst die Sünden und Thorheiten der Menschen in Hintansetzung der Weisheit Gottes zu strafen, und wegen seines geringen Ansehens in diesem Leben zum äußersten gehaßt, und verfolget. Denn aus Spott und Verachtung haben sie ihn den Sohn Josephs, einen Freund der Zöllner und Sünder, dieweil er mit ihnen umgegangen, einen Freßer und Weinsäufer, einen Samariter, und der den Teufel hätte, auch einen Gotteslästerer, wie die evangelische Historie es giebt, vielmal genennet.

Wie aber sonsten in vielen andern Dingen mehr, also

sind auch in diesem Fall die prophetischen Schriften erfüllet, dieweil des Menschen Feinde als seine eigenen Hausgenoßen, nach Anmeldung des Propheten Mich. am 7. Cap. V. 6 von Herrn Christo befunden werden, wie es Matth. am 10. V. 36 von ihm selbst angezogen wird. Denn obwohl die Juden Gottes Eigenthum und auserwähltes Volk waren, welchen zugehörte die Kindschaft, die Herrlichkeit und der Bund, das Gesetz und der Gottesdienst, beineben der Verheißung, welche auch der Väter gewesen sind, aus welchen Christus nach dem Fleisch hergekommen, so haben ihn dennoch große Farren umgeben, fette Ochsen umringet, ihre Rachen wider ihn, wie ein brüllender und reißender Löwe aufgesperret, Psalm 22. V. 14, welche ihn endlich bis zum Tode, ja bis zum Tode des Kreuzes verurtheilet, Philipp. 2. V. 8.

Eben dasselbige hat nun gegenwärtiger Jud Ahasverus, dessen allhier in dieser Relation gedacht wird, auch gethan, und ist vor der Passion des Herrn Christi Erzverfolger und voller Löwengrimmes, neben andern, gewesen. Und ist er aus einem Saulus ein Paulus, aus einem hoffärtigen Verächter demüthig, aus einem der äußersten Feinde ein standhaftiger Bekenner des Herrn Christi hernach geworden.

Solches darf nun niemand groß Wunder nehmen. Denn dieweil man es, wie es sich wohl eigentlich sollte gebühret haben, am ganzen jüdischen Volk durchaus nicht vernommen hat, so wird dennoch am erwähnten Juden gespürt wovon der Prophet Esaias Cap. 2. V. 12 geweissaget hat: der Tag des Herrn Zebaoth wird gehen über alles Hoffärtige und Hohe, und über alles Erhabene, daß es erniedriget werde, daß sich bücken muß alle Hoheit der Menschen, und sich demüthigen was

hohe Leute sind. Demnach wird sich nun Zweifels ohne dieser gegenwärtige Jud vielmalen haben vernehmen laßen, und mit dem König David gesprochen haben: Der Herr zog mich aus der grausamen Gruben, und aus dem Schlamm, und stellte meine Füße auf einen Fels, daß ich gewiſs treten kann. Daher so will ich den Herrn loben, der mir geholfen und gerathen hat, Psalm 16. V. 7.

Dieweil aber das Wort Jude eigentlich so viel als ein Bekenner heißet, und die kleinen Kinder ihrer Art nach rufen, Luc. 19. V. 37, indem die ganze Versammlung der Juden sie bedreuet, auch selbst mit ihrem Bekenntniſs stillschweigt, nicht schreiet, Christum bekennet, und seinen Ruhm nicht verkündiget: also werden die Steine rufen müßen, wie von Säuglingen und kleinen Kindern der Prophet David erwähnt. Daher so thut nun solches von der Zeit an dieser erwähnte Ahasverus wie ein geringer und verachteter Stein, und demnach als ein rechter standhaftiger Bekenner. Zudem so sind nicht sehr für rechtschaffene Juden zu achten, die sich mit dem Munde rühmen, sondern vielmehr die es auch öffentlich wie verborgner Weise, im Herzen und mit dem Munde thun, es geschehe solches auch bei Juden sowohl als bei den Christen oder Heiden.

Obwohl nun, soviel wißentlich ist, dieser unser Ahasverus nicht schon vor etlichen hundert Jahren Solches bei den Christen öffentlich mag gethan haben, so geschiehet dennoch nunmehr dasselbe von ihm in unsern mitternächtigen Orten, wie wir jetzt vernehmen, und zwar im letzten Alter und Theil der Welt.

Derhalben so hat nun der Herr Christus diesen seinen

verborgenen nunmehr aber öffentlichen Bekenner, wie die Relation giebt, zur Zeit seines heiligen bittern Leidens erleuchtet, der Zweifels ohne zuvor vor Pilato sammt dem ganzen Volke Matth. 27 v. 25, gerufen: Sein Blut komme über uns und über unsere Kinder, folgends aber Luc. 23, neben dem großen Haufen des Volks und der Weiber, Jesum Christum den Herrn beklagt und beweinet, auch endlich mit dem Hauptmann sammt vielen andern, so bei dem Kreuz des Herrn Christi gestanden, und den Herrn Christum in Acht gehalten, vor großer Andacht gesprochen und von ihm bekennet: Wahrhaftig, dieser war Gottes Sohn.

Dasselbige hat nun die überaus große Menge und Schar der Juden, so damals zu Jerusalem, oder auch an andern Orten gewesen, nicht gethan noch erkennet, wie es Christo wohl gebühret, oder wie seine Jünger und Freunde sonst an ihm gehandelt haben.

Damit aber die Juden, so das Mal zu Jerusalem beim Osterfest nicht waren, Solches in andern Städten und Orten auch erfahren möchten, ist vielleicht dieser Ahasverus zu ihnen also abgefertiget, als zu rechtschaffenen und natürlichen Juden, denen unsere heutigen abschlächtigen und abartigen Gesellen von altem Geblüte mit nichten zu vergleichen sind, ob sie wohl in ihrer Unbußfertigkeit zu gleicher Verdammniß mit einander laufen.

Denn man kann beiderseits von ihnen mit David aus dem 14. Psalm V. 3 sprechen: sie sind alle abgewichen, und allesammt untüchtig geworden, da ist keiner der Gutes thue, auch nicht einer. Ihr Schlund ist ein offen Grab, mit ihren Zungen heucheln sie, Ottergift ist unter ihren Lippen. Ihr

Mund ist voll Fluchens und Bitterkeit. Ihre Füße sind eilend, Blut zu vergießen. In ihren Wegen ist eitel Unfall und Herzenleid, und den Weg des Friedens wißen sie nicht. Daher sie denn den Weg des Unfriedens zur ewigen Verdammniss wandern.

Dieweil aber dieser Jude auf seiner langwierigen Reise und Wanderschaft nach seiner freventlichen Verleugnung des Herrn Christi, so zuvor geschehen, wie man aus der Relation zu vernehmen hat, gleichwohl bis dahin so ein standhafter Bekenner ist, daraus mag man gleichwohl auch erspüren, wie Gott der Herr laut Psalm 4. V. 4 seine Heiligen wunderlich führet, als man denn solcher Exempel an Joseph dem Träumer, David dem Schafhirten, der abgelebten Sara und unfruchtbaren Eilisabeth, Paulo dem Apostel und deren unzählige mehr in der heiligen Schrift hat.

Wie nun dieselben sämmtlich in ihrem ganzen Leben von Gott geführt und geleitet worden, also geschiehts mit diesem Ahasverus auch. Dann erstlich haßte er den Herrn Christum, lästerte und verfolgte ihn, folgends aber rühmte er denselben, und bekannt ihn öffentlich viel hundert Jahre lang nach einander, und zwar an mancherlei Orten und in so weit abgelegenen Landen, also, daß man sich darüber zu verwundert hat, wofern es Gott der Herr dermaßen, wie vermeldet wird, bis daher geschehen laßen.

Er verstehet und kann auch reden alle Sprachen der Provinzen und Völker, dahin er kommt, damit die Reise zu ihnen nicht vergeblich und ohne Frucht möge abgehen. Dieses soll nun abermals niemand sich wundern laßen, denn die Erkenntniss und Wißenschaft der vielerlei Sprachen im neuen

Testament ist eine besondere Gabe Gottes des heil. Geistes, Apostelgesch. Cap. 2: solche hat nun dieser, ein gottseliger und frommer Mensch, welcher zu Gott und seinem heil. Wort so große Lust träget, gar leichtlich in so viel hundert Jahren faßen und lernen können, wofern er sonst nicht aus besonderer Zulaßung Gottes es haben sollte.

Auch wandelt nun der betrübte Mann solchermaßen, nach dem gemeinen Lauf vieler gottseligen Leute mehr, lange Jahre umher, wie es Gott dem Herrn gefällig und zu allen Zeiten also ergangen ist. Zwar die Patriarchen haben ihren Lauf vor der Sündflut nach Pilgramsart vollführt; wie aber nach der Sündflut Abraham, Isaac, Jakab, die Kinder Israel, der Herr Christus selbst und die lieben Apostel neben vielen andern Heiligen mehr ihre Wallfahrten vollendet haben, ist aus den Historien des alten und neuen Testaments genugsam zu vernehmen. Dieser Ahasverus ist nun in die 1614 Jahr nach einander von einem Ort zum andern umher gewandert.

Es deucht zwar solches einem Menschen gar seltsam, und dennoch geschiehts nicht vergeblich. Denn Gott des Herrn seine Gerichte und Sachen sind wohl verborgen, spricht der heil. Augustinus, aber unrechtmäßig und unbillig sind sie mit nichten.

Vielleicht hat es also müßen damit hergehen auf daß etliche unter den verstockten und verblendeten Juden, die hin und her in der Welt noch jetzt zerstreuet sind, von diesem Ahasvero, der bis daher das Ite in orbem universum langwierig practicieret, die großen Wunder Gottes in allerlei Sprachen anhören möchten, ob sie vielleicht noch könnten bekehret werden, deren hartnäckige Sinne bis zu dieser Zeit die heil-

same Lehre des heiligen Evangelii noch nicht von ihren Sünden abwenden und zu sich bringen können. Um der Ursachen willen wird nun ohne Zweifel dieser Jud bis an den jüngsten Tag also müßen verharren, wie denn Christus ihm auch zur Strafe Solches auferlegt, dieweil doch Ein Hirte, Schafstall und Kirche aus bekehrten Juden und Heiden werden soll. Joh. 10. V. 16.

Allhier möchten nun einige Widersprecher sich erheben und einen Einwurf thun: Der Herr Christus spricht ja selbst Matth. 11. V. 29. Er sei sanftmüthig und von Herzen demüthig, und daher, dieweil er die ganze Zeit seines Lebens und Predigtamts jedermann Gutes gethan, derhalben sei nicht zu glauben, daß er der Herr, diesem Ahasvero wegen des einigen Worts, welches er vielleicht unachtsamer Weise in verblendeten Eifer hat entfallen laßen, so eine schwere Strafe werde gedrohet, vielweniger auferlegt haben, insonderheit zur Zeit der Passion und seines heil. bittern Leidens, da er mit vielen andern Sorgen und Gedanken ist umgegangen, wie er die Sünden der ganzen Welt auf seinem Rücken fühlte und mit sich trüge.

Aber diejenigen, so die heil. Schrift mit Fleiß gelesen, wißen sich leichtlich zu erinnern, daß der Herr Christus, außerdem daß er sein Lehramt emsig verwaltet, und auch jedermann Guts gethan hat, wie Matth. 23 und Lucas 13 zu ersehen ist, vielmal den Pharisäern, Saducäern und andern mehr zum heftigsten gedrohet.

Die Zeit aber seines Leidens über, was hat er daselbst gethan? Er hat nach dem Spruch Esſ. 53. V. 7 und dem Bericht Petr. 1. Cap. 2 seinen Mund nicht aufgethan, wie

er gescholten ward, hat er nicht wieder gescholten, hat alles erlitten, und ohne Ungeduld ausgestanden vor Hanna, Caipha, Herodi und Pilato. Denn es war dazumal die Zeit des Leidens und der Geduld und nicht des rachgierigen Vergeltens. Wie aber die Töchter Jerusalems ihn beweinen, spricht er Luc. 23. V. 28 zu ihnen: Ihr Töchter von Jerusalem, weinet nicht über mich, sondern über euch selbst und über eure Kinder. Dann siehe, es wird die Zeit kommen, in welcher man sagen wird: Selig sind die Unfruchtbaren, und die Leiber, die nicht geboren haben, und die Brüste, die nicht gesäugt haben. Alsdann werden sie anfangen zu sagen zu den Bergen: Fallet über uns, und zu den Hügeln: Bedecket uns. Da er aber am Kreuz aufgehängt gewesen ist, wie hat er damals sich verhalten? Er sprach wie Luc. 23. V. 34 geschrieben steht: Vater, vergieb ihnen, denn sie wißen nicht was sie an mir vollbringen. Diese an ihn begangenen Fürbitte hat Christus für die Bußfertigen, und denen ihre Sünden und Mißhandlungen von Herzen leid wären, bei seinem himmlischen Vater eingelegt. Welches zwar von den Unbußfertigen, die seiner noch zur Zeit des Leidens gespottet, wie denn auch von den Pharisäern und Schriftgelehrten Marc. 15. V. 31 und dem ganzen unbußfertigen Haufen der gottlosen Juden, so in ihren Sünden verharren, mit nichten zu verstehen ist, für welche unter andern die Finsterniß, das Erdbeben, die Zerspaltung der Felsen, des Vorhangs im Tempel gewaltiger Riß, die Eröffnung der Todtengräber und Auferstehung vieler Heiligen gehöret und angeordnet ist.

Was nun weiter anbelangt, daß gegenwärtiger Mensch, so Ahasverus genennt wird, so lange nunmehr nach der Sünd-

flut lebet, gedäucht ihrer vielen insonderheit seltsam, indem er alle Patriarchen und andere Leute, welche vor und nach Christi Geburt jemals gelebet, an Alter weit übertrifft. Allein wer kann allhier die Tiefe des Reichsthums, beide der Weisheit und Erkenntniss Gottes, und seine Wege wißen und erforschen? Wer hat des Herrn Sinn erkannt? oder wer ist sein Rathgeber gewesen, daß er möchte verstehen, warum er diesen, so den Herrn Christum zuvor gehaßet, hat wollen so lange Zeit nacheinander ein solch Bekenntniss auf dieser Erden thun, und also umherirren laßen, damit er jetzo zu unsern Zeiten bei uns erstlich möge bekannt werden, und alle Dinge von Christo predigen, bekennen und sich verlauten laßen, wie es in den prophetischen Schriften und der Historie der Passion von den Evangelisten beschrieben. Was die Langwierigkeit des Lebens anlangt, welche überaus seltsam anzuhören und zu verstehen ist, ob man schon alles andere leichtlicher zulaßen könnte, so sind ja Gott dem Herrn alle Dinge möglich.

Daher kann er einen jeglichen nach seinem Willen und Wohlgefallen erhalten, auch einem jeden offenbaren was er will, gleichwie er 2. Cor. 12. V. 4 den Apostel Paulum bis in den dritten Himmel und ins Paradies hinein entrückt hat, auf daß er daselbst unaussprechliche Worte anhörte. Wie nun mit Paulo was Sonderliches sich zugetrageu, also kann er diesen Ahasverus auch darzu ausersehen, hier zeitlich die Freud und Herrlichkeit seines Reichs im Herzenzu empfinden, wie er sammt andern gesprochen: Wahrhaftig, dieser war Gottes Sohn; und ihn erhalten bis zu seiner Wiederkunft zum jüngsten Gericht laut der Zusage Matth. 16. V. 28: Wahrlich ich sage euch, es stehen etliche hier, die werden den Tod nicht

schmecken, bis daß sie des Menschen Sohn kommen sehen in sein Reich. Und von Johanne dem Evangelisten und Apostel wird Johan. 21. V. 22 gelesen: Wenn ich will, daß er bleibe bis ich komme, was gehet es dich an? Eben dasselbe kann man auch von diesem Ahasvero melden, denn so ihn Gott der Herr bis an den jüngsten Tag beim Leben erhalten will, was wollen wir uns groß darum bekümmern, die wir eher sterben müßen?

Wofern nun gleichwohl etliche Leute ohnedas lange lebeten, wie vor Zeiten geschah und heutzutage zuweilen noch geschieht, so würde sich dessen zwar Niemand groß verwundern. Nun dünkt aber die Sache ihrer viele gar seltsam und fast wie ein groß Wunderwerk, oder aber ihrer etlichen gar unglaublich zu scheinen, dieweil der Erz- und Altvater Jakob 130 und wenig Jahre mehr allhier auf Erden gewallet hat und Moses dem menschlichen Leben sein Ziel ins 70. oder 80. Jahr setzt, und zu unserer Zeit die Menschen nur selten so alt werden. Doch beweisen nachbeschriebene Historien etlicher Menschen langes Leben und hohes Alter.

1. Historie aus dem Fasciculo Temporum: Joannes de Tempore stirbt, nachdem er 361 Jahre gelebt hatte: dieser ist des Kaisers Caroli Magni Schildknecht gewesen, hat gelebet bis aufs 1144. Jahr. In des Achillis P. Gassari Auszug der Chroniken und Historien wird die jetzt angezogene Historie bekräftiget: Johannes de Temporibus, nachdem er 361 Jahre gelebet, stirbt in Gallia.

2. Rogerius Baco, ein Engländer, im Buch von der wunderbaren Macht und Art der Natur: Deswegen, daß Artephius in Erforschung der Natur, Kräfte der

Thiere und Edelgesteine, auch anderer Sachen, seine Zeit zugebracht, und sich darin erlustiget, wird gerühmet, daß er 1025 Jahre durch seine Kunst sein Leben aufgehalten habe. Dieses Artephi und solches seines hohen Alters gedenket auch Leo Suavius I. S. P. in Compendio Philosophiae et Medicinae utriusque und Philosophus Theophrastus Paracelsus.

3. Epimenides des Cretensers Schlaf: Die Historie von Epimenides dem Cretenser ist zu finden in Gellii Noctibus Atticis; wird auch gelesen im Diogene Laertio. Dieser, nachdem er von langem Spazierengehen müde geworden, geht in eine offne Höhle, und entschläft darin, und ist nicht eher erwachet vom Schlaf bis 47 Jahre vorüber gewesen. Wie Plinius im 7. Kapitel meldet, soll er erst im 57. Jahre erwachet sein.

4. Ein Exempel aus unserer Zeit. Muste nicht jener ungehorsame Sohn zu Freiberg in Meissen noch bei unserer Zeit viel Jahre leben auf den Fluch und Wunsch seines Vaters, daß er stehen sollte sein Lebtage: darum auch dieser so lange und sein Lebtage zu gehen vermochte auf den Willen und Befehl Christi. Promptuarium Exemplorum, über das vierte Gebot.

Hat doch Gott der Herr den Henoch und Eliam wider den gemeinen Lauf der Natur ohne zeitliches Absterben also verordnet, daß sie in Ewigkeit leben sollen. Warum könnte es hier nicht auch sein, da Gott der Herr diesen Ahasverum vielleicht verordnet hätte, auch in dieser Welt wider den gemeinen Lauf der Natur zu leben bis ans Ende der Welt, denn ja niemals Gottes Verhängen mag ausgegründet werden.

Will man vom Schlaf sagen, so gedenke man, was die alten Landleute und Bauern in Thüringen sagen vom Kaiser

Friedrich, so im Kiffhäuser Berge sitze mit seinem Kriegsvolk und ganzem Herr, und schlafe nun eine lange Zeit, dem der getreue Eckhart auf den Dienst warte.

Und wofern demnach die rechte natürliche jüdische Nation nach des Herrn Christi Verkündigung Matth. 24. das Ziel von Zerstörung der Stadt Jerusalem und Untergang der ganzen Welt erreichen sollte, alsdann würde gewisslich dieser Ahasverus derjenige sein, an dem die Weissagung erfüllet würde, dieweil er allein der Stadt Jerusalem Zerstörung erlebet hat und den jüngsten Tag noch erleben soll. Denn Christus spricht: Wahrlich ich sage euch, das Geschlecht wird nicht vergehen bis daß alles erfüllet ist. Daher so kann nun gar leichtlich daran gezweifelt werden, ob unsere Juden rechte natürliche Juden sind, dieweil Keiner unter ihnen die Zeit der Zerstörung Jerusalems mit seinem Alter erreicht hat und sie täglich dahin sterben bis an den jüngsten Tag, welchen sie nicht wie rechte natürliche Juden, sondern wie Bastarte ableben werden, die unter ihnen übrig bleiben.

Methusalem hat zwar vor der Sündflut 969 Jahr gelebet; der gegenwärtige Ahasverus aber, dessen hier gedacht wird, ist 1614 Jahr alt, wie allhier zu vernehmen ist. Denn der Herr unser Gott ist unser Leben, und die Länge unserer Tage hat er in Händen, Deut. 30, welcher im andern Leben erstlich unser rechtes Leben bis in alle Ewigkeit erhalten und bis da hinein ohne einiges Aufhören erstrecken wird. Und daß wir ohne der heil. Schrift Zeugnisse daran nicht zweifeln, sondern es desto leichter zu faßen haben, wie Gott der Menschen Leben in die Länge im ewigen Leben erhalten könne, haben wir schon in diesem vergänglichen Leben ein Vorbild,

gleichsam als im Schatten, und zwar in diesem Ahasvero uns fürgestellet, wofern die Sache nach obgemeldter Relation sich verlauft, wie denn ihrer viele gewislich dafür halten wollen.

Und wo denn nun die gegenwärtige Relation von Ahasvero nicht für wahrhaftig sollte befunden werden, so bedenke gleichwohl einer, daß die Historie in der katholischen Kirche bis daher wie ein Wunderwerk geglaubet, und ihr nicht widersprochen wird, die von den Siebenschläfern aufgeschrieben ist. Diese sollen zur Zeit der Verfolgung unter Decio dem römischen Kaiser in die Wälder und Wüsteneien aus der Stadt Epheso entflohen sein, sich verborgen haben und entschlafen sein, auch nach 180 Jahren schlafender Ruh unter Kaiser Theodosio dem Jüngern wieder erwacht sein. Zu mehrerer Bestätigung der Wahrheit werden ihre Namen angezogen, und sollen geheißen haben: Maximilianus, Malchus, Martianus, Dionysius, Johannes, Serapion und Constantinus.

Viele dergleichen Historien werden in katholischen Schriften angezogen, und man hat sie bis daher nicht getadelt, werden auch noch heute bei ihnen als wahr geglaubet, welche nicht weniger oder ja so sehr wie eine Fabel von ihrer vielen geachtet werden wie diese von unserm Ahasvero oder von den Siebenschläfern.

Was wird von der Veronika gemeldet? Diese hat zur Zeit des Leidens Christi sich erinnert, wie sie der Herr Christus zuvor von ihrem Blutgang befreiet hat, wie das Evangelium Nicodemi davon Meldung thut. Daher als sie gesehen daß der Herr Christus durch die Gaßen sein schweres Kreuz getragen, und wie sein Antlitz so voller Bluts ist gewesen, hat

sie ihm dasselbe abgetrocknet und so sein Antlitz sich auf dem Schweißtuch abgedrückt.

In der Stadt Beryto in Syria hat sich dieß auch zugetragen: etliche Juden überkamen daselbst ein hölzernes Bildniss der Kreuzigung Christi, und trugens mit sich in ihre Synagoge, dieselben fangen alsbald an aus verbittertem Haß gegen den Herrn Christum das Bild eben so übel zu tractieren, gleichwie vormals ihre Vorfahren mit Jesu von Nazareth gethan hatten. Endlich haben sie auch mit einem Spieße die Seite desselben Bildnisses durchstochen, darauf ist alsbald aus der Seiten des hölzernen Bildes viel Waßer und Blut gefloßen, also daß die Juden sehr darüber erschrocken sind, das Blut aufgehoben, auch viele Schwache und Kranke damit bestrichen und gesund gemacht haben. Hierdurch sind die Juden dieses Ortes alle bewogen worden, daß sie den gekreuzigten Christum für den wahren Sohn Gottes und Heiland der Welt, und den rechten Messiam erkannt und geehret, auch sich taufen laßen, und den christlichen Glauben angenommen und bekannt haben.

Von etlichen frommen Bergleuten auf dem Kuttenberg in Böhmen wird für eine Wahrheit vermeldet, daß nachdem dieselben im Bergwerk verfallen, und wenig Speise bei sich gehabt, und ihre Lampen brennend behalten, hat doch ihre Speise nicht abgenommen, sondern ist ihr Brot stäts wieder so groß gewesen nach dem Eßen, als da sie zu eßen angefangen. Desgleichen ihr Fett und Docht in den Lampen ist fort und fort geblieben und nicht verloschen. Dieser Einer, nachdem er erstlich unter der Erden zu Gott gerufen, und sein Wünschen gewesen, daß er nur des Tages Licht mit seinen

Augen wiederum sehen möchte, hat er mit seiner fleißigen Arbeit über sich endlich mit seiner Hacken hindurchgehauen, und den Tag gesehen, darüber er sich hoch erfreuet, und nachdem er vollends herauskommen, hat er stehend Gott dem Allmächtigen höchlich gedankt, ist also, nachdem er das herrliche Geschöpf des Himmels angesehen, umgefallen und todt geblieben.

Des Andern Wunsch und emsiges Bitten ist gewesen, daß er nur noch einmal seine Hausfrau und Kinder sehen, und mit ihnen eßen möchte. Dieser, nachdem er nun wieder aus dem verfallenen Bergwerk gekommen, ist er zu seinem Weib und Kindern gegangen, und hat sie alle frisch und gesund befunden, sein Weib aber hat ihn nicht gekannt, und weil er auf den Abend spät gekommen, und nun fast ein ganzes Jahr gewesen, daß sie im Bergwerk verfallen waren, hat sie Solches für ein Gespenst gehalten; nachdem er ihr aber alle Umstände berichtet, ist sie mit ihren Kindern von Herzen deswegen erfreuet worden, und hat zu eßen zugerichtet. Als er nun mit seinem Weib und Kindern gegeßen, ist er über der Malzeit todt geblieben.

Des Dritten Wunsch ist gewesen, daß ihn Gott aus dem verfallenen Bergwerk erretten wolle, daß er mit seinem Weib und Kindern nur noch ein Jahr leben möchte, welches dann auch geschehen; und nachdem er ein Jahr bei seinem Weib und Kindern gelebt, und mit ihnen umgegangen, ist er endlich nach verfloßenem Jahre bei seinem Weib todt im Bett gefunden worden: also hat Gott der Allmächtige dieser dreien Bergleute Wunsch erhöret, welches billig zu verwundern ist und wohl zu merken.

Was zur Zeit des Propheten Eliä mit der Wittwe zu

Sarepta sich zugetragen, ist uns Christen nicht unbekannt. Und dergleichen viel hundert Wundersachen und Thaten sind mehr vorhanden, welche alle menschliche Vernunft weit übertreffen, als unter andern, daß die Kleidungen der Kinder Israel in der Wüsten vierzig ganze Jahre nacheinander nicht zerrißen sind. Und sind die Waßer des rothen Meeres und Jordans nicht stille gestanden und haben den Israeliten einen trockenen Durchgang vergönnt? Ist die liebe Sonne nicht auch zu zweien unterschiedlichen Malen eine Zeitlang stille gestanden, und hat ihres schnellen Laufs vergeßen?

Was darf man sich denn über diesen Juden also verwundern, welchen der Herr Christus Zweifels ohne bis dahin und noch erhält, auch vom Schlaf des Haßes und der Feindschaft gegen Christum den Herrn, darin er gänzlich neben andern Juden erstorben, hinwieder erwecket, gleichwie er laut der Historia im Evangelio, der betrübten Wittwen zu Nain wahrhaftig und natürlicher Weise erstorbenen Sohn wiederum erwecket, und seiner Mutter lebendig zugestellet hat.

Von der Zeit aber, da dieser Ahasverus aus der Stadt Jerusalem gegangen, und stracks davon gewandert, hat er sein Weib, Kinder, Gesinde und ganzes Haus verlaßen und nimmer wieder gesehen. Diejenigen, die nun solches thun, auch der Maßen alles verlaßen, und dem Herrn Christo nachfolgen, sind seiner rechtschaffen werth, und die liebsten Jünger Matth. 10. V. 38. Luc. 14. V. 27.

Folgends so giebt uns nun diese Relation, wenn sie dermaßen betrachtet wird, Lehr und nütze Vermahnung. Die Juden zwar haben allhier ein Spektakel, indem diese Sachen ihnen mögen eine Erinnerung und Warnung geben in ihrer

großen Blindheit, Unbußfertigkeit und Verstockung, ob sie vielleicht hierdurch sich noch möchten zurecht bringen laßen. Christen und Juden zugleich wird ein Exempel an Ahasvero vorgestellt, ihm nachzufolgen, und vom Herrn Christo ein solch Bekenntniſs zu thun. Wir aber sämmtlich, so in der Welt jetzt leben, sollen uns daran erinnern, daß wir Pilgrame und Fremdlinge in diesem Leben sind, wenn wir auch länger als Methusalem, oder als dieser Ahasverus lebten; denn endlich müßen wir doch miteinander sterben.

Wenn nun gleichwohl dessen auch erwähnter Ahasverus aus sonderbarer Zuneigung zur Gottseligkeit die Menschen dazu ermahnet, daß sie Christi bitteres Leiden hoch halten, und nicht also miſsbrauchen sollen, ist er nicht unbillig darum zu loben; dahingegen ist an unsern Leuten das gottlose Leben und Wesen billig gar sehr zu tadeln, wie sich dessen Ahasverus vernehmen läßet, wenn er das Fluchen und den Miſsbrauch der Wunden und des heiligen Leidens Christi also strafet, welches er thut aus großem Eifer und besonderer Dankbarkeit für das bittere Leiden des Herrn und alle seine unaussprechliche Wohlthaten.

Diesem allem, wie es zuvor die Relation gegeben, und davon die Erinnerung kurzen und einfältigen Bericht ertheilt hat, mag nun sein wie ihm will, und mögen es ihrer viele gar schimpflich verlachen, so ist dennoch nicht ohne, daß das Exempel der Gottseligkeit und großen Andacht gegen Christi heil. Leiden und seine Wohlthaten, an Ahasvero und an andern die ihm nachfolgen, mit nichten zu tadeln, und demnach, wenn man schon alles leichtlich widerlegen möchte und könnte, dieses alles dennoch mit Nutzen könne betrachtet werden, indem er

mit seinem guten Exempel, Vermahnen und Wünschen den Gottlosen in dieser Welt zu dienen sich befleißiget, damit sie von ihrem verdammlichen Wesen mögen abgeschreckt werden.

Und dieweil aber in der Historie der Passion oder sonst in der heil. Schrift, dieses Menschen und seiner Wanderschaft gar mit nichten gedacht wird, so geschieht Solches Zweifels ohne nicht ohne verborgene Ursachen, insonderheit aber darum weil, wenn alle Dinge, die sich mit Christo zugetragen, was von ihm, seinen Wunderthaten und andern großen und hohen Werken sowohl als auch von denen, die bei und um ihn gewesen, und dem was sie mit ihm geredet, zu vermelden wäre, und was er selbst die ganze Zeit seines Lebens sonst verrichtet oder ein Jegliches ohne das noch von ihm gehöret oder hat zu erzählen wißen, und dann noch vornämlich wie es mit diesem Ahasvero Alles verlaufen wäre, nach Nothdurft allerseits sollte aufgeschrieben sein, so würde die Welt die Bücher nicht alle faßen und begreifen, Joh. 21. V. 25.

Es ist demnach auch kein Artikel des christlichen Glaubens, was von Ahasvero vermeldet wird, daher kann der gutherzige Leser hiervon schließen und halten was er will, dieweil es weder zur Seligkeit hilft noch zur Verdammniſs gereicht, wofern Alles aufrichtiger Weise gemeint und verstanden wird.

Dieweil aber viele andere Schriften, die sonst wenig nützlich und nöthig sind, als von Marcolfo, Pfaffen vom Kalenberge, Finkenritter, Eulenspiegel, Fausto, Fortunati Seckel und Wünschhütlein, und was solcher Possen mehr sind, so da ärgerlich befunden werden und wenig Nutzen geben können, neben mancherlei falschen und erdichteten neuen Zeitungen mit großer Lust und Begierde von ihrer sehr vielen gelesen

werden, so kann man dieß auch nützlich und wohl lesen, denn es giebt und erweckt immer ziemliche Andacht bei gutherzigen Leuten und frommen Herzen, und ist nichts Böses und Aergerliches hieraus entstanden.

Es kann auch wohl sein, daß die Evangelisten und Josephus aus gewissen Ursachen nach Gottes Willen es übergangen, dieweil in ihren Schriften seiner nicht erwähnt wird, indem daran, wie Etliche vorgeben, so groß nicht gelegen, daß eben in der Passion dessen sollte gedacht sein, insonderheit aber weil er alsbald und stillschweigend davon gegangen und hinweggewandert, mithin unmöglich gewesen, daß er es zu der Zeit berichtet und Andern Alles, wie es mit ihm ergangen, erzählt hätte.

Dieweil aber die Juden unbußfertig geblieben, also daß sie auch darüber in das äußerste Verderben gerathen sind, Stadt, Policei und Regiment verloren, und die jetzigen vermeinten Juden in aller Welt an ungewissen Orten wohnen, auch keiner Dinge Eigenthum ohne ihr Schindgeld, haben und besitzen, wollen wir ihnen, als den verstockten und verblendeten Menschen, wie denn zugleich auch Vielen unserer Christenleute, dieses zum Beschluß vorhalten und hiemit erinnern, was Paulus den Römern am 2. Cap. V. 4. schreibet: Verachtest du den Reichthum der Güte Gottes, seiner Geduld und Langmüthigkeit? weist du nicht, daß dich Gottes Güte zur Buße leitet? du aber nach deinem verstockten und unbußfertigen Herzen häufest dir selbst den Zorn auf den Tag des Zorns und der Offenbarung des gerechten Gerichtes Gottes, welcher geben wird einem jeglichen nach seinen Werken, nämlich Preis, Ehre und unvergängliches Wesen denen, die mit Geduld in guten Werken trachten nach dem ewigen Leben;

aber denen, die zänkisch sind und der Wahrheit nicht gehorchen, gehorchen aber den Ungerechten, Ungnade und Zorn, Trübsal und Angst über alle Seelen der Menschen, die da Böses thun, beide Juden und Griechen.

Was denn endlich nun hieraus den unbußfertigen Juden insonderheit in Acht zu nehmen sein will, ist dieses, daß Gott der Herr über die Gottlosen wird regnen laßen Blitz, Feuer und Schwefel, und wird ihnen ein Wetter zu Lohn geben. Der Herr ist gerecht und hat Gerechtigkeit lieb. Darum, daß ihre Angesichter schauen auf das was recht ist, Psalm 11. V. 7. Die Ruhmredigen bestehen nicht vor seinen Augen. Er ist Feind allen Uebelthätern. Er bringet die Lügner um. Der Herr hat Greuel an den Blutgierigen und Falschen. Psalm 5. V. 7.

In demselben Verlage ist erschienen:

Das alte Passional.

Ein mittelhochdeutsches Gedicht

herausgegeben

von

K. A. Hahn.

gr. 8. geh. Rthlr. 2. od. fl. 3. 36 kr.

„Lange schon war der Abdruck dieses in mehr als einer Beziehung interessanten Produktes der älteren geistlichen Literatur der Deutschen, welches hier aus der Heidelberger Handschrift Num. 352 gegeben wird, verheißen, und bereits 1840 hatte der um die deutsche Literatur so verdiente Herr Herausgeber die Abschrift des Originals angefangen, konnte sie aber in Folge häufiger Unterbrechungen nicht fortsetzen und schneller, als es geschehen ist, vollenden. Um so freudiger wird die durch einen wohlkundigen Führer vermittelte Einführung des Passionals in die Gelehrtenwelt von den Freunden altdeutscher Literatur begrüßt worden sein. Das Serapeum, welches auch auf Handschriftenbenutzung seine Aufmerksamkeit richtet und an seinem Theile Benutzung von, namentlich unedirten Handschriften gern anregen möchte, glaubt diese erste Ausgabe des Passionals (unter diesem, von dem tragischen Ausgange der behandelten Begebenheiten hergenommenen, Namen bezeichnet es sich selbst in der Handschrift Bl. 1. a. und 3 d. in den rothen Ueberschriften) nicht unerwähnt lassen zu dürfen. Gervinus (in seiner Geschichte der poet. Nationalliteratur der Deutschen, Th. 1. S. 523. 2. Ausg.) bezeichnete das Gedicht der Sprache und dem geschickten, leichten Vortrage, so wie der ganzen Tendenz des Dichters nach als in die Zeit des Hugo von Langenstein gehörig, an dessen klare Auffassung und Behandlung dieser heiligen, so leicht in Unklarheit verleitenden Gegenstände es vielfach erinnere. Das Gedicht ist in zwei Bücher eingetheilt und handelt von Christus und Maria, von Engeln (namentlich Michael), von den Aposteln, von Johannes dem Täufer und Maria Magdalena. Wie schon der erwähnte Gelehrte bemerkt, findet sich hier also dieselbe Erscheinung, wie in der Malerei dieser Zeit; denn wie in dieser die Kunst von dem Abbilden der einzelnen Christus- und Mariafiguren nun allmählig zum Hereinziehen der Heiligen in die göttliche Familie übergeht, so finden sich auch in dem Passional — nachdem man bisher nur Legenden von einzelnen Heiligen hatte — jene Stoffe vereinigt. — Die Quellen, aus denen das schöne Gedicht geschöpft ist, werden von dem Verfasser verschieden angegeben, und er erscheint als ein Mann, der sich in den Quellen seines Sagenkreises wohl umgesehen hat; denn bald nennt er die meister in latin, bald die crônken, bald die Evangelien (nach der èvangelisten sage) und actus apostolorum, bald meister Josephus und Jeronimus, so wie die Kirchenväter überhaupt bald endlich mündliche Tradition und selbst deutsche Quellen."

(Serapeum.)

Simrock's deutsche Volksbücher.

Kritiken.

(Literar. Zeitung 1846.)

„Mit dieser Sammlung kommt Simrock einer Forderung unserer Zeit entgegen. Die Neigung zu Volkssagen und Volksdichtungen verbreitet sich mehr und mehr und es ist von Wichtigkeit, daß der theilnehmende Leser sie in echter Gestalt kennen lerne, in der allein ihr wahrer Werth als Dichtungen und als kulturhistorische Denkmale erkannt und gewürdigt werden kann. Welch ein Reiz diesen Büchern innewohnt, bezeugt am besten der Umstand, daß sie, wie Görres sich ausdrückt, „in vielen Jahrhunderten durch alle Stände durchpulsirend und von unzählbaren Geistern aufgenommen und angeeignet," noch immer Interesse einflößen und erquicklich gefunden werden. Das gegenwärtige Geschlecht wird freilich auf andere Weise davon erbaut, als die früheren, wie der jugendliche Leser andern Genuß darin findet, als der Kenner; aber ohne Genuß und ohne Anregung wird sie nur der Unfähige aus der Hand legen. Ist es nicht eben die Jugendzeit der christlichen Nationen, die uns darin vorgeführt wird, die Jugendzeit mit all ihrer naiven Wildheit, ihrer unerschöpflichen Empfindungsfülle, ihrer innigen Gläubigkeit, ihrem liebenswürdigen Ungeschick? Diese Eigenschaften müssen aber die deutschen Volksbücher gerade dem gegenwärtigen Geschlechte werth machen, das ernsten Tendenzen vorherrschend hingegeben ist, an Lebenspoesie gerade keinen Ueberfluß hat.

Die drei ersten Bände, die wir hier zu besprechen haben, enthalten: Heinrich den Löwen, die schöne Magelone, Reineke Fuchs, Genovefa; die Haimonskinder, Friedrich Barbarossa, Kaiser Octavianus; Peter Dimringer von Staufenberg, Fortunatus, König Appolonius von Tyrus, Herzog Ernst, der gehörnte Siegfried und Wigoleis vom Rade. Diese Erzählungen sind dem Inhalt und dem Tone nach sehr verschiedener Art. Im Allgemeinen können wir sie eintheilen in heroische, in specifisch-romantische und mehr oder weniger humoristische, in welcher Ordnung wir sie auch betrachten wollen.

Die Sagendichtung, die vor allen den Namen einer heroischen verdient, ist die von den vier Haimonskindern Adelhart, Richart, Wichart und Reinhold, die im Bunde mit dem Zauberer Malegis den König Karl und seine Paladine bekämpfen. In dieser Erzählung finden sich die auffallendsten Züge jener naiven Derbheit und Wildheit, die in der Ueberkraft der Heldennatur begründet sind. Als z. B. Haimon sich mit seinem Sohn Reinold versöhnt und ihn küßt, drückt er denselben so freundlich an seine Brust und Wangen, daß ihm die Nase blutet, und Reinold ruft ergrimmt: So wahr mir Gott helfe, wenn ihr mein Vater nicht wärt, ich wollte euch dermaßen schlagen, daß ihr müßtet liegen bleiben. Als Claradis ihren Gemahl Reinold vor ihrem Vater warnt (wozu sie guten Grund hat), schlägt er sie ins Gesicht. Außerdem wird Jeder, der den Helden in die Queere kommt, ohne Umstände und ohne weitere Bemerkungen niedergestoßen. — Neben diesen Zügen rohen Heldenthums spricht sich indeß eben so naiv gewissenhafte Beobachtung der äußern Formen und kindliche Demuth aus. Die Rede vor dem König beginnt (wie auch in andern Erzählungen) immer mit „Allergnädigster König" und jeder der Paladine erhält den ihm gebührenden Titel. Extremen Aeußerungen des Zornes folgen Aeußerungen der hingebendsten Liebe. Auch sonst hat an den Haimonskindern alles den Typus des Ungeheuerlichen: ihre Unternehmungen, ihre Mittel, ihre Tapferkeit, ihre Schicksale. Endlich aber bricht das demüthige, christliche Element in dem Helden Reinold durch: er thut Buße, kämpft als Pilger gegen die Ungläubigen, wird zuletzt ein Heiliger, thut Wunder und stirbt als Märtyrer. — In Hinsicht der Composition trägt diese Sage noch sehr das Gepräge jugendlicher Unbeholfenheit, die aber mit dem Gegenstand in gewissem Sinne harmonirt. Von N a t u r ist begreiflicherweise nicht viel darin zu merken und nur ein einziger Zug wirkt natürlich ergreifend: die Liebe, die das Roß Baiart gegen seinen Herrn an den Tag legt, als es ertränkt wird. Alles Uebrige ist von übermenschlicher und von übernatürlicher Größe und spottet des gewöhnlichen kritischen Maaßstabs.

Als zweite heroische Sage möchte der „gehörnte Siegfried" zu nennen sein. In der vorliegenden Bearbeitung scheint uns aber das bekannte Sujet nicht genügend ausgebeutet. Der Erzähler wirft Bemerkungen dazwischen, die ziemlich pedantisch klingen, und läßt es zugleich an belebender Ausführung und stetiger Entwicklung fehlen. Der humoristische Versuch, den er macht, ist nicht gelungen; die Rede, die der sterbende Ritter aus Sicilien an Siegfried hält, offenbart dagegen eine rührende Gutmüthigkeit des Sinnes. — „Wigoleis vom Rade," die dritte Erzählung dieser Art, schildert einen jungen Helden von edelster Gemüthsart: ebenso demüthig, liebevoll und geduldig, wie mannhaft, muthvoll und ausdauernd.

„Je mehr man ihm von der großen Gefahr sagte, je besser ward ihm zu Muthe." Auf einem Stein, der nur den völlig Reinen auf sich litt, und den selbst Gawein nur mit der Hand berühren durfte, wird er vom König Artus und seinen Rittern sitzend gefunden und sogleich mit Bewunderung geehrt. Er zieht aus, eine bedrängte fürstliche Jungfrau an einem Zauberer und Unhold zu rächen, und nachdem er alle Abenteuer siegreich bestanden, wird ihm zum Lohn „die schöne wonnigliche Larie, die sich mit weiblicher Scham etwas kläglich erzeigt, obschon sie es gar nicht ungerne leidet," als Braut zugeführt. — Diese Sage ist mit vieler Anmuth erzählt und nicht arm an naiven Zügen und Bemerkungen.

„Heinrich der Löwe," eine Sage in Versen, macht den Uebergang zu den Schilderungen mehr verhängter und erduldeter als gesuchter und gewollter Abenteuer. Der Held der Erzählung fährt zwar auch nach Abenteuern aus, aber er findet andere, als er erwartet hatte. Auf der See verschlagen, mit seinen Rittern und Knechten dem Hungertod entgegensehend, muß er sich entschließen, mit den Seinen zu loosen, wer von ihnen getödtet werden und den Andern zur Nahrung dienen soll. Die Ritter bitten Gott, daß er doch des Herrn schonen möge, und diese Bitte wird erhört, bis zuletzt der einzige noch übrige Knecht gegen den Herzog gewinnt. Dieser verlangt nun von dem Knecht, daß er ihn tödte, aber dazu kann sich der Treue nicht entschließen: er näht ihn in Ochsenhäute ein, der Vogel Greif entführt ihn vom Schiff in sein Nest und der Herzog, nachdem er von hier entkommen, einem Löwen gegen einen Lindwurm beigestanden und ihn zum Begleiter gewonnen, wird vom Teufel — glücklicherweise ohne Benachtheilung seiner Seele! — nach Braunschweig gebracht, wo er sich seiner Gemahlin, die sich eben verheirathen will, auf die bekannte Weise, indem er nämlich seinen Ring in den ihm gereichten Pokal wirft, zu erkennen giebt. — Der Ton dieses Gedichts ist wacker und treuherzig; genau genommen hat er aber etwas von der Art des Bänkelsangs. — Die Geschichte des „Herzogs Ernst von Baiern" besteht hauptsächlich aus wunderbaren Reiseabenteuern. Der junge Herzog, von seinem erzürnten Stiefvater, dem Kaiser Otto aus seinen Landen vertrieben, wandert mit wenigen Getreuen nach Konstantinopel und wird nach seiner Abfahrt von da in fabelhafte Lande verschlagen; er kommt zu Menschen mit Kranichköpfen, scheitert am Magnetberg, wird mit seinem Freunde Wetzelo ebenfalls vom Greif geholt, gelangt höchst wunderbar in das Land der Cyclopen, denen er ihre Feinde — die Schattenfüßler, die Pannochi, deren Ohren bis an die Erde reichen, und die Riesen schlagen hilft, wandert dann nach Indien zu den Pygmäen, steht dem christlichen König von Mohrenland gegen den heidnischen König von Babylon bei und kehrt endlich mit mehrern

Exemplaren „wunderlicher Leute aus seltsamen Landen" nach Deutschland zurück, wo er sich mit Otto versöhnt. Die Komposition dieser Erzählung, deren Stoff aus dem Orient und dem Alterthum genommen ist, verräth nicht viel Kunst, einzelne Parthien darin sind aber von großem Interesse — Eine Erzählung, voll von Abenteuern und wunderbaren Schicksalswendungen ist auch die vom „König Apollonius von Tyrus," die übrigens speziell an die griechische Komödie und den spätern griechischen Roman erinnert. Wir finden darin eine edle Gattin, die, auf einer Seefahrt scheinbar gestorben und von ihrem betrübten Gemahl in wohl verschlossenem Sarge dem Meere anvertraut, in fremdem Lande vom Scheintod erweckt wird und als Priesterin der Diana ihrem Herrn treu bleibt, bis sie wieder mit ihm zusammengeführt wird; ferner eine tugendhafte Jungfrau, die, von Seeräubern gefangen und an einen Kuppler verkauft, der Verführung widersteht, die Liebe eines Königs gewinnt und sich dann selber als Prinzessin ausweist. Die Darstellung ist anziehend und der Schluß befriedigend.

Unter den Erzählungen, die wir als romantische im schönsten Sinne des Worts auszeichnen müssen, steht obenan die Geschichte der „Genovefa." Der Autor gibt seine moralisch-religiöse Tendenz offen zu erkennen und ruft einmal mitten in der Erzählung aus: „O gottselige Genovefa! wie groß ist deine Tugend und Standhaftigkeit, weil sie durch kein Ding dieser Erde mag überwunden werden. Ach theile mir diese deine Reinigkeit mit und erwirb mir bei Gott, deiner Tugend nachzufolgen!" Dabei ist er aber stets im innigen Gefühl der Situation und führt die Begebenheiten in schönster Folge an uns vorüber. Die Darstellung ist voller Leben; die Reden und Gebete der Heldin sind von rührender Innigkeit und die Naturschilderung frischer und empfundener als in den meisten der übrigen Erzählungen. Wie schön ist es, daß die vom Verrath der Menschen Verfolgten durch ein frommes Thier erhalten werden! Wie paradiesisch ist die Scene, wo die wilden Thiere im Walde mit Schmerzenreich, dem sie gute Gesellen geworden sind, Kurzweil treiben! Natur und Wunder, Poesie und Lehre sind in dieser Erzählung auf's lieblichste miteinander verbunden und der Ausgang der Idee des Ganzen wie dem Geiste des Mittelalters vollkommen entsprechend. — Weniger poetisch in der Darstellung, aber doch noch lieblich genug, ist die Geschichte der „schönen Magelone." Die Erzählung schreitet hier gemessener vor als in der „Genovefa" und hat überhaupt mehr Holzschnittartiges. Die Anreden, welche die Personen an sich halten, sind aus Innigkeit und Förmlichkeit, Naivität und Anstand seltsam gemischt. Diese Menschen sprechen durchaus das Gebräuchliche, ohne alle individuelle Färbung, aber sie sprechen es mit ächter, warmer Empfindung aus, so daß es doch wieder als

Wahrheit wirkt. Das Mittel, wodurch in dieser Erzählung die Katastrophe herbeigeführt wird, hat im romantischen Sinn etwas Feines. Die Liebenden werden durch ein Wunder des Zufalls getrennt; aber da sie, den königlichen Eltern der Heldin entfliehend, doch nicht allzuschwer gesündigt haben, ist ihr Unglück mehr Prüfung als Strafe und das Leid endet in dauerndes Glück. — Von eigenthümlicher Art ist der Inhalt des „Peter Dimringer von Staufenberg," einer romantischen Erzählung in Versen. Peter, ein vollkommener Ritter, begegnet auf einem Ritt über Land einem bezaubernd schönen Fräulein, gegen die er alsbald die heftigste Liebe empfindet. Als er ihr seine Wünsche bekennt, zeigt sich, daß er es mit einem übermenschlichen Wesen zu thun hat: die Schöne ist bereit, um ihn zu sein, so oft er sie herbeiwünscht; er muß ihr aber versprechen, nie eine Frau zu nehmen, denn in diesem Falle hätte er am dritten Tage den Tod zu erwarten. Der Ritter gelobt dies und lebt mit ihr herrlich und in Freuden. Als er sich aber einst im Turnier rühmlich ausgezeichnet, trägt ihm der deutsche König seine Muhme an, und um seine Weigerung zu begründen, muß Peter sein Verhältniß zu der geheimnißvollen Schönen bekennen. Die Geistlichen erklären, daß er mit dem Teufel gebuhlt habe, ermahnen ihn, mit der Verführerin zu brechen und ihrer Drohung ohngeachtet zu heirathen. Der Ritter fügt sich und heirathet das edle Fräulein, das ihn liebt; aber am dritten Tage stirbt er, wie die Schöne es ihm vorhergesagt. — Diese kleine Erzählung ist reizend poetisch ausgeführt. Die kindliche Naivität des Dichters verschönt darin Alles und mildert auch gewagte Stellen so, daß sie dem Leser nur ein Lächeln ablocken. Die Fabel hat übrigens etwas Mysteriöses, denn die unbekannte Schöne zeigt sich auch auf das Seelenheil des Ritters bedacht, kann also doch nicht wohl der Teufel selbst oder ein Werkzeug desselben sein. Daß sie ihrer Natur nach einigermaßen mit ihm zusammenhängt, leidet freilich keinen Zweifel.

Wir gehen über zu den zwei Erzählungen, die humoristische Elemente mit romantischen verbinden. Die Geschichte vom „Kaiser Octavianus" beginnt ähnlich der „Genovefa" mit Verstoßung einer verläumdeten unschuldigen Gattin, deren Zwillingskinder sofort die eigentlichen Helden der Erzählung werden. In bürgerlichen Verhältnissen heranwachsend und auf heitere Weise seine fürstliche Natur offenbarend, thut der eine Sohn des Octavian, Florens, im Kampfe gegen die Ungläubigen, die in Frankreich eingefallen sind, Wunder der Tapferkeit, muß aber zuletzt, mit Octavian gefangen, die Vollendung des Werks seinem Bruder Lion überlassen, der ihm als solcher noch unbekannt ist. Die Historie nimmt, wie der Erzähler selbst sagt, ein fröhliches Ende. Mutter und Söhne werden von dem reuigen Octavian gefunden und erkannt, der Sultan, von Lion ge=

fangen, läßt sich taufen, erhält vom König Dagobert eine Landschaft eingeräumt und wird dessen oberster Rath, Florens heirathet die Tochter des Sultans, die wunderschöne Marcebilla, deren Herz er schon früher gewonnen. Den Humor der Erzählung repräsentirt Clemens, der Pflegevater des Florens, der als verständiger, wackrer Bürger eingeführt in der Folge als eine Art Clown auftritt, am Hofe Dagobert's Abderiten-Streiche macht, aber doch List genug hat, den Sultan um sein unschätzbares Pferd, das zum Siege der Christen nothwendig ist, zu betrügen. Wir wollen nicht sagen, daß die humoristischen Bemühungen des Erzählers immer gelungen sind; Einiges aber ist belustigend, und sehr heiter sind in der Regel die satyrischen Bemerkungen, die er bei Gelegenheit macht und die ihn als einen Mann zeigen, dem der Lauf der Welt bekannt ist. — Kenntniß der Welt und der Menschen spricht sich noch entschiedener und noch anmuthiger in der Geschichte des „Fortunatus" aus. Was mit Geld sich bewirken läßt und welche Leidenschaften das Geld aufregt, ist darin aufs anziehendste gezeigt; den romantischen Erfindungen ist die Satyre des klar sehenden Weltverstandes aufs glücklichste beigemischt. Ueber Höfe und Hofleben macht der Erzähler Bemerkungen im Geiste des Reineke Fuchs. „Wer bringt — sagt er einmal — wird eingelassen, wie noch an vieler Herren Höfe geschieht; wer aber haben will, muß lange vor der Thüre stehen." Nachdem er die Geschichte des Kaufmanns Jeronimo erzählt hat, fährt er fort: „Da nun Jeronimo mit seinem Gesinde gehenkt war, ließ der König das gemeine Volk in Jeronimo's Haus Sackman machen; doch hatten des Königs Räthe das Beste vorweggenommen. Wem da ward, der hatte, da brauchte Niemand Rechenschaft zu geben." Die Erzählung macht uns indessen auch mit positiven, höchst liebenswürdigen Charakteren bekannt und eben in dieser Verbindung des poetischen Ernstes mit der Satyre beruht ihr eigenthümlicher Zauber.

Ueber die rein humoristische Dichtung „Reineke Fuchs", die Simrock in den Reimversen des Originals wiedergegeben hat, müßten wir uns weitläuftiger auslassen, als wir es hier können, wenn wir ihre Vortrefflichkeit nach Gebühr würdigen sollten. An diesem Gedicht ist Alles bewunderswürdig: die Welt- und Naturkenntniß, die Freiheit und Feinheit des Urtheils, die Ueberlegenheit des Humors, die Frische der Darstellung und namentlich auch die äußerst geschickte Entwicklung. Es ist und bleibt ein Meisterwerk ersten Ranges.

Möge diesen echten deutschen Volksbüchern im deutschen Volke alle die Theilnahme werden, die sie und ihr verdienstvoller Sammler und Wiederhersteller reichlich verdienen!"

(Hannöv. Morgenzeitung 1846.)

„Die deutschen Volksbücher haben im Laufe der Jahre und Jahrhunderte viel von ihrer Ursprünglichkeit verloren. Ihre unendliche Verbreitung, anfangs durch alle, später mehr nur durch die niedern Klassen des Volks, erkauften sie um den Preis einer argen Verwahrlosung. Spekulirende Hände besorgten die in zahlloser Menge und athemloser Hast aufeinander folgenden Auflagen, Entstellungen gesellten sich zu Entstellungen, Rücksichten auf die durch immer wachsende Konkurrenz gebotene Billigkeit des Verkaufspreises führten gar zu Abkürzungen, die Willkür that alles was ihrem Zwecke der Gewinnsucht entsprach und die Volksbücher mußten dabei immer schlechter fahren. Endlich kamen sie so weit daß sie nur noch als Lektüre für die untersten Klassen galten. Die neuere Zeit, die so manches Verkannte wieder zu Ehren gebracht, hat auch diesen Volksbüchern wieder zu ihrem Recht zu verhelfen versucht. Aber man würde sich täuschen, wenn man behaupten wollte, daß ihr dieser Versuch schon ganz gelungen sei. Bei den Literarhistorikern ist der Werth dieser Bücher stets in Geltung geblieben, wenn sich auch erst die neuern emsiger darum bemüht und ihrer Entstehungsgeschichte eifriger nachgespürt haben (auf diesem Gebiet bleibt für Görres ein Denkmal stehn, an dem später er selbst so stark und doch vergeblich gerüttelt hat, daß es wohl dauernd und verdient sein muß). Aber was die größte Zahl derer, die man doch nach heutigen Begriffen zu den gebildeten Lesern rechnen muß, von den Volksbüchern weiß, hat sie nur aus den modernen dichterischen Bearbeitungen derselben erfahren. Wie viele jener Leser sind wohl, die sie in ihrer Urgestalt, wie viele nur die sie aus den aschgrauen Jahrmarktausgaben kennen und lieben gelernt haben. In ihrer Urgestalt sind sie schwer zu finden und die Jahrmarktausgaben gehörten schon in weniger formgeübten Zeiten wie die unsrigen nicht mehr zum guten Ton. Diese Rücksichten führten endlich zu dem Versuch durch innere und äußere Säuberung die Volksbücher gebildeten Leserkreisen wieder werth zu machen. Der beste unter diesen Versuchen war das Münchener Volksbüchlein, das aber unsers Erinnerns nicht über sein zweites Bändchen hinauskam, ungeachtet das erste mit der Faustsage zwei Auflagen erlebte und überall von der Kritik beifällig unterstützt wurde. Gleichwohl war auch dies Volksbüchlein noch keine vollständige Rükkehr zu der ganzen ursprünglichen Echtheit und Reinheit der deutschen Volksbücher; es war noch immer Bearbeitung, wo nur reinigende Herstellung nöthig oder zu wünschen war. Simrock hatte wahrscheinlich zu jener Zeit schon den Plan einer Herstellung der Volksbücher in diesem Sinne. „Eine Reihe von Jahren, sagt er im Vorwort, war ich für die Erreichung dieses Wunsches im Stillen thätig gewesen, als durch meine eigne Indiskretion ein Leipziger

Buchhändler auf diese Literatur aufmerksam wurde und sich, da ich bald darauf andre Verpflichtungen eingegangen war, einen dortigen Literaten zum Herausgeber wählte. Die obersten Grundsätze, welche bei dieser Herausgabe leiteten, waren Geschwindigkeit und Wohlfeilheit: in sehr kurzer Zeit erschien eine ganze Reihe von Volksbüchern, das Stück zu zwei und einen halben Silbergroschen. Da auch die stärkern sich diesem Gesetz unterwerfen mußten, so blieb dem Herausgeber keine Wahl als Verschneiden und Verstümmeln. Niemals war den Volksbüchern, die Solbrigsche Ausgabe abgerechnet, übler mitgespielt worden. Zu dem Verdrusse, daß die von mir begonnene Sammlung in demselben Maße zu langsam vorschritt als jene zu geschwind, hatte ich noch das quälende Bewußtsein eine solche Hetze und mörderische Zerfleischung selbst veranlaßt zu haben."

Der Literat von welchem Simrock hier spricht, ist Herr Oswald Marbach, jetzt Censor in Leipzig, dessen Arbeit — oder wie soll mans nennen — mit dem vollkommensten Recht dieser Vorwurf der Versündigung an den unvergänglichsten Schätzen der deutschen Literatur trifft. Simrock giebt nun die besten der deutschen Volksbücher, in sorgfältig nach den ältesten Ausgaben, zuweilen sogar nach der Quelle derselben berichtigten Texten; sie erscheinen in zwei Ausgaben, einzeln und zu Bänden vereinigt, deren acht diese Gesammtausgabe vollenden sollen: die zwei vorliegenden enthalten Heinrich den Löwen, die schöne Magelone, Reineke Fuchs, Genovefa, die Haimonskinder, Barbarossa und Oktavian. Für den Schlußband verspricht der Herausgeber Abhandlungen und Erläuterungen, soviel davon zum vollen Verständniß der Bücher erforderlich ist. Es bedarf der Bemerkung nicht, daß eine Arbeit wie diese nicht besser gelingen konnte als in den Händen Simrocks. Wer ihre Vorzüge erkennen will nehme die erste beste Jahrmarktausgabe zur Vergleichung zur Hand.

Auch die eingestreuten Vignetten dienen dieser Ausgabe zur Zierde; sie schließen sich der alten ächten Holzschnittmanier an und verzichten auf die eitlen modernen Versuche mittels des Holzschnitts Wirkungen zu erzielen, die auf anderm Wege doch viel besser und vollständiger erreicht werden. Dabei sind sie größtentheils gut erfunden, in den Geist der Bücher eingehend, namentlich die zum Reineke Fuchs glückliche und witzige Illustration des alten Gedichts, das Simrock wieder in den ihm weit besser als der Goethesche Hexameter anstehenden kurzen Jamben übertragen hat, bei möglichster Treue ungezwungen und fließend.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Simrock, Karl,

Die Deutschen Volksbücher gesammelt und in ihrer ursprünglichen Echtheit hergestellt von mit Holzschnitten

Bd.: 6

Frankfurt a. M. 1847

P.o.germ. 2001 f-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10128692-8